

A Thaer

Thaer

2332

Univ.-Bibl.
Giessen

2332

A. P. Thacher.

T. 5/68.

A. P. Thaer.

K. 1

10

Möglinsche

Annalen der Landwirthschaft,

herausgegeben

von

der Königl. Preuß. Akademie des Landbaues zu Möglin

unter Leitung

des

Herrn Staats-Raths Thaer.

Zehnter Band.

Berlin, bei August Rücker.

1822.

Inhalt.

Seite

I. Ueber Pferdezucht bei Stallfütterung, veranlaßt durch die Aphorismen über diesen Gegenstand im 1sten Stücke des 9ten Bandes dieser Annalen. Vom Hrn. v. Knobelsdorf. ' 1

II. Allgemeine Grundsätze bei der Organisation der Landwirthschaft. Von D. E. G. Pötschke, Oekonomie-Inspektor zu Schönberg bei Görlitz im Herzogthume Sachsen. ' 50

III. Gespräche über höhere Schaafzucht und edle Wolle. Vom Staats-Rath Thaer. ' 99

IV. Ueber die Gesetze der Natur, welche der Landwirth bei der Veredlung seiner Hausthiere und Hervorbringung neuer Racen beobachtet hat und befolgen muß. Von demselben. ' 143

V. Ueber die sich fortpflanzenden Abartungen der kultivirten Pflanzen. Von demselben. ' 167

VI. Briefe auf einer Reise durch Schlesien, Sachsen ꝛc. Von Elsner. ' ' 181

VII. Ist es vortheilhafter in großen Wirthschaften den Häcksel (auch Siede genannt) für die Pferde durch besonders dazu angestellte Arbeiter, oder durch den Pferdeknecht selbst schneiden zu lassen? Vom Herrn Livonius. ' 248

VIII. Literatur.

Bericht über die Bewirthschaftung der Königl. Baierschen Staatsgüter Schleißheim, Fürstenried und Weißenstephan erstattet von M. Schönleutner, Königl. wirklichem Rathe und Administrator der genannten Güter. München 1822. in 4to. mit 2 lithographirten Karten. ' ' ' 259

Seite

IX. Ueber die Gattungen der Merino-Wolle. Schreiben des Hrn. Oberamtmann Lueder zu Reiffenstein und Catlenburg an den Staatsr. Thaer. 271

X. Nähere Bestimmungen über den künftigjährigen Schaafzüchter-Convent in Leipzig. ' 301

XI. Die gegenwärtige Zeit und ihre Erwartungen aus gewerblichem Gesichtspunkte. ' 305

XII. Quartalsbericht vom 30sten Juni 1822. 350

XIII. Einige Bemerkungen zu den Aphorismen über die Pferdezucht in den Möglinschen Annalen der Landwirthschaft. Neunten Bandes. Erstes Stück. Vom Landstallmeister v. Burgsdorf zu Trakehnen. ' ' ' 371

XIV. Ueber den Anbau des rothen Klees, besonders in Hinsicht auf das nordwestliche Deutschland. Vom Herrn v. Kapff. ' ' 436

XV. Woll-Convent in Leipzig. Vom Staatsrath Thaer. ' ' ' 479

XVI. Bemerkungen über die Lämmer-Lähme. Vom Professor Störig zu Möglin. ' 500

XVII. Geschichte, Erscheinungen, Verläufe und Heilarten der unter dem Schaafviehe in den Marken sowohl als in Pommern vom Sommer 1821 bis in das Frühjahr 1822 geherrschten Anthrax-Krankheit. Von demselben. ' 521

XVIII. Wichtige Entdeckung der Heilart der Drehkrankheit der Schaafe durch das glühende Eisen. Vom Herrn Mentzel. ' ' 547

XIX. Ueber den Zustand der Landwirthschaft in Frankreich. Schreiben an den Herrn Carl Pictet von Herrn Lullin de Chateauvieux. 558

XX. Quartalsbericht vom 1sten October 1822. 569

I.

Ueber
Pferdezucht bei Stallfütterung,
veranlaßt
durch die Aphorismen über diesen Gegenstand im 1sten Stücke des 9ten Bandes dieser Annalen.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß dem Menschen eine Neigung angeboren ist, vermöge welcher er fast instinktmäßig angetrieben wird, allen neuen Behauptungen im Reiche der Gedanken nicht bloß, sondern auch im Gebiet der Erfahrungen, so lange zu widersprechen, und sich ihrer bedingten oder unbedingten Annahme so lange zu widersetzen, bis die Zeit über ihren Werth entschieden hat.

Diese Neigung gehört zuverlässig zu den wohlthätigsten und fruchtbarsten, womit die Natur den Menschen ausrüstete. Sie ist es, die den Nebel zerstreut, der die Wahrheit nur zu oft umgiebt,

und diese der Vergessenheit entzieht, der sie vielleicht übergeben worden wäre, wenn ein vorübergehender Widerspruch sie nicht gerettet hätte.

Oft ist die Wahrheit bildlich durch eine leuchtende Flamme dargestellt worden, und gewiß nicht unangemessen, denn so wie der Funke durch Reibung hervorgelockt wird, so tritt auch durch die Reibung der Gedanken die Wahrheit hervor. Nicht immer aber ist diese der Zweck, oft verfehlt ihn die Eitelkeit, noch öfterer die Anmaßung, denn das Glas, welches sie aufstellen, sucht nicht die Wahrheit, es ist ein Spiegel, der ihr eigenes selbstgefälliges Bild zurückwirft.

Dies doppelte sehr verschiedenartige Verfahren, ist auch bei zwei öffentlich ausgesprochenen Urtheilen über meine in diesen Annalen mitgetheilte Schrift, die Pferdezucht in England betreffend, wahrgenommen worden. Die Erstere, bereits vor längerer Zeit erschienene, zeigt vom Anfange bis zu Ende ein so sichtbares Bestreben zu verletzen — welches um so unbegreiflicher ist, da ihm durchaus keine Persönlichkeit zum Grunde liegen kann — daß ich es mir selbst schuldig zu seyn glaubte, einen auf solche Weise ausgesprochenen Widerspruch, als nicht existirend zu betrachten. Ueberdies gebietet dies die Achtung gegen das Publikum, denn Urbanität ist die erste Pflicht des Schriftstellers, wer diese verletzt, wer die Person

statt der Sache angreift, verdient nicht gehört zu werden.

Von ganz anderer Art ist die Beleuchtung, welche meinen Behauptungen über Pferdezucht neuerlich im 1sten Stücke des 9ten Bandes dieser Annalen durch den Herrn Kammerrath Zimmermann zu Theil geworden ist. Ihr Zweck ist unbedenklich Aufsuchen der Wahrheit, und zwar auf einem Wege, der durch kein rohes Gebiet führt, auf welchem es also Pflicht und Vergnügen zugleich für mich seyn muß dem Verfasser zu begegnen.

In der That darf ich mir erlauben zu sagen, daß die Pflicht mir gebietet noch einmal mit dem Publikum über diesen Gegenstand zu sprechen. Es hat nämlich die von mir aufgestellte Behauptung, daß die Pferdezucht in Deutschland nur dann den erforderlichen Umfang erhalten könne, wenn sie nicht in Gestüten, sondern im Kleinen von vielen Landwirthen betrieben würde, was aber nur ausführbar sey, wenn sie sich auf Stallfütterung gründe, eine unerwartete Aufmerksamkeit erregt. Mündliche und schriftliche Anfragen, letztere zum Theil aus ganz entfernten Gegenden, sind dieserhalb an mich ergangen, zu deren Beantwortung mir Herrn Zimmermanns Aufsatz eine erwünschte Gelegenheit darbietet.

Es hat den Anschein, als ob der geringe Preis der Produkte, verbunden mit dem gerechten Un-

willen, mit welchem man auch für Pferde, neben so vielen andere Gegenständen, das Geld aus dem Lande strömen sieht, bei vielen Landwirthen den Wunsch rege gemacht habe, die Pferdezucht in ihrem Wirthschaftsbetriebe aufnehmen zu können. Sie werden nicht bloß durch den noch fortdauernden oft hohen, immer aber angemessenen Preis dieses Erzeugnisses dazu ermuntert, sondern es ergehen auch unmittelbare öffentliche Aufforderungen von Seiten des Staats, durch Vermehrung der Pferdezucht das Bedürfniß des Heeres, im Lande, herbei zu schaffen.

Ueberdies ist dem Menschen eine Vorliebe für das schönste und edelste der Hausthiere gewissermaaßen angeboren und jeder Landwirth ist geneigt, dessen Erziehung für eine Art von Vorzug, zugleich auch für eine Ergötzlichkeit zu halten, welche, im ausgedehnteren Grade zur Ausführung gebracht, jedoch nur dem Reichen eine nicht bloß große, sondern auch üppige Scholle anbauendem Landwirthe, zu Theil werden könne. Doch es standen dieser Neigung bisher große Schwierigkeiten entgegen. Unbestritten eignet sich ein kleines, oft hochbenutztes, Grundstück, nicht zu solcher Anlage. Nicht minder gewiß ist es, daß die zu derselben erforderliche bedeutende Summe zweifelhaftere Zinsen verspricht, als auf jedem andern Wege. Dazu kommt, daß fast in ganz Deutschland überall ein uraltes Miß-

trauen gegen die Pferdezucht waltet; daß unsere Väter sie uns fast so verderblich und sündhaft wie das Kartenspiel schilderten, und wir unsern Söhnen, der Wahrheit gemäß, manche Beispiele warnend erzählen müssen, wo wir gesehen haben, daß Pferdezucht und Pferdeliebhaberei, wenn nicht die Veranlassung, doch die Begleitung gestörten Wohlstandes waren.

Dasjenige, was ich mit wohlgemeinter Offenheit dem Publiko über meine eigenen Erfahrungen in dieser Hinsicht mitgetheilt habe, ist nicht aufmunternd, und der Herr Graf von Veltheim auf Harbke findet sich in seiner schätzbaren Schrift über die Pferdezucht in England geneigt, meiner Behauptung, daß sie in Deutschland mit einer gut betriebenen Landwirthschaft im Großen, schwer zu vereinigen sey, für seine Gegend beizutreten.

Dennoch ist man neuerlich in Gegenden, wo es früher nicht der Fall war, aufmerksam auf diesen Gegenstand geworden, und wenn dazu meine öffentlich geäußerte Meinung, daß die Pferdezucht auf Stallfütterung gegründet werden könne und daß sie auf diese Weise allerdings mit hoher Ackercultur verträglich sey, beigetragen hat, wie ich vielseitig vernehme, so darf ich in der That der Hoffnung Raum geben, ein Saamen-Korn ausgestreut zu haben, was einst Früchte bringen werde. Zu diesem Zwecke kann ein so unbefangener und

anständiger Widerspruch, als derjenige ist, welchen Herr Kammerrath Zimmermann aufstellt, nicht anders als förderlich seyn, und ich gehe mit Vergnügen auf die Beantwortung desselben ein.

Was Hr. Z. bis zum 7ten §. sagt, sind allgemeine Bemerkungen über Pferdezucht, die mir zwar Veranlassung zu mehreren Erläuterungen geben könnten, welche ich jedoch zurückhalte, da sie nicht in unmittelbarer Verbindung mit meinen aufgestellten Behauptungen stehen. Sodann folgt eine Widerlegung meiner Angabe, die Kostbarkeit der Pferdezucht betreffend, die allerdings Beleuchtung fordert.

Da wir von einem ganz entgegengesetzten Grundsatze ausgehen, so muß auch das Resultat unserer Berechnung der Erziehungskosten eines Fohlens verschieden seyn. Herr Z. behauptet nämlich, daß die Zuchtstuten die Kosten ihrer Erhaltung durch Arbeit bezahlen müssen; ich hingegen, daß solches bei edlen Zucht-Stuten, selten oder höchstens nur bedingungsweise geschehen könne. Einräumen will ich, daß eine tragende Stute von gewöhnlicher Abkunft zu mäßiger Arbeit gebraucht werden kann, eine edle Stute aber, deren feuriges Temperament, höhere Geneigtheit zur Kränklichkeit wegen früherer Verzärtelung, Widersetzlichkeit bei etwaniger Mißhandlung, Unfähigkeit wegen dünnerer Haut die Fliegenstichen zu ertragen, geringerer Freßlust

bei einiger Ermüdung und dgl. mehr, eine solche Stute wird nie, ohne Gefahr sie selbst oder ihre Frucht zu verlieren, zu stärkerer Arbeit gebraucht werden können. Diese Erfahrung haben mit mir gewiß viele Pferdezüchter gemacht. Sie ist es, welche mich bewogen hat, edle Stuten zu keiner andern landwirthschaftlichen Arbeit als zum Pflügen zu gebrauchen. Diese Arbeit hat nicht bloß an sich wegen ihrer Einförmigkeit etwas einschläferndes für das Thier, sondern die Gleichmäßigkeit der Bewegung und der Kraftanstrengung veranlaßt auch weder Erhitzung noch augenblickliche sehr starke Anstrengung wie bei jedem andern Gebrauch durch Anspannung, welches in der Regel die Veranlassung zum Versetzen der tragenden Stuten giebt. Wie gefährlich aber die unzeitigen Geburten für Zuchtstuten sind, und daß sie nicht selten dadurch ganz unfruchtbar werden, weiß jeder aus Erfahrung der Pferde zieht. Daß es sehr unangemessen seyn würde, tragende Stuten mit andern Pferden in einem Gespanne arbeiten zu lassen leuchtet ein; sie müssen also in besonderen Gespannen gehalten werden. Diese aber können nie mit den übrigen Gespannen auf demselben Hofe gleiche Arbeit thun, nicht einmal auf gleichem Fuß gehalten werden. Nun frage ich jeden tüchtigen Vorsteher einer großen Ackerwirthschaft, wo die genauste Berechnung von Zeit und Kraft erforderlich ist, um das Uhrwerk im Gange

zu erhalten, ob ihm mit dergleichen Stuten-Gespannen, wie sie genannt werden, gedient ist, ob sie ihn nicht mehr stören als nützen, und ob er nicht lieber ein tüchtiges Gespann für drei solche haben möchte? Ueberdies bezahlt schlechte oder sehr mäßige Arbeit selten das Futter, was tragenden Stuten nicht spärlich gereicht werden darf.

Wenn ich demnach nicht einräumen kann, daß die Unterhaltung edler Zuchtstuten sich durch Arbeit ausgleiche, so müssen also zu dem Ankaufs-Capital derselben noch die Kosten ihrer Verpflegung bis zur Unbrauchbarkeit, die wenigstens mit dem 20sten Jahre eintritt, hinzu gerechnet werden.

Nach meinen Erfahrungen und Aufzeichnungen während einer Reihe von Jahren, wo jedoch nicht so niedrige Produkten-Preise als die gegenwärtigen statt fanden, bin ich geneigt zu glauben, daß eine Zuchtstute, die $7\frac{1}{2}$ Monat im Stalle reichlich gefüttert und $4\frac{1}{2}$ Monat auf bester angesäeter Akkerweide geweidet wird, nicht unter $2\frac{1}{2}$ Rthlr. monatlich im Durchschnitt gehalten werden kann, wenn die Kosten für Wartung, Stallung, Utensilien u. s. w. hinzugerechnet werden. Um jedoch den Vorwurf abzuwenden eine hypothetische Zahl aufgestellt zu haben, will ich eine bewiesene annehmen. Die Kuhpächter geben in den guten Gegenden Mecklenburgs 16 Rthlr. Gold für die Kuh jährliche Pacht. Wo eine Kuh weidet, findet eine Zucht-

stute nicht zureichende Nahrung, noch weniger erhält man sie in den Wintermonaten mit dem Futter, was jener gereicht wird. Dennoch sollen die jährlichen Unterhaltungskosten einer Zuchtstute nur auf 16 Rthlr Gold angeschlagen, und für Wartung u. s. w. gar nichts gerechnet werden. Das Ankaufs-Capital einer 5jährigen fehlerfreien edlen Stute nimmt Herr Z. mit mir auf 300 Rthlr. Gold an. Davon sollen nur Zinsen à 5 p. C. in Berechnung kommen, obgleich wegen der Gefahr des Capitals, eigentlich das Doppelte angenommen werden sollte. Nach 15 Jahren ist das Capital verloren, es hat sich aber durch 15jährige Unterhaltungskosten der Stute mit 240 Rthlr. und durch die Zinsen à 5 p. C. mit 225 Rthlr. auf 765 Rthlr. vermehrt. Keinesweges ist es von mir als ein auf eigener Erfahrung gegründeter Mittelsatz angenommen worden, daß eine Zuchtstute 8 Fohlen liefert. Die bezogene Stelle meiner Schrift, Seite 66 spricht von Zuchtstuten in England, welche aus dem gedruckten Geschlechts-Register der dortigen edlen Pferde gewählt waren, und die im Durchschnitt 8 Fohlen gebracht hatten. Im Gegentheil ist dieser Anführung noch die Bemerkung beigefügt, „ein Satz, der gewiß in keinem Gestüte erreicht ward, wo die Stuten später als 4jährig bedeckt werden, und irgend eine Arbeit zu thun genöthigt sind."

Angenommen indessen, man könne auf 8 Fohlen von einer Stute rechnen, so kostet jedes von Seiten der Mutter 95 Rthlr. 15 Gr. Gold. Unmöglich ist es, gar keine Kosten von Seiten des Vaters anzunehmen. Der Haltung eines eigenen Beschälers, wodurch die Pferdezucht so sehr vertheuert wird, will ich gar nicht erwähnen, sondern nur annehmen, daß die Bedeckung durch einen vorzüglichen Hengst für $5\frac{1}{2}$ Rthlr. zu erhalten sey, was nur in sehr seltenen Fällen möglich seyn wird. Es kostet demnach das Fohlen, wenn es das Licht der Welt erblickt, 101 Rthlr. 3 Gr. Gold.

Was nun die Berechnung der Unterhaltungskosten der Fohlen bis zum Verkauf anbetrifft, so kann ich mit Hrn. Z. noch weniger einverstanden seyn. Er geht von dem Grundsatze aus, daß es überall der Hafer-Fütterung für Fohlen nicht bedürfe, sondern daß sie bloß bei Heu, vorausgesetzt daß solches von bester Qualität sey, zur erforderlichen Größe, Stärke und sonstigen Vollkommenheit erzogen werden können. Diese Behauptung wird zuverlässig kein Pferdezüchter unterschreiben, nnd die Gründe, welche für dieselbe aufgestellt werden, sind nicht überwiegend genug, um ihn zu belehren.

Es wird gesagt, daß vor 40 bis 50 Jahren, wo der Ruf der Mecklenburgischen Pferdezucht am

höchsten stand, die Fohlen ohne Hafer aufgezogen wurden.

Was die erste Hälfte dieser Behauptung anbetrifft, so muß ich es den gegenwärtigen Pferdezüchtern Mecklenburgs überlassen, sie zu entkräften, mir kömmt es nicht zu, obgleich ich lebhaft vom Gegentheil überzeugt bin. Wenn auch der sogenannte alte Mecklenburgische Schlag mehrere schätzenswerthe Eigenschaften vereinigte, wenn auch in den letzten 30 Jahren durch unangemessene Paarung hin und wieder in den dortigen Gestüten mangelhafte Erzeugnisse entstanden sind, so ist doch zuverlässig die Pferdezucht Mecklenburgs im Allgemeinen keinesweges entartet. Im Gegentheil läßt sich behaupten, daß sie durch Auffrischung mit fremdem Blute orientalischen Ursprungs, seitdem gewonnen habe. Dies wird um so gewisser, wenn man erwägt, wie sehr sich seit 40 bis 50 Jahren Geschmack und Neigung, nicht bloß in Bezug auf die Gestalt, sondern zum Theil auch auf den Gebrauch der Pferde, verändert haben, und daß der Züchter beiden eben so gut gehorsamen muß, als der Fabrikant der Mode bei seinen Fabrikaten. Vor allem aber muß berücksichtiget werden, daß vor 50 Jahren die Mecklenburgische Pferdezucht in Deutschland fast gar keine Rivalität zu bestehen hatte; jetzt aber soll sie die schwere Aufgabe lösen, sich mit den zahlreich eingeführten Englischen Pfer-

den zu messen. Wenn sie dies, wie jeder Unbefangene einräumen muß, nach einer Reihe zerstörender Kriegesjahre dennoch mit Ehren gethan hat; wenn außerhalb vielfältig Mecklenburgische Pferde für Englische verkauft werden, wie sich beweisen läßt, so meine ich jener Vorwurf sei nicht gerecht, und widerlege sich durch Thatsachen.

Aber auch der Nachsatz obiger Behauptung, daß nämlich vor Zeiten die Pferde in Mecklenburg ohne Hafer aufgezogen wurden, kann, dünkt mich, nicht zugegeben werden.

Zuförderst heißt ohne Hafer noch nicht bloß bei Heu, wenn die vom Hrn. Z. vorgeschlagene Fütterungsweise, die früher in Mecklenburg gebräuchlich gewesen seyn soll, richtig ist; sodann ist nichts gewisser als daß die Fohlen in jenem Lande, so lange wie die Pferdezucht dort besteht, immer Körner erhalten haben. Wurden ihnen diese nicht in reinem Hafer gereicht, wie doch im ersten und 4ten Jahre zuverlässig geschah, so erhielten sie doch dadurch, daß mit ihnen die Scheunen-Abgänge — nach dem provinziellen Ausdruck Kaff, Ueberkehr, Kurzbund — von allen Getreidearten, verfüttert wurden, unbestritten Körner. Diese Scheunen-Abgänge aber sind in dem kornreichen Mecklenburg ein so kräftiges und nahrhaftes Futter, daß oft ein Scheffel leichter Hafer nicht mehr werth ist, als dort ein Scheffel Weitzen-Kaff.

Bei bloßem Heu hat man in Mecklenburg wohl niemals Pferde erzogen, da dies Land, welches keine Maarsch-Gegenden oder bedeutende Strom-Niederungen enthält, im Allgemeinen keinen Ueberfluß an Heu haben kann, und das vorhandene zur Erhaltung seines zahlreichen Rindviehstandes in einem Grade bedarf, welcher die Pferdezucht ausschließen würde, wenn sie auf Heu gegründet werden müßte.

In wilden Gestüten findet, wie man sagt, keine Körner-Fütterung statt; ob aber dort deshalb ein Pferd wohlfeiler erzogen wird, ist noch nicht ausgemacht, vielmehr scheint es, daß der unverhältnißmäßige Weideraum, den es erfordert, die Kosten der Hafer-Fütterung bei weitem aufwiege. In jedem einigermaaßen cultivirten Lande muß dies außer Zweifel seyn. Ueberdies bin ich geneigt zu glauben, daß die namhaft gemachten Lippeschen und Bergischen wilden Gestüte, in den Wintermonaten, nicht minder, und um so gewisser mit Heu und Hafer unterstützt worden sind, als schon das Wild in dem Thiergarten ohne Fütterung aus der Hand, im Winter nicht bestehen kann. Wenn Herr Z. endlich frägt, „wer giebt den edlen Pferden in der Oase Cobi Getreide?" so kann ich darauf nur durch die Bemerkung antworten, das was in Afrika gilt, deshalb noch nicht in Europa gelten müsse; oder sollen wir, weil der große und

starke Neuseeländer seine Kinder mit rohen Fischen nährt, die unsrigen auch auf diese Weise groß ziehn?

Dagegen aber wird Niemand leugnen, daß ausgewachsene Pferde bloß bei reichlicher Fütterung mit Heu, in ziemlichem Zustande erhalten werden können, und auch vielleicht einige Arbeit zu thun vermögen. Aber, mit Zugvieh, was nicht volle Arbeit thun kann, ist keinem richtig rechnenden Landwirthe gedient. Das aus Holstein angeführte Beispiel, wo die Arbeitspferde bloß mit Kleeheu gefüttert werden, mag in jenem Lande, wo die Viehzucht wichtiger ist als der Kornbau, wohl bestehen, in andern Gegenden aber, wo der umgekehrte Fall eintritt, wird es gewiß ohne Nachahmung bleiben. Ueberdies macht Herr Z. zur Bedingung seines Raths, daß nur ganz vorzüglich gutes Heu den Zuchtpferden gefüttert werde. Sie ist nicht leicht zu erfüllen, und verweißt vielmehr seinen Rath, in den meisten Fällen, in das Gebiet frommer Wünsche. Wie selten finden sich Wiesen von vorzüglicher Beschaffenheit bei Gütern, die nicht in Niederungen belegen sind; und wie weit sind wir im nördlichen Deutschland noch von dem Punkte entfernt, wo wir über die Pflanzen welche unsere natürlichen Wiesen hervorbringen sollen, eben so gebieten können, als über diejenigen die wir auf unserm Acker erbauen! Muß nicht vielmehr in

unserm nördlichen Himmelsstrich der Landmann jetzt noch dankbar mit dem vorlieb nehmen, was ihm auf seinen spärlich zugemessenen Wiesen zuwächst? muß er es nicht sorgfältig nach seiner Beschaffenheit unter die drei Hauptgattungen Vieh, die er zu halten genöthigt ist, theilen? Was würde aus einem Gute werden, dessen gesammter Heugewinn der Pferdezucht überantwortet würde; und würde nicht, die aus andern Gründen sich schon mindernde Rindviehzucht, noch mehr Gefahr laufen? Der Leser erinnert sich gewiß hier des unschätzbaren frommen Thieres, das uns alle bekleidet; so sehr ich es liebe und verehre, so ausschließlich ich seinen edleren Geschlechtern unsere Ermuhtigung in den preßhaften Tagen, die wir jetzt erleben, verdanke, so gern enthalte ich mich doch es hier zu nennen, viel weniger seine Einträglichkeit mit den Vortheilen, welche die Pferdezucht gewährt, zu vergleichen, da der geehrte Veranlasser dieser Erörterungen bei jeder Gelegenheit äußert, wie wenig Er ihm wohlwill.

Der Zweck der vorgeschlagenen Heufütterung soll Wohlfeilheit seyn; ich kann jedoch nicht einräumen, daß er außer in Fällen überflüssigen Heugewinnes erreicht werde. Wo dieser nicht statt findet, haben 10 Pfund bestes Heu, eben weil sie sich bei anderm Vieh nicht so leicht wie bei Pferden durch Körner ersetzen lassen, einen höheren Geldwerth

als eine Metze Hafer. Damit aber kann ich keinesweges einverstanden seyn, daß bei 10 Pfund Heu, allein, täglich ein 3- und 4jähriges Pferd seine vollständige Ausbildung erhalten könne. Dies reicht nicht für ein- und zweijährige Fohlen zu. Ueberdies kommen nach Herrn Z. Berechnung nicht 10 Pfund, sondern nur 8 Pfund auf den Tag, wenn man, wie es nicht anders geschehen kann, die Winterfütterung auf $7\frac{1}{2}$ Monat berechnet. Länger als $4\frac{1}{2}$ Monat, vom 20sten Mai bis 5ten Oktober, wird man im Durchschnitt mehrerer Jahre in unserm Himmelstriche kein Pferd von Werth weiden lassen. Dies macht, den Monat zu 30 Tagen gerechnet, 225 Tage. 18 Centner ist gleich 1980 Pfund, 225 Mal 8 Pfund beträgt 2000 Pfd. die Differenz ist also nur 20 Pfund; ich wiederhole und werde gewiß das Zeugniß der Pferdezüchter für mich haben, daß 8 Pfund Nahrung täglich für ein Fohlen nicht zureicht, wenn auch Stroh nach Gefallen hinzugefügt wird.

Eben so hat Herr Z. auch den Weideraum zu geringe angenommen. Kein Kuhpächter wird 11 Morgen Weide für 4 Kühe zureichend finden. Hier sollen 4 Pferde darauf weiden, und zwar, nicht wie Milchvieh, treibend, und während der Nacht und den Milchstunden abwesend, sondern in einem eingeschlossenen Raume, wo sie Tag und Nacht umhergehen, viel zertreten und durch ihre Exkre-

mente

mente einen nicht unbedeutenden Theil der Weide ungenießbar machen. Ueberdies beißt das Pferd, vermöge seiner doppelten Reihe Zähne, das Gras viel kürzer ab, als das Rindvieh, die Weide wächst also schlechter nach; auch verschmäht das Pferd bekanntlich eine Menge Pflanzen, die das Rindvieh genießt, und magert auf der Weide ab, wenn sie ihm nicht Ueberfluß darbietet.

Alles dies wird der sachverständige Leser bestätigen, und ich darf mir Hoffnung machen, daß er mit mir Herrn Z. Berechnung der Weide und Futterkosten für ein Pferd zu geringe finden wird. Diese Behauptung wird durch die angeführte Werthbestimmung des Bodens nicht entkräftet. Zwei bis drei Reichsthaler ist keine hohe jährliche Rente für einen Morgen bester Wiesen, denn Niemand wird ihn für 50 Rthlr. Capital verkaufen; auch der Morgen guten Ackerlandes, auf anderm aber kann man keine Pferde weiden, ist selten unter 50 Rthlr. gekauft worden. Wenn endlich gesagt wird, daß man noch häufig Gelegenheit finde, ein Pferd für die Hälfte an $5\frac{1}{2}$ Rthlr. Weidegeld auf den Sommer unterzubringen, wovon Niemand Gebrauch machen wird, der ein gutes Pferd ziehen will, so beweißt dies nur den unbestrittenen Satz, daß Mancher nicht weiß, was er thut. Es giebt auch noch Leute, die Schaafe halten, um sie für 12 Gr. pro Stück zu verpachten, und andere, die

zum Vergnügen Branntwein brennen, da sie zu der Steuer, die sie dafür bezahlen, noch zulegen.

Gewiß kann man die Weide- und Fütterungskosten eines jungen Pferdes nicht geringer anschlagen, als wenn man, eben so wie ich bei den Zuchtstuten gethan habe, den Betrag der Pacht, welcher für eine Kuh jährlich bezahlt wird, zum Grunde legt. Dies ist zuverlässig unzureichend, ich will es jedoch annehmen, und sollen also die vierjährigen Unterhaltungskosten nicht mehr als 64 Rthlr. Gold betragen. Dazu kommen noch die Kosten der Aufstallung, welche Herr Z. auf 33 Rthlr. annimmt und die Bewährungskosten, die er zu 4 Rthlr. bestimmt. Diese einzelnen Summen betragen zusammen 202 Rthlr. in Golde, welches also der eigene Kostenpreis eines vierjährigen Pferdes von edler Abkunft seyn würde. Wohl zu merken aber, in diesem Alter ist es keinesweges immer mit Sicherheit abzusetzen, zumal gegenwärtig, wo die Käufer aus sehr richtigen Gründen abgeneigt sind, ein Pferd früher als voll fünfjährig zu kaufen. Wohl zu merken ferner, das Pferd, welches dem Züchter 202 Rthlr. kostet, hat deshalb noch nicht diesen Werth für den Käufer und jener wird oft genöthigt es für die Hälfte zu verkaufen, wenn es ihm, durch längeres Halten, nicht noch theurer werden soll.

Jeder Sachkenner, noch gewisser aber ein sol-

cher, welcher den Probirstein eigener Erfahrung an obige Berechnung halten kann, wird sie zu niedrig finden, und vielmehr mit mir der Meinung seyn, daß die sehr bedeutenden, keinesweges zu vermeidenden Kosten, für Gebäude, Stall-Utensilien, Arzeney und Aufwartung aller Art, verständigerweise nicht oben eingehen können, sondern einer auf Erfahrung gegründeten Abschätzung bedürfen.

Für Berichtigung der von mir ohne vorhergegangene Prüfung aufgenommenen Berechnung der Bewährungskosten kann ich Hrn. Z. nicht anders als dankbar seyn. Der Irrthum ist einleuchtend. Dagegen aber muß ich der Behauptung, daß eine Bewährung von Tannenholz — d. i. Kiehnen- oder Kiefernholz — zehn Jahre stehen könne, unbedingt widersprechen. Junges Kiefernholz, was zu den Stangen genommen wird, hat nicht Festigkeit, das ist: Kern und Kiehn genug, um so lange der Witterung ausgesetzt nicht zu faulen; noch weniger werden die in die Erde gegrabenen Pfähle so lange stehn. Wäre dies aber auch möglich, wie gewiß nicht der Fall ist, so hat doch eine solche Einzäunung noch einen andern Feind, der zerstörender wirkt als die Zeit, nämlich die holzbedürftige Armuth. Wer im Winter auf dem Lande lebt und sieht, wie kaum die Zäune im Dorfe dieser Gefahr entgehn, wird gewiß seyn, daß seine Feldkoppel in zehn Jahren mehr als einmal weggetra-

gen wird, wenn er nicht, wie bei den Monumenten geschieht, ein Haus für den Wächter daneben gebaut hat. Sollte in Mecklenburg diese unüberwindliche Anziehungskraft des Zaunholzes nicht wirksam seyn, so gereicht dies der dortigen Polizei zum glänzenden Ruhme.

Der für einen Bohlenstamm angenommene Preis von 2 Gr. ist so niedrig, daß man ihn selten dafür kaufen wird, auch fehlen in der Berechnung nicht blos die Anfuhr-, sondern auch die Errichtungskosten. Wenn ich also auch gern die nachgeschriebene unrichtige Berechnung zurücknehme, so kann ich doch nicht mit der Behauptung, daß schon wegen der kostbaren Einzäunung der Weiden, die meisten Privat-Gestüte eingehen müssen, dasselbe thun.

Der anspruchsvolle Kritiker, dessen ich im Eingange erwähnte, meint, daß die kostbaren Einzäunungen bei Gestüten ganz überflüssig wären, und daß man Stuten und Fohlen in Heerden vor einem oder zwei Hirten auf den Weiden hüten könne. Dieser Rath möchte wohl in keinem kultivirten Lande Eingang finden. Der Mecklenburger, der nicht nach Preußen zu gehen braucht, um die Pferdezucht zu lernen, wird lachen, wenn man ihm zumuthet, seine herrlichen Weitzen-Schläge täglich der Gefahr ausgesetzt zu sehn, von einer Heerde Pferde niedergetreten zu werden. Der industriöse Schlesier und Sachse aber, der aus dem Felde je-

des wilde Graspflänzchen sorgsam nach Hause trägt, um sein Vieh im Stalle damit zu füttern, wird erschrocken, den Gedanken an Pferdezucht aufgeben, wenn ein Rückschritt zu nomadischen Gebräuchen ihre Bedingung ist.

An die stark bevölkerten und zum Theil hochkultivirten Provinzen des Preußischen Staats aber dachte ich, als ich meinem Vorschlage, Pferdezucht mit Stallfütterung zu vereinbaren, die Oeffentlichkeit verstattete. Es ist mir nicht eingefallen, den Mecklenburgern und Holsteinern, deren unter ihren Verhältnissen vortreffliches Wirthschaftssystem auf abwechselnde Benutzung der Grundstücke als Acker und Weide gegründet ist, anzuempfehlen, ihre Pferde im Sommer im Stalle zu füttern. Noch weniger habe ich den Landwirthen in Preußen, die Pferdezucht im Großen treiben, diesen Rath gegeben, denn ich kenne weder ihr Land noch ihre Wirthschaftsweise. Wenn ich dagegen die Bewohner der stark bevölkerten deutschen Länder, wo das Grundeigenthum nicht in den Händen Weniger, sondern zum Theil bereits bis auf den äußersten Punkt getheilt ist, daran erinnerte, daß, und auf welche Weise sie sich durch eigne Pferdezucht unabhängig von nördlichen Ländern machen können, so habe ich ihnen nichts Unausführbares, noch weniger etwas Verderbliches gerathen. Dort wo seit 50 Jahren alle im nördlichen Deutschland

zum Theil noch waltenden Vorurtheile gegen Stallfütterung des Rindviehs verschwunden sind, dort wo man aus jährlich tausendmal wiederholter Erfahrung weiß, daß ein im Stalle während des Sommers bei grünem Futter aufgezogener Ochse kein schwammiges, weichliches, kraftloses Thier ist, dessen Knochen steif und morsch, dessen Muskeln und Sehnen unbiegsam und erschlafft sind, wo man im Gegentheil auf diese Weise die größten und stärksten Ochsen aufzieht, und Lasten mit ihnen bewegt, die in andern Gegenden auf der Weide erzogene Ochsen ungerührt lassen würden, dort wird man den Vorschlag, auf gleiche Weise auch Pferde zu erziehn, nicht unausführbar, noch weniger aber verderblich finden. Wahrscheinlich fanden sich zu jener Zeit, als die Stallfütterung des Rindviehes Eingang fand, auch landwirthschaftliche Schriftsteller, welche durch theoretische Gründe bewiesen, daß künftig kein Ochse mehr den Pflug ziehen könne.

Es ist im Uebrigen schwer zu begreifen, wie derjenige, der den Vorschlag Pferde im Stalle ohne Weide zu erziehn für unausführbar erklärte, nicht daran denken konnte, daß dies in vielen Ländern Europas fortwährend geschehen ist. In Schlesien, Sachsen, Böhmen, überall zwischen der Elbe und dem Rhein, zum Theil in Frankreich und in den

Niederlanden, so wie im obern Italien, ist ein Theil des Bedarfs an Pferden immer auf diese Weise erzogen worden, und man hat nicht gefunden, daß diese Thiere unbrauchbar waren. Auch geht der Recensent meiner Schrift in der Hallescheu Litteraturzeitung keinesweges von so übertriebenen Behauptungen aus, wenn er nach angemessenen Erörterungen der Meinung ist, daß mein Vorschlag manches gegen sich habe, und der Vorzug der entgegengesetzten Methode für den Gestüt-Mann außer Zweifel bliebe, weil sie der Natur angemessener sey. Gegen ein solches, ohne tadelsüchtige Absicht ausgesprochenes, Raisonnement kann ich nichts haben. Es liegt in der Natur der Sache, das Gestüts- oder Veterinair-Anstalten-Vorsteher, wozu der Recensent wahrscheinlich gehört, einer solchen Neuerung abgeneigt seyn müssen. Allein diese habe ich nicht belehren, noch weniger ihnen zumuthen wollen, meinen Vorschlag mit ihrem beifälligen Gutachten zu unterstützen. Dagegen aber fordere ich die ausübenden Landwirthe auf, die bereits Pferde im Stalle ohne Weide erzogen haben, was in unzähligen Fällen statt gefunden haben muß, dem Publikum zu sagen, ob sie auf diese Weise nur schlechte und unbrauchbare Pferde erzogen.

Herr Zimmermann, obgleich im Allgemeinen auch gegen Stallfütterung, wie er es auch als

Mecklenburger nicht anders seyn kann, scheint sich doch fast mit mir auf halben Wege vereinigen zu wollen. Er ist nämlich der Meinung, das Nachtheilige derselben bestehe weniger in Entbehrung der Weide, als in dem Genusse des zu saftigen grünen Futters, wodurch die Pferde weichlich, aufgeschwemmt und fehlerhaft würden. Deshalb schlägt er die Fütterung mit Heu auch im Sommer vor, welche er für nicht minder wohlfeil und dem Zwecke entsprechender hält.

Die Wohlfeilheit wird kein ausübender Landwirth einräumen. Aus vielfältigen, schon oben angeführten Gründen, ist Heu in solchen Gegenden, die keinen Ueberfluß an natürlichen Wiesen haben, kein wohlfeiles Produkt. Der hohe Kauf- und Pachtwerth der Wiesen, die bedeutenden immer noch steigenden Werbungskosten und die Unsicherheit der guten Gewinnung vereinigen sich, um es zu vertheuern. Noch mehr ist dies der Fall bei künstlichen Wiesen, wo die Zubereitung des Grundstücks und seine oft kostspielige Besaamung noch hinzutreten. Es ist hier nicht der Ort umständlich auszuführen, wie unverhältnißmäßig mehr grünes Futter als trockenes, dem Gewichte nach, auf gleich großer Fläche gewonnen wird, auch gehört dies zu den oft wiederholten, zureichend bekannten landwirthschaftlichen Lehrsätzen. Ich glaube demnach des Beweises überhoben zu seyn, daß man wohlfeiler mit grünem

als mit trockenem Futter Pferde nähren könne. Daß letzteres ihnen gesünder und dem Zwecke ihrer Erziehung entsprechender sey, kann ich ohne irgend eine vorgefaßte Meinung nicht einräumen. Ich frage: hat der Landwirth immer gutes wohl geworbenes Heu? ist selbst das beste nach mehr monatlicher Aufbewahrung nicht von geringerem Werthe? muß es, auch bei der sorgfältigsten Aufbewahrung, wenn solche nicht in freier Luft in Feimen statt findet, nicht staubig und mit fremdartigen Dünsten geschwängert werden? ist diese nie veränderte trockene Nahrung dem Thiere eben so angenehm als die grüne, wonach es selbst bei der Körnerfütterung mit bemerklicher Freude greift, wenn sie ihm geboten wird? wie können ihm endlich die abgestorbenen lange aufbewahrten Pflanzen gesünder seyn, als die in den Verjüngungstagen der Natur, frisch dem Schooße der Erde entquollenen?

Diese Fragen enthalten die Beantwortung jener Behauptung; die Unpartheilichkeit aber erfordert einzuräumen, daß allerdings Zugvieh bei trokkenem Futter, zwar nicht in wohlgenährterem aber in kräftigerem Zustande bleibt als bei grünem. Bei der Körnerfütterung ist dies außer Zweifel, von dieser aber kann hier nicht die Rede seyn, wo es sich um die wohlfeilste und angemessenste Ernährung der Zuzucht handelt. Arbeits-Pferde können

im Sommer bloß bei Heu und Stroh nicht im tauglichen Stande bleiben; bei den Zugochsen aber, welche gewechselt werden und also Zeit haben, zureichende Massen zu verzehren, ist dies, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, der Fall; jedoch erhalten sie in allen Wirthschaften, wo die höchlich zu empfehlende Weise statt findet, die Zugochsen im Sommer bei trockenem Futter im Stalle zu halten, außer Heu und Stroh noch die ausdrücklich dazu aufbewahrten Scheunen-Abgänge, welche, wie bereits gesagt, immer Körner enthalten. Ein sehr wesentlicher Umstand darf hier nicht unbeachtet bleiben. Das stark arbeitende, auf gewisse Futterstunden beschränkte Thier, frißt gezwungen eine Nahrung, welche das müßig stehende verschmäht, oder sich doch dabei nur das Leben fristet. Jenes verdaut nicht bloß bei der Arbeit eher die harte Kost, sondern es entledigt sich auch durch den Schweiß, den die Arbeit veranlaßt, der ungesunden Stoffe, die es mit dem lange aufbewahrten trockenem Futter zu verzehren genöthigt ist. Beides ist nicht der Fall bei dem jungen zur Arbeit noch unfähigem Thiere, dessen Wachsthum und Ausbildung diese Nahrung keinesweges befördern wird. Ueberdeis scheint das Pferd, besonders wenn es nicht durch Arbeit zu starker Ausdünstung gereitzt wird, im Frühjahr einer reinigenden Cur zu bedürfen, welche, wenn sie nicht durch Weide gewährt werden kann, durch

grüne Fütterung gewiß auf eine naturgemäßere und wohlfeilree Weise gereicht wird, als durch Arzenei.

Ein sehr wichtiger Grund gegen die Stallfütterung der Pferde mit grünem Futter würde es seyn, wenn Herrn Z. Behauptung, daß dasselbe nicht bloß eine schwächende, sondern sogar eine, die Gesundheit zerstörende Nahrung sey; wirklich gegründet wäre. Die Erfahrung hat seit einem halben Jahrhundert in Absicht des Rindviehes das Gegentheil bewiesen, und ich halte es für überflüssig, dieserhalb etwas von dem in so vielen Schriften Wiederholten anzuführen. Eben so ist die Fütterung der Arbeits-Pferde mit grünem Klee und einem Gemenge von Wicken und Hafer in ganz Europa so gewöhnlich, sie ist besonders in Mecklenburg, Hrn. Z. Vaterlande, so herkömmlich, daß es sich kaum begreifen läßt, wie derselbe die Behauptuug ihrer Verderblichkeit hat aufstellen können. Die theoretischen Gründe, „wonach die Nahrung mit grün abgeschnittenen Pflanzen bloß Fett, Lymphe u. s. w. erzeugen, festes trockenes Futter aber die Vollständigkeit der Organe befördern soll," lasse ich auf sich beruhen; wünsche jedoch, daß es dem Herausgeber dieser Annalen gefallen möge, sie zur Beruhigung der Schwachen unter uns, in einer Note oder in einem Nachtrage zum Gegenwärtigen ein wenig zu beleuchten. Vielleicht giebt ihm

dies Veranlassung uns seine Ansichten über Pferdezucht auf Stallfütterung gegründet, und das Resultat seiner Abwägung der für und wider aufgestellten Gründe mitzutheilen, was gewiß alle Leser der Annalen mit mir wünschen werden.

Wenn ich aber auch Herrn Z. theoretisches Raisonnement über die Schädlichkeit der grünen Fütterung übergehe, so darf ich doch nicht in Absicht des von ihm aus eigener Erfahrung aufgestellten Beispiels dasselbe thun. Er führt nämlich an: daß, als er einst 8 junge Pferde in einer Baumkoppel aus Raufen mit grünem Klee und Wicken füttern ließ, solche am Kropf, Mauke und Stollschwamm erkrankten. Diese Erfahrung habe ich selbst gemacht, und es wird sie jeder machen, der jungen Pferden Wicken, die unter Bäumen gewachsen sind, giebt. Dort befällt sie der Mehlthau im höchsten Grade — wie jeder Gärtner weiß, und es deshalb vermeidet unter Obstbäumen Schotenfrüchte zu bauen — und da die Wicken abgemäht werden ehe die Pflanze erkrankt, so bemerkt man keine Gefahr, und erkennt sie erst aus ihren Folgen. Daß in dem angeführten Falle das Futter auf einem andern Punkte erbaut worden, ändert nichts in der Sache, denn es wurde ihnen in Raufen gereicht, welche wahrscheinlich um des Schattens willen unter den Bäumen aufgeschlagen waren, und dort befiel der Mehlthau das Futter

eben so gut als ob es unter den Bäumen gewachsen wäre; ja vielleicht in einem noch weit höherem Grade, fand diese Vergiftung statt, da die dort gewachsenen Pflanzen ihr nur ein Mal, das täglich dahin gebrachte Futter ihr aber unabläßig ausgesetzt war. Ich habe, wie gesagt, dieselbe Erfahrung gemacht: ein Baumgarten war mit Wicken besäet und diese wurden einigen Fohlen grün verfüttert, welche gleichfalls erkrankten.

Dies ist jedoch die einzige Erfahrung, welche ich über die Ungesundheit der grünen Fütterung bei Pferden gemacht habe. Auch erinnere ich mich nicht, gehört zu haben, daß, als vor Zeiten die Pferde der Cavallerie-Regimenter auf Grasung in die Oder- und Warte-Niederungen ausgethan wurden, wo sie das abgemähte Gras immer in Ställen verzehrten, und gewöhnlich in großer Zahl sehr gedrängt standen, Krankheiten unter ihnen ausbrachen, was wegen der Menge und des engen Raumes um so eher hätte der Fall seyn müssen. Im Gegentheil weiß ich, daß die Befehlshaber dieser Regimenter die Grasung für überaus wohlthätig für ihre Pferde hielten, und höchst wahrscheinlich würde jetzt dieselbe Anordnung durch sie sehr gewünscht werden, wenn sie sich ausführen ließe, was jedoch wegen gegenwärtiger höherer Benutzung jener Grundstücke jetzt nicht mehr der Fall seyn dürfte.

Niemand wird in Abrede stellen, daß grünes Futter den Pferden ungesund seyn muß, wenn es entweder wegen zu starken Wachsthums im Felde schon am Stamme zu faulen anfängt, oder sich, unter Obdach, wegen zu großer Anhäufung erhitzt. Wer aber kann der Sache das zum Vorwurf machen, was blos Folge der fehlerhaften Behandlung ist? dann müßte auch Hafer ein ungesundes Futter seyn, weil er im Felde schadhaft, oder in Scheunen und Böden dumpfig geworden, die Pferde krank macht.

Allerdings gehört mehr Sorgfalt, vor allen aber auch mehr Einsicht und Ueberlegung dazu, Pferde auf dem Stalle mit grünem Futter zu nähren, als sie in einer Koppel zu weiden, wo Sonnenschein und Regen ihre Aufwärter sind, die sie abwechselnd reichlich oder spärlich versorgen, und wo alle Mühwaltung sich auf einen Spaziergang beschränkt. Wer nicht versteht, die Aussaat und Gewinnung des grünen Futters nach feststehenden Regeln zu leiten, wer nicht die Ordnung beim Verzehren desselben und bei der Pflege der Thiere, im ganzen Umfange des Werths, mit der strengsten Sorgfalt aufrecht zu halten vermag, der gebe sich mit der Sache nicht ab. Allein dasselbe gilt von allem menschlichen Thun und Treiben, die Mangelhaftigkeit der Ausführung beweist nicht die Mangelhaftigkeit der Sache.

Wesentlicher als alle Einwürfe, welche auf die Schädlichkeit grüner Fütterung im Stalle gegründet werden können, sind diejenigen, welche sich aus dem allerdings naturwidrig scheinenden Halten junger Pferde im Stalle während der Sommermonate herleiten lassen. Ehe ich sie einzeln beleuchte, sey es erlaubt daran zu erinnern, daß, strenge genommen, alles Lebende was den Menschen zunächst umgiebt, mit ihm zugleich aus dem rohen Naturstande getreten ist, und ihn mehr oder weniger bei seinem immerwährenden Fortschritten in der Entfernung von jenem ursprünglichen rohen Zustande begleiten muß. Dies ist bei allen Hausthieren der Fall, jedoch, wie es den Anschein hat, nicht in dem Umfange, in welchem es geschehen seyn würde, wenn mit ihrer physischen zugleich auch ihre moralische Veredlung — ich glaube diesen Ausdruck gebrauchen zu dürfen — der Gegenstand ausdrücklicher Forschungen und eines lange fortgesetzten Strebens gewesen wäre, was vielleicht einst der Fall seyn wird, wenn es unserm blödem Auge mehr vergönnt seyn mag, die Verbindungsglieder in der Kette des Erschaffenen wahrzunehmen.

Außer Zweifel ist es, daß diejenigen Hausthiere, welche der Mensch sich dienstbar gemacht hat, nothwendig in einen naturwidrigen Zustand versetzt werden müssen, wenn sie fähig seyn sollen, diese Dienste zu leisten. Bis auf welchem Punkt

dies erforderlich sey; wo die zarte Linie, die in der Entwilderung nicht überschritten werden darf, laufe? das ist noch nicht ausgemittelt und bleibt eine der unzähligen Aufgaben, die auch in diesem Bezirk menschlicher Erkenntnisse noch zu lösen sind. Vor der Hand kömmt es nur auf die Frage an, ob es bei Erziehung der Hausthiere als Grundsatz aufzustellen sey, daß man sie möglichst wenig von ihrem rohen Naturzustande entfernen müsse? Mir will scheinen, daß dieser Grundsatz keinesweges unbedingt aufgestellt werden könne. Erst muß die Erfahrung entscheiden, ob das Thier für den Zweck seiner Dienstbarkeit besser erzogen wird, wenn seine Haltung in der jugendlichen Periode nach andern Grundsätzen geleitet wird, als in dem Alter der Dienstbarkeit. Ein wichtiger Grund ist unfehlbar vorhanden, der entgegengesetzten Meinung so lange den Vorzug zu geben, bis das Gegentheil vollkommen erwiesen ist. Dieser Grund ist nämlich die durch das Clima im nördlichen Europa erzeugte Nothwendigkeit, das junge Pferd die größte Hälfte des Jahres im Stalle zu nähren, und es dem naturgemäßen Leben zu entziehn, bei welchem es unter diesem Himmelsstriche bald von der Erde verschwinden würde. Nun läßt sich nicht begreifen, mit welchem Rechte die Theorie darauf bestehen könne, daß das Pferd, dem die Natur die Nahrungsmittel in unserm Erdstrich für die eine Hälfte

des

des Jahres versagte, dennoch während der andern in einem der Wildheit sich näherndem Zustande gehalten werden müsse. Zum Glück giebt es nicht bei der Erziehung aller Hausthiere dergleichen Theorien. Was würde der Jäger sagen, wenn ihm ein Theoretiker zumuthete, seinen durch sorgfältige Paarung hervorgebrachten, und durch mühsame Dressur bis zum bewunderungswürdigen Gehülfen gebildeten Hund, von Zeit zu Zeit naturgemäß leben zu lassen, weil er sonst schwache Sehnen und Muskeln, fehlerhafte Augen und schlechte Pfoten bekommen müßte. Dasselbe aber versichern die Theoretiker dem Landmanne, wenn er sein Pferd im Stalle groß ziehen will, was in manchen Fällen für ihn die einzige mögliche Weise ist. Nun ist es aber einleuchtend, daß nur demjenigen ein Recht zusteht, ein Verfahren fehlerhaft zu nennen und vor seinen verderblichen Folgen zu warnen, der dies Verfahren wirklich selbst zur Ausführung gebracht und die Folgen beobachtet hat. In dem vorliegendem Falle aber findet sich Niemand, der aus gemachten Erfahrungen widerspricht, und der Widerspruch wird nur von solchen, welche die entgegengesetzte Weise ausüben, aus theoretischen Gründen geführt. Leider sind die kleinen Landwirthe in Deutschland, die zu allen Zeiten Pferde im Stalle ohne Weide erzogen haben, keine Schriftsteller, und die Tausende so erzogenen Pferde kön-

nen ihre Stimme nicht vernehmen lassen und bezeugen, daß sie weder blind, noch Muskel und Sehnen schlaff, noch von fehlerhaften Hüfen sind, was die Theorie von ihnen versichert.

Unter diesen Umständen bin ich nothgedrungen, wiederum, so ungern es auch geschieht, von eigener Erfahrung zu sprechen, und aufs Neue mein Beispiel aufzustellen, was mir um so schwerer wird, da es diesmal nicht warnend, sondern aufmunternd geschieht. Zuversichtlich darf ich hoffen, daß Niemand demjenigen, was ich in der Schrift über die Pferdezucht in England von meinen Erfahrungen bei eigenem Betriebe derselben gesagt habe, irgend eine eitle oder selbstgefällige Absicht, gerechter Weise unterlegen kann. Wenn ich jetzt nicht neue Irrthümer bekenne, wenn ich vielmehr die früher besorglich aufgestellte Meinung, jetzt nach fortgesetzter Prüfung zuversichtlich und kühn vertheidige, so geschieht es im Gefühl hoher Verpflichtung gegen das Publikum, dem es um Wahrheit und um Thatsachen, die sie begründen, zu thun ist.

Nunmehr sind es fünf Jahr, daß die auf meinem Gute Sellin befindlichen Gestüt-Pferde nicht mehr geweidet, sondern während des Sommers im Stalle mit grünem Klee und Wicken gefüttert worden sind. Folgende Thatsachen haben sich unter den Augen mehrerer benachbarten Landwirthe und anderer sachverständiger Personen, wel-

che erforderlichen Falls dieselben bezeugen werden, dabei zugetragen.

Da sich eine früher zu andern Zwecken benutzte kleine Koppel, deren Einzäunung nicht Schwierigkeiten hatte, in der Nähe des Hofes befindet, so sind 6 edle Stuten mit ihren Füllen in dieselbe gebracht worden, während die übrigen, welche zum Theil den Pflug ziehen, im Stalle grünes Futter erhielten. Es ergab sich, daß die weidenden Stuten sich bis zur Mitte Juli mit ihren Fohlen gut hielten, jedoch waren die im Stalle gefütterten noch in besserem Stande. Im August magerten die weidenden Stuten und Fohlen sichtbar ab, und anfangs September mußten sie hereingenommen werden, wenn sie nicht Schaden nehmen sollten. Keines Beweises bedarf es, daß die nur $2\frac{1}{2}$ Monat als Weide benutzte Koppel, dadurch kaum die Kosten ihrer Einzäunung bezahlte, und auf jede andere Weise benutzt, einen dreifach höhern Abnutz hätte gewähren können. Die 6 Fohlen, welche nach Maaßgabe ihres Alters waren abgesetzt worden, hatten sich auf der Weide zum Theil mit Gras genährt, verzehrten deshalb den ihnen bei der Absetzung zugebenden Hafer mit einiger Schwierigkeit, und konnten mit den gleichfalls abgesetzten Fohlen der im Stalle gefütterten Stuten, die bei den Müttern schon immer etwas Hafer erhalten hatten, nicht auf gleichem Fuße und in dem-

selben Stalle gehalten werden, da jene weit stärker und kräftiger waren. Die geweideten Stuten und Fohlen bangten sich bei der Absetzung weit mehr nach einander als die im Stalle gehaltenen, deren frühere Absetzung, durch die fortgesetzte reichliche Fütterung möglich gemacht, ein großer Vortheil für die Mutter, und nicht ohne Wichtigkeit für die Wirthschaft, in Bezug auf die arbeitenden Stuten, war. Hier ist also ein seit vier Jahren fortgesetzter comparativer Versuch. Man entscheide, welches Verfahren das wohlfeilere, dem Thier ersprießlicher und am nächsten zum Zwecke führender sei. Ich an meinem Theil bin darüber außer Zweifel und werde keine säugende Stute mehr weiden, die nahe belegene Koppel aber abwechselnd zu Kartoffeln und zu grünen Wicken benutzen.

Sämmtliche zwei- und dreijährige Fohlen sind in Sellin nicht ferner geweidet worden. Absichtlich wird ihre gewöhnliche Winterfütterung, bestehend in Kaff von allen Getreidearten, was ihnen auf diesem großen Ackergute ausschließlich gehört, mit Stroh geschnittenen Kurzbunden, in deren Ermangelung halb reif gewordener Wickhafer, und für den Kopf ungefähr 4 Pfund Heu täglich, so lange fortgesetzt, und anfangs bloß statt des Heues ein wenig Grünes gegeben, bis sich mit Zuversicht übersehen läßt, daß Ueberfluß an Grünfutter vorhanden ist. Der Klee sowohl als die Wicken

werden nicht eher gefüttert, als bis sie einen Fuß lang sind, da beide früher weniger nähren und zu stark abführen. Es ist angemessen, hier zu bemerken, daß der rothe Klee in Sellin in die frisch gedüngte Winterung — hier Weitzen — gesäet und vor dem ersten Schnitte gegipst wird, und daß man die Wicken, mit sehr wenig Hafer vermischt, in vier verschiedenen Perioden, so früh als die Saat möglich ist, in Zwischenräumen von 14 Tagen in frischem Dünger säet. Ferner, daß man diese Aussaat nicht spärlich sondern überflüssig statt finden läßt, damit kein Mangel eintreten könne, und da der Ueberfluß halb reif geerntet und im Winter mit Stroh geschnitten verfüttert wird, so nimmt man bei der Aussaat darauf Rücksicht, daß das Ganze nicht grün abgefüttert werden könne.

Sobald die Sommerfütterung angeht, werden die Fohlen in die Ställe gebracht, in welchen das Rindvieh im Winter steht. Sie sind mit Futtergängen versehen, und enthalten zwei geräumige Häckselkammern, in welche das grüne Futter gelegt wird. Zwei Zuchtstuten fahren dasselbe heran, es wird den Fohlen drei Mal des Tages in den Füttergängen gereicht, und so lange erneuert, als sie fressen wollen. Wenig davon geht verloren, da die Futtergänge die gewöhnliche Vorrichtung haben, durch welche die fressenden Thiere die Hälse in den Gang stecken, weshalb sie sich weniger beim Fressen

drängen, und auch fast gar kein Futter heraus und unter die Füße ziehen. Sobald die Fohlen vom Fressen zurücktreten, werden die Ställe geöffnet, damit sie sich nach Gefallen, in einem unmittelbar an dieselben stoßenden, etwa 6 Magd. Morgen großen Rasengarten begeben können. Derselbe ist auf drei Seiten durch Mauern eingeschlossen, die vierte bildet ein großer See, an welchem die Fohlen saufen, und oft sich baden. In diesem Garten gehen sie umher; sie nagen manchmal an dem kurzen Grase, kehren in den Stall zurück oder verlassen ihn nach Gefallen, und da dies ohne alles Treiben geschieht, so findet weder ein Drängen noch ein Jagen statt. Nach dem letzten Futter werden die Ställe, deren Fenster und Thüren ausgenommen sind, durch Latten-Thore verschlossen.

Obgleich die Fohlen nur des Nachts und den geringeren Theil des Tages im Stalle sind, so wird bei reichlicher Einstreuung eine große Masse Dünger gewonnen, was die wöchentliche Ausräumung der Ställe nöthig macht. Die Wartung von 50 Fohlen und Stuten kann auf diese Weise ein Mann und ein Bursche sehr wohl versehen, zumal das Futter immer in der Nähe, in den Spitzen der 9 Felder, welche zu diesem Hofe gehören und an demselben anschließen, gebaut wird. Das Abmähen des Futters und das Ausmisten der Ställe besorgen sie nicht, auch haben sie gar nicht nöthig die

Pferde aus- und einzutreiben, da solche die Futterstunden genau kennen und den Stall bald nachher verlassen, in welchen sie sich jedoch bei großer Sonnenhitze und bei schlechtem Wetter aus eigener Wahl zurückziehen.

Will man diesen Zustand unnatürlich nennen, so mag man es thun. Den Pferden scheint er nicht minder zu gefallen und zu bekommen, als den Menschenkindern die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten, wodurch sie die Entwilderung beglückt hat.

Daß bei dieser immer gleichen reinlichen Fütterung die jungen Pferde mehr wachsen und sich früher ausbilden, als auf einer in den meisten Gegenden Nord-Deutschlands immerdar von der Witterung abhängigen Weide, stellen selbst die Gegner dieses Verfahrens nicht in Abrede. Sie finden jedoch, daß die frühere Ausbildung nicht rathsam sei, und daß man das Wachsthum nicht befördern müsse, damit aber wird der Pferdezüchter, der für seinen eigenen Beutel Pferde zieht, nicht einverstanden seyn. Dieser weiß, daß je früher sein Thier verkaufbar wird, je einträglicher ist seine Zucht, und um so mehr, wenn sie, wie diese, so mannigfaltigen Zufällen und Gefahren unterworfen ist. Auch liegt ihm sehr an die Größe des Pferdes, welches er erzieht, da dieselbe auf den Preis den er dafür erhält, von entschiedenem Einflusse ist.

Man hat gesagt, daß da die fette Milch, welche die Stuten auf zu üppigen Weiden absetzen, den Fohlen nachtheilig sei, dies besonders bei den im Stalle gefütterten Stuten der Fall seyn müsse. Dies verräth Unbekanntschaft mit dem Gegenstande, denn jeder Landwirth weiß, daß Klee und Wicken zwar viele, aber nicht fette Milch veranlassen. Den theoretischen Einwurf des nachtheiligen Einflusses saftreichen Futters auf die Gesundheit der Thiere, überlasse ich, wie früher gesagt, Physiologen und Aerzten theorethisch zu prüfen und zu würdigen; ich beschränke mich darauf, ihn aus der Praktik für unerwiesen zu erklären. Daß die eben beschriebene Fütterungsweise krankhafte Augen erzeuge, habe ich bis jetzt noch nicht wahrgenommen, und beziehe mich deshalb auf die mich umgebenden Zeugen. Wohl aber weiß ich, und die Pferdezüchter werden mir nicht widersprechen, daß manche Grasarten in den Senkungen der Weiden, das Verletzen der Augen durch Pflanzenstengel, und besonders durch fliegende Blüthen und Gespinste, welche sich in manchen Pflanzen befinden, den Pferden auf der Weide nicht selten Augenkrankheiten zuziehen, die man oft erst dann bemerkt, wenn sie bereits unheilbar geworden sind. Hier darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Stallfütterung es verstattet, den kleinsten Unfall, der einem Thiere begegnet, sogleich zu bemerken und ihm abzuhelfen; ein in That

sehr wichtiger Vortheil. Wer aus Erfahrung weiß, wie oft Verletzungen oder Kränklichkeit auf den Weiden mehrere Tage unbemerkt bleiben, wie lästig es ist, diese an die Freiheit gewöhnten Thiere einzufangen und abgesondert zu behandeln, wodurch sie oft noch kränker werden, wird diesen Vortheil nicht unerheblich finden, wenn er auch nicht, wie ich, die Erfahrung gemacht hat, daß sich bei den auf diese Weise behandelten und verpflegten Pferden seltener Unfälle der Art ereignen.

Das Füttern der Fohlen aus Raufen gewöhnlicher Art, was, wie oben erwähnt, bei mir nicht statt findet, soll tiefe Rücken und krumme Vorderbeine veranlassen; wunderbarer Weise geschieht dies also in fünf Sommermonaten bei grüner Fütterung, in sieben Wintermonaten bei trockener aber nicht!! Die tiefen Rücken erziehen wir durch die alten abgelebten Beschäler, und die krummen Vorderbeine haben wir leider mit der Wettrenner-Race aus England eingeführt.

Nicht viel anders ist es mit dem Einwurfe, daß die Stallfütterung schlechte Hufe veranlasse, obgleich er anscheinend mehr für sich hat. Wenn das fast immerfortwährende Stehen auf dem Miste, während der 7 Wintermonate, wo die Ställe nicht so oft ausgemistet werden können, nicht fehlerhafte Hufe erzeugt, so wird es auch nicht in den 5 Sommermonaten geschehen, zumal wenn, wie ich als

Bedingung aufgestellt habe, die Fohlen den größten Theil des Tages außerhalb der Ställe zubringen, und auf einen harten Boden umher gehen. Die Erfahrung beweißt dies in Sellin vollständig. Die dort gezogenen Pferde haben Mängel, wie nichts in der Welt ohne Mängel ist; aber, wenn ich nach dem, was ich öffentlich über meine eigene Pferdezucht geäußert habe, wohl darauf Anspruch machen darf, daß mir keine Eitelkeit in dieser Beziehung vorgeworfen werde, so wage ich zu sagen, daß die in Sellin gezogenen Pferde in Absicht der Festigkeit und Gesundheit der Hüfe, von keinen andern übertroffen werden.

Wegen aller hier angeführten Thatsachen, wozu ich noch hinzufüge, daß unter diesen im Kuhstalle aufgezogenen Pferden — wie jener Critiker es nennt — mehrere gewesen, die mit 100 Frd'r das Stück bezahlt worden sind, für welchen Preis erst vor wenigen Monaten ein 4jähriger Hengst dort gekauft und nach Petersburg geführt wurde — wegen aller dieser Thatsachen, sage ich, berufe ich mich hier feierlich vor dem Publiko auf das Zeugniß einer großen Zahl einsichtsvoller Landwirthe und Pferdekenner, die mich umgeben, nicht minder auf viele entfernte Leser dieser Annalen, welche die hier gezogenen Pferde kennen.

Vieles ließe sich noch zur Vertheidigung einer Sache sagen, deren partheilose Betrachtung, dem

mit der Zeit fortgeschrittenen Landwirthe für sich gewinnt, und die selbst die Aufmerksamkeit der Staatsverwaltung verdient. Es ist ihr bereits nachahmende Ausübung zu Theil geworden, und vielleicht werden uns bald von mehreren Seiten Erfahrungen mitgetheilt werden, welche — ich hoffe es zuversichtlich — den meinigen gleichen werden.

Die von Herrn Zimmermann gemachten Vorschläge zur allgemeinen Verbesserung der Pferdezucht, verdienen Aufmerksamkeit und Prüfung. Möge sie ihnen durch unbefangene und bescheidene Beurtheiler zu Theil werden. Noch ist für das Landgestüt-Wesen, unbeschadet der nicht zu verkennenden hohen Verdienstlichkeit der Staatsverwaltung in dieser Beziehung, und bei Anerkennung der durch sie gemachten Fortschritte, manches zu wünschen. Wohl zu merken, ein Wunsch ist kein Tadel, er setzt vielmehr aufmerksame und gerechte Würdigung voraus.

Die Austheilung edler Zuchtstuten an Landwirthe, gegen Rückzahlung ihres Preises nach mehrjähriger Nutzung, scheint zwar manches für sich zu haben, und würde den Empfängern unbedenklich gefallen; ob aber der Erfolg dies für den Staat sehr kostbare Unternehmen rechtfertigen werde, steht fast zu bezweifeln. Ein ähnlicher, vor ungefähr 20 Jahren mit Spanischen Schaafen gemach-

ter Versuch, hat nicht die Früchte getragen, welche man erwartete.

Dagegen aber scheint mir die von Hrn. Zimmermann aufgestellte Idee, der Pferdezucht dadurch aufzuhelfen, daß der Staat durch bedeutende Prämien Privatpersonen aufmuntere, vorzügliche Zuchthengste zur öffentlichen Benutzung gegen Erlegung eines mäßigen Sprunggeldes zu halten, ein überaus angemessener Vorschlag zu seyn. Die Sache spricht so für sich, daß man sich in der That wundern muß, wie bei Errichtung der Landgestüte in den meisten deutschen Ländern, ein so einleuchtend wohlfeiler und gewiß zum Zwecke führender Weg, hat ganz unbeachtet bleiben können. Diese Art von Prämien sind zuverlässig für die deutsche Pferdezucht viel angemessener und wirksamer, als jene, welche die Schnelligkeit der Pferde beim Wettrennen zum Zwecke haben. Eben so würden Prämien, die zur Haltung edler Zuchtstuten anreitzen, um so gewisser bedeutenden Erfolg haben, wenn damit eine Preisbewerbung für die Zuzucht in Verbindung stände. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ähnliche Einrichtungen in einem benachbarten Staate zur Ausführung gebracht werden, wo ein zwar bedächtiges aber desto sicheres und heilsames Fortschreiten in Vervollkommung der öffentlichen Verwaltung, bewunderungswürdige Früchte allgemeiner Wohlfahrt trägt.

Wenn es im Uebrigen je eine Zeit gegeben hat, in welcher zur Pferdezucht gerathen werden konnte, so ist es die gegenwärtige, wo es mehr darauf anzukommen scheint, auszumitteln, wie Getreide consumirt, als wie es produzirt werden könne. Doch auch sie wird vorübergehn, und wenn nicht allgemeine politische Erschütterungen den Welttheil, den wir bewohnen, sein Uebergewicht rauben, so wird das seit Jahrhunderten bemerkbare, und von den Fortschritten des Menschengeschlechts in der Cultur unzertrennliche nachhaltige Steigen der Erzeugnisse des Bodens wiederkehren.

Carl v. Knobelsdorf.

Nachschrift

in Bezug auf die Aufforderung des Hrn. Verfassers S. 27.

Zu den Meinungen die als Erfahrungs-Sätze aufgestellt werden, aber bei genauerer Erwägung lediglich auf einer unausgebildeten und einseitigen Theorie beruhen, gehört auch die: daß saftiges Futter Schlaffheit des Körpers bewirke. Sie hat nicht mehr Grund, wie die vormalige Meinung der Schäfer, daß die Schaafe nicht saufen müßten,

weil sie davon faul würden. Erkundigte man sich bei einem, sich klugdünkenden, Schäfer genauer, ob er Beispiele davon habe, so war die Antwort: die faulen Schaafe haben ja Wasser im Leibe und so muß es ja wohl vom Wasser herkommen! — Im Allgemeinen besteht der Unterschied zwischen grünem und getrocknetem Futter zwar nur darin, daß jenes wäßrige Theile in sich hat, die aus diesem verdunstet sind. Zur Verdauung des letzteren und dessen Uebergang in das Blut sind aber wieder wäßrige Theile und wohl eher mehrere als wenigere nöthig, die durch um so stärkeres Saufen ersetzt werden müssen. Es ist jedoch auch nicht zu verkennen, daß manche Pflanzen durch das Trocknen noch einen andern Stoff verlieren. Verschiedene sehr scharfe und giftig wirkende Kräuter und Wurzeln werden ungleich milder und unschädlich, wenn sie getrocknet sind. Im grünen Zustande milde und erfahrungsmäßig gesunde und zuträgliche Kräuter können mithin auch einen flüchtigen, aromatischen, die Verdauung unt Absonderung wohlthätig befördernden Stoff durch das Trocknen verlieren. Die Chemie — an welche Manche hinsichtlich der organischen Stoffe zu große Forderungen machen — kann uns hierüber schwerlich etwas lehren. Wir müssen uns darüber an die Erfahrung, aber an ganz reine, rationelle Erfahrung, an die Resultate gehäufter Beobachtungen und comparativer

Experimente halten. Daß bei den Milchkühen die im Frühjahre beginnende Grünfütterung, wenn sie gleich eine geringere Masse fester und nahrhafter Bestandtheile, wie die vorher gegebene trockene Fütterung, enthält, die Milch bedeutend vermehre, ohne allen Abfall des Körpers, ist eine allgemeine und wohl einstimmig anerkannte Beobachtung, die Herr Koppe durch einen in Möglin angestellten genauen Versuch bestätigt hat. Mithin giebt das grüne Futter dem Rindviehe mehr Nahrung als das aus einer gleichen Masse gemachte Heu. Unbedingt kann man nun freilich nicht von einer Thieart auf die andere schließen, aber doch mit solcher Wahrscheinlichkeit, daß es glaubwürdiger ist, es werde sich eben so verhalten, als das Gegentheil, so lange dieses nicht durch eben so reine Erfahrung erwiesen ist. Dies ist aber bei der grünen Fütterung der Pferde mit zweckmäßigen Kräutern wohl nie geschehen. Daß sie zu Anfange davon stärker und dünner misten, dann einige Zeit stärker schwitzen, ist ihnen nicht nachtheilig; in der Folge habe ich und alle Unbefangene durchaus keine Abnahme der Kräfte, sondern vermehrte Beleibtheit, Munterkeit und Glanz des Haars, aber ohne alle Gedunsenheit und Schlaffheit an ihnen bemerkt. Ob sie in diesem Zustande als Wettrenner zu brauchen seyn, weiß ich nicht; aber ich habe Pferde von der grünen Fütterung auf Reisen ge-

nommen und sie haben bedeutende Strapatzen trefflich ausgehalten.

Ueber die Aufzucht der Fohlen bei Stallfütterung habe ich zwar nie Beobachtungen gemacht, die hier, wenn die Rede nur von der höheren Pferdezucht ist, entscheidend seyn könnten. Aber ich erinnere mich vieler guten und brauchbaren Pferde, welche bei Hof- und Stallfutter aufgezogen worden, indem ein kleiner ihnen zur Bewegung eingegebener Gras- und Baum-Garten zu ihrer Ernährung bei weiten nicht hinreichend seyn konnte. Ja ich erinnere mich eine kleine Fohlenzucht auf einem Bauerhofe gesehen zu haben, wo sie keinen anderen Raum, als den ziemlich geräumigen Wirthschaftshof, zu ihrer Bewegung hatten und eine Fohlenzucht, die mein seeliger Freund, der Hannöversche Landstallmeister Koch, sehr rühmte und für die er einen der edelsten Landbeschäler bestimmte. Doch, wie gesagt, ich kann nicht beurtheilen, in wie fern die Veranlassung zu mehrerer und freierer Bewegung bei dem jungen Thiere nöthig sey, um die möglich größte Ausbildung der Gelenke und ihrer Sehnen zu bewirken. Soll aber die Zucht brauchbarer Cavallerie- und Wagenpferde, deren Vermehrung man besonders wünschen muß, in Betracht kommen, so hat es, glaube ich, gar keinen Zweifel, daß sie in manchen Gegenden, zumal in den jetzigen Zeiten, Eingang finden würde,

wenn

wenn die Meinung, daß dazu bedeutende Weidekoppeln unumgänglich erforderlich seyn, durch augenscheinliche Beispiele widerlegt wäre. Dies ist es, was mein verehrter Freund, der sich durch hohen vaterländischen Sinn, wie allgemein anerkannt ist, immer ausgezeichnet hat, durch diese Vertheidigung seiner, früher gelegentlich geäußerten, Meinung bezweckt; so fremd ihm sonst Rechthaberei und literarische Fehden sind. Wenn er nun auch durch seine edle Pferdezucht auf Sellin — wofür wohl eben deshalb seine Neigung sich um so mehr wieder verstärkt hat — zeigt, daß sogar Race-Pferde mit allen erforderlichen Qualitäten bei dieser Methode gezogen werden können, so wird die Ueberzeugung von ihrer Anwendbarkeit im Allgemeinen um so fester begründet werden. Es ist daher zu wünschen, daß alle unbefangene Pferde-Kenner ihre Aufmerksamkeit auf die aus diesem Gestüt hervorgegangenen Pferde, besonders hinsichtlich ihrer wesentlichen Qualitäten, richten und ihr Urtheil darüber bei jeder Gelegenheit freimüthig zu erkennen geben mögen; da dies, wenn es günstig ausfällt, den Betrieb der Pferdezucht in manchen Wirthschaften veranlassen würde, die keine Weidekoppeln dazu widmen können.

Thaer.

II.

Allgemeine Grundsätze bei der Organisation der Landwirthschaft.

Von

D. E. G. Pötschke, Oekonomie-Inspektor zu Schönberg bei Görlitz im Herzogthume Sachsen.

Vorwort.

Wenn auch die folgende Abhandlung nichts eigentlich Neues und die Wissenschaft weiter Förderndes darbietet, so enthält sie doch lauter Wahres, Richtiges und Wichtiges, klar, bestimmt, in kurzen Worten und wohlgeordnet dargestellt, ist mithin zur Verbreitung des Unterrichts ein sehr verdienstvoller Aufsatz und ein Beweis der lichtvollen, ausgebreiteten, tiefbegründeten und durchdachten Kenntnisse des mir persönlich unbekannten Hrn. Verf., in-

dem mir der Aufsatz nur durch die dritte Hand zugeschickt worden ist. — Sehr oft ist mir von denkenden, wohlwollenden, größern Landwirthen der Wunsch geäußert worden, daß sie ein Büchlein haben mögten, welches zum Leitfaden beim mündlichen Unterrichte ihrer Lehrlinge und anderer Anfänger nach dem jetzigen Bedürfniß uud Stande der Wissenschaft brauchbar sey, indem sie sich verpflichtet hielten, bei jenen Zöglingen der Einseitigkeit vorzubeugen, welche so leicht beim praktischen Unterrichte durch die eignen Verhältnisse der Lokalität, auch in der musterhaftesten Wirthschaft, entstehe. Hierzu ist diese Abhandlung (vielleicht verbunden mit der des Herrn Oekonomie-Raths Stelzner im V. Bande dieser Annalen über Wirthschafts-Organisationen) vorzüglich geeignet. Es wird hier kein Wirthschafts-System als Leisten zur Wirthschafts-Organisation aufgestellt, sondern es werden die Gründe angegeben, wonach diese unter allen mannigfaltigen Verhältnissen gebildet werden müsse; es wird nicht über die Vorzüge des einen Systems vor dem andern gefaselt und die individuellen Wirthschafts-Organisationen werden nicht verwechselt mit jenen Kategorien oder generischen Begriffen, unter welchen die Wissenschaft sie zur allgemeinen Uebersicht geordnet hat. Auch der erfahrne und ausgebildete Oekonom wird den Aufsatz, wegen des con-

centrirten und bündigen Vortrags, mit Vergnügen lesen.

Thaer.

Zur zweckmäßigen Organisation und Führung des landwirthschaftlichen Gewerbes ist es äußerst nothwendig, feste und bestimmte Grundsätze aufzusuchen und festzustellen, ohne welche man stets unsicher und oft mit Nachtheil handeln wird. Alle aus der Beobachtung und Erfahrung abstrahirten Regeln müssen auf Grundsätze zurückgeführt und ihre Richtigkeit und Gültigkeit geprüft werden. Je mehr und richtiger dieselben auf die Gesetze der Natur und ihres Verfahrens sich gründen, mit desto glücklicherm Erfolge werden wir das landwirthschaftliche Gewerbe betreiben und den Zweck desselben — die möglichstbeste, höchste und nachhaltigste Benutzung des Grund und Bodens — auf die vortheilhafteste und sicherste Art erreichen können.

Alle Produkte der Landwirthschaft, mittelbare und unmittelbare, sind Produkte der Erde, deren Erzeugungskraft und Fruchtbarkeit vielfältig verschieden ist.

Diese Verschiedenheit, bedingt durch die Grundmischung und physische Beschaffenheit des Bodens, so wie durch das Klima und den Himmelsstrich,

begründet die vielen und verschiedenen Arten von Produkten, die immer nur da ihr vorzügliches Gedeihen finden, wo die Natur sie hingewiesen hat. Wollen wir daher die Kultur der ökonomischen Gewächse mit möglichster Vollkommenheit und Ausdehnung betreiben, so müssen wir nur solche wählen, welche der Beschaffenheit des Bodens und des Klima entsprechen. Vorübergehende günstige Conjunkturen können daher nur eine untergeordnete Rücksicht verdienen, und dürfen nicht zu einer Produktion verleiten, die der Lokalität nicht entspricht, mithin nicht nachhaltend und sicher ist.

Sämmtliche Nutzungszweige bei der Landwirthschaft müssen mit umsichtiger Erwägung aller günstigen und ungünstigen Umstände und Verhältnisse ausgemittelt, und sodann in ein solches Verhältniß unter sich gebracht werden, daß dadurch der möglichst höchste und nachhaltigste reine Ertrag gesichert werde, daß alle Theile der Wirthschaft ein wohlgeordnetes und zusammenhängendes Ganze ausmachen, welches in und durch sich selbst bestehen kann, und nicht vom Zufall abhängig ist. Einseitigkeit bei der Wahl derselben würde eben so sehr vom Zweck des Gewerbes entfernen, als zu weitgetriebene Vielfältigung.

Dem Getreidebau gebührt vor allen Nutzungszweigen der erste Rang. Besonders in unsern Landen muß er im Allgemeinen der Hauptnutzungs-

zweig der Landwirthschaft seyn, da er der wichtigste und unentbehrlichste ist.

Nur solche Länder, Gegenden und Gründe, wo das Getreide wegen Mangel an Consumtion und Absatz zu wohlfeil, oder wo der Anbau desselben wegen der Oertlichkeit zu schwierig und kostspielig ist, oder wo es sein Gedeihen nicht findet, machen hierbei eine Ausnahme. In diesen wird durch einen andern Nutzungszweig die möglichst höchste Benuzzung des Grund und Bodens erzielt werden müssen, z. B. durch Anbau von Handelsgewächsen, durch Viehzucht u. s. f. und der Getreidebau wird in solchem Falle eine untergeordnete Rücksicht verdienen.

Die Hauptmittel, durch welche der Getreidebau, als der im Allgemeinen angenommene Hauptnutzungszweig der Landwirthschaft, auf die ersprießlichste und vortheilhafteste Art zu erzielen ist, sind:

Düngung und zweckmäßige Bearbeitung des Bodens. Hierauf muß der Ackerbau basirt werden, und das ganze Wirthschaftssystem muß davon ausgehen, wenn reiche Getreide-Ernten gewonnen werden sollen; da nur wenige Gegenden und Gründe so reich an natürlichem Humus sind, daß sie keine Düngung, keinen Ersatz des durch die Ernten Verlornen, bedürfen; oder die durch Überschwemmungen beschlammt, und mit neuen Humus versehen werden; oder wo Grund und Boden in

solchem Ueberflusse vorhanden ist, daß er so lange zur Weide niedergelegt werden kann, bis die Natur wieder so viel Humus in ihm erzeugt, oder durch die Fäulniß und Zersetzung der erzeugten Grasnarbe des Dreeschlandes gebildet hat, als zu neuen Getreide-Ernten hinlänglich ist.

Wenn erwiesen ist, daß Düngung oder eigentlich Befruchtung des Bodens zur Ernährung der ökonomischen Gewächse durch die Beimischung faulender organischer Substanzen, die hauptsächlich aus thierischen Auswürfen und vegetabilischen Stoffen bestehen, und den animalisch-vegetabilischen Dünger darstellen, am besten und vortheilhaftesten bewirkt wird, so gehet hieraus die Nothwendigkeit hervor, einen angemessenen Viehstoppel aufzustellen, und um denselben kräftig zu nähren, gutes und hinlängliches Futter zu erzeugen, so wie, um eine desto größere Menge Dünger zu produciren, dasselbe auf dem Stalle zu füttern, oder auf besaamten Weideschlägen zu nähren, wenn der Boden dem Futterbau ungünstig und daher vollkommne Stallfütterung mit allem Nutzungsviehe unausführbar und unvortheilhaft ist.

Ackerbau und Viehzucht werden also von einander bedingt, und stehen mit einander in solchem Zusammenhange, daß keins ohne dem andern auf

selbstständige Art fortbestehen kann. Beide müssen in ein solches Verhältniß zu einander gebracht werden, daß der Düngerbedarf vollkommen gedeckt wird, weil ohne Düngung der Ackerbau, auf welchem im Allgemeinen die Viehzucht oder Viehhaltung basirt werden muß, bald seine ökonomische Nutzung versagen würde.

Den Dünger in hinreichender Menge und von guter Beschaffenheit zu erzeugen ist aber besonders da, wo das Verhältniß der natürlichen Wiesengründe zum Ackerlande nicht günstig ist, eine wichtige und schwere Aufgabe, da dasselbe nur durch künstliche Futtergewinnung im Ackerlande hergestellt werden kann, dieselbe aber nicht auf Kosten des Getreidebaues betrieben werden, sondern vielmehr denselben heben soll, der Futterbau im Ackerlande aber zu seinem Gedeihen selbst schon Dungkraft im Boden voraussetzt. Um dieser Aufgabe möglichst zu genügen, werden nachstehende Untersuchungen anzustellen und nach folgenden Grundsätzen und Regeln zu verfahren seyn, welche jedoch individuelle und lokale Verhältnisse hie und da modificiren dürften.

Zuförderst ist das Verhältniß des Düngers zum Ackerlande auszumitteln, welches von der erforderlichen Quantität, Qualität und Frequenz der Düngung bedingt wird.

Hierbei ist die Kraft des Ackers genau zu un-

tersuchen, durch Erforschung seiner Bestandtheile und deren physischen Beschaffenheit, vorzüglich seines Gehalts an Humus und dessen Beschaffenheit, der Früchte, die er eine Reihe von Jahren vorher getragen, in welcher Kultur er gestanden, und wie er überhaupt bewirthschaftet worden.

Auch der künftig festzustellende Fruchtwechsel, das Klima der Gegend, die Lage des Ackers, die Mächtigkeit der Dammerde, und die Qualität des Düngers ist dabei nothwendig zu berücksichtigen.

Ein Acker braucht viel, ein andrer weniger, einer seltnere aber stärkere, ein andrer schwächere aber öftere Düngung, denn die Bodenmischung hat auf die Erschöpfung der Bodenkraft wesentlichen Einfluß. Die chemische und physische Beschaffenheit des Bodens, und das Gedeihen und Wachsthum der Gewächse muß hierbei die Richtschnur angeben. So bedarf ein humusreicher, ein tiefgelockerter modriger Boden seltener Düngung, als ein armer, magerer, seichter, sandiger oder kalkhaltiger Boden.

Im erstern äußert er längere Wirkung, im letztern ist er schneller verzehrt. Ein strenger Thonboden fodert eine starke Düngung auf einmal, wenn sie Gährung und Zersetzung im Boden bewirken soll, ein seichtes und leichtes Land schwächere aber öftere Düngung.

In Hinsicht des Fruchtwechsels lehrt Beobach-

tung und Erfahrung, daß die ökonomischen Gewächse bei ihrer Aberntung den Boden in verschiedenem Zustande, einige in einem mürben, andere in einem verhärteten Zustande hinterlassen, daß einige mehr, andere weniger aussaugen, einige vielen und leicht auflöslichen Dünger bedürfen, z. B. Halmfrüchte, Hackfrüchte u. s. w., andere hingegen aus der Atmospäre Nahrungsstoffe sich aneignen und daher weniger Dünger aussaugen, z. B. Hülsenfrüchte, Futterkräuter u. s. w. Je öfterer erstere vorkommen, desto stärker muß gedüngt werden, und so umgekehrt.

Ferner, einige Früchte stehen kürzere Zeit auf dem Acker und lassen eine öftere Bearbeitung desselben zu, andere nicht; bei einigen kann man vor Winter wiederholt pflügen, und den Boden den befruchtenden Zuflüssen aus der Atmospäre öfterer und längere Zeit aufgeschlossen darstellen, bei andern nicht; einige lassen das Unkraut aufkommen, andere ersticken es u. s. f.

In einem von der Natur begünstigten und warmen milden Klima darf man nicht so oft düngen, als in einem kalten und windigen, weil in jenem die Atmosphäre dem Boden mehr Ersatz darreicht, als in letzterem.

Trockenliegende Aecker können schwächer gedüngt werden, als naßliegende von gleicher Grundmischung. Erstere können nach der Ernte vor Win-

ter wiederholt gepflügt, und durch eine halbe Braachbearbeitung den atmosphärischen Einflüssen aufgeschlossen ausgesetzt werden, was letztere nicht in dem Maaße verstatten, sondern vielmehr ein wiederholtes Pflügen im Frühjahre erfordern.

Je mächtiger die Schichte der Dammerde ist, um so reicher wird sie an pflanzennährender Materie seyn, je seichter dieselbe, um so ärmer ist sie daran, und um so bedürftiger der öfterem Düngung.

Hinsichtlich der Beschaffenheit des Düngers liegt am Tage, daß ein gut abgefaulter Dünger von Rindern und Schaafen im Boden länger wirksam anhält, als ein roher unabgefaulter mit Streu überladener Dünger von gleicher Quantität, und als Pferdemist, in welchem letzteren die nährenden Stoffe auflöslicher sind, als in ersterem. Daher wird bei Feststellung der Quantität und Frequenz der Düngung Classifikation des Ackerlandes nach seiner Güte nothwendig seyn, da nicht leicht eine Wirthschaft von Bedeutung ist, bei der alle Grundstücke in gleicher Güte und Kraft stehen, wenn es auch nicht wohl möglich ist, die Zeit und Quantität der Düngung für jedes Feld einzeln und insbesondere zu bestimmen.

Nach diesen vorausgeschickten Untersuchungen kann man, mit Rücksicht auf die zu wählende Fruchtfolge, die jährlich zu bedüngende Ackerfläche bestimmen.

Die gefundene jährlich zu bedüngende Ackerfläche führt nun zunächst auf die Ausmittelung und Berechnung der dazu erforderlichen Düngermasse, wobei auf die dem Boden am zuträglichsten animalisch-vegetabilischen Düngergattungen, so wie auch auf andere zu Gebote stehende Düngermaterialien Rücksicht zu nehmen ist.

Zu den letztern gehören vorzüglich die mineralischen Düngermaterialien, und unter diesen verdienen der Gips nebst andern schwefelhaltigen Mineralien, der Kalk und die Laugensalze die meiste Berücksichtigung, obgleich sie an und für sich nur im geringen Grade eigentlich Pflanzennährend sind, sondern vielmehr durch ihre Wechselwirkung die Auflöslichkeit des im Boden befindlichen Humus befördern, und dadurch die Pflanzennahrung vermehren und neue bilden, wobei der Kalk bekanntlich in seinem reinen Zustande eine Hauptrolle spielt, und besonders im ausgetrockneten Torf- und Moorboden, der gewöhnlich viel sauern Humus enthält, so wie in schwerem Thonboden, in welchem dieses schwerer zersetzbar ist als in leichtem Boden, und überall wo er häufig in verkohltem und gering auflöslichem Zustande befindlich ist, mächtige und auffallende Wirkung äußert. Prüfung der Bestandtheile und der physischen Beschaffenheit des Bodens ist daher erforderlich bei der Anwendung jener Dungmittel.

Ferner sind die verschiedenen Humusarten, als Teichschlamm, Moder, Torf als Dungmaterialien zu berücksichtigen, da sie durch ihre Umänderung der physischen Beschaffenheit des Bodens sowohl mittelbar, als durch Vermehrung der Pflanzennahrung unmittelbar die Fruchtbarkeit und Kraft desselben erhöhen, besonders wenn ihnen kalische Körper, als Holzasche, ausgelaugte Asche, Torf- und Steinkohlenasche und Kalk, oder thierische Auswürfe und Abfälle beigemengt werden, die sie entsäuren und zersetzen.

Von geringerer Bedeutung und weniger nachhaltend sind andere vegetabilische Dungmaterialien, welche man ohne Beimischung thierischer Auswürfe in Boden führt, so wie auch die grüne Düngung, die man durch Unterackern grüner, gewöhnlich bis zur Blüthe herangewachsener Pflanzen bewirkt.

Bei Ausmittelung des gerechten Verhältnisses der Düngermasse zum Ackerlande ist gleichfalls die chemische und physische Beschaffenheit des Bodens, die mögliche Verbesserung der Erdscholle durch Aufführung verbessernder Erdarten, die Beschaffenheit des Klima, der Fruchtwechsel und die Beschaffenheit der Dungmaterialien in Betracht zu ziehen, wie bei Bestimmung der Frequenz der Düngung näher entwickelt worden ist.

Alle angestellten Beobachtungen und Erfahrungen beweisen, daß die Quantität des Düngers,

welche der Acker erhalten soll, der Menge und dem Gehalte der Produkte, die er erzeugt hat oder erzeugen soll, angemessen seyn müsse, weil die Pflanzenerzeugung von der Menge der im Boden vorhandenen und in einem aufnehmbaren Zustande sich befindenden nährenden Bestandtheilen abhängt. Je größer erstere seyn soll, desto stärker muß auch die Düngung seyn, jedoch dem Boden und Klima angemessen bleiben.

Das durch die Ernten dem Acker Entzogene muß ihm wieder ersetzt werden, wenn er in tragbarem Zustande bleiben, und Mühe und Aufwand bezahlen soll. Soviel als er erzeugt hat, muß ihm in Dünger umgewandelt, wieder zurückgegeben werden. Soll aber seine Produktionskraft gehoben werden, so kann dies nur geschehen, wenn man mehr düngende Substanzen demselben einverleibt, als er an Gewächsen erzeugt hat.

Der Ersatz des Verlornen durch die Atmosphäre reicht bei der besten Kultur und beim günstigsten Klima nicht hin, weil Winde und Platzregen dem Acker gute und fruchtbare Erde rauben, und überdem bei der Bearbeitung des Bodens ein bedeutender Antheil Humus durch die Einwirkung der Luft, des Wassers und Lichtes verflüchtiget wird, besonders in solchem Boden, wo er sich in leicht auflöslichem Zustande vorfindet.

Daher muß ihm auf anderm Wege und zwar

hauptsächlich durch die Beimischung düngender organischer Substanzen jener Ersatz geleistet und neue Pflanzennahrung zugeführt werden, wenn nicht bald Entkräftung des Bodens erfolgen, und die ökonomische Nutzung desselben nachlassen und endlich gar aufhören soll.

Wenn z. B. ein Magdeburger Morgen in drei Jahren 110 Ctr. an Körnern, Stroh und andern Früchten in getrocknetem Zustande producirt hat, wie man bei einer guten Grundmischung und zweckmäßigen Kultur in einem günstigen Klima wohl annehmen kann; so muß diese Quantität erzeugter Produkte durch Fütterung eines angemessenen Viehstapels, und Auffangung dessen Auswürfe mittelst der gehörigen Einstreu in animalisch-vegetabilischen Dünger verwandelt, und dem Acker die davon ausfallende Quantität als Ersatz für die consumirte Pflanzennahrung zugeführt werden, wenn die Produktionskraft im Boden nicht abnehmen soll. Für jenen Theil der Produkte, welchen wir zu andern Zwecken, zur Haus-Consumtion und Verkauf verwenden, müssen Ersatzmittel dargereicht werden, die wir entweder bei einem vortheilhaften Verhältniß des Wiesengrundes zum Ackerlande haben, oder im entgegengesetzten Falle durch künstlichen Futterbau auf dem Ackerlande, oder durch andere zu Gebote stehende Hülfsquellen erzielen müssen. Denn obschon das Gewicht des von sämmtlichen Gewächsen ge-

wonnenen Düngers größer ist, als das, welches der Acker durch die Produktion verloren hat, so muß ihm doch um deswillen aller davon ausfallender Dünger zugeführt werden, weil während seiner Fäulniß und Zersetzung ein Theil seiner Bestandtheile, besonders der Wasserstoffhaltigen, sich verflüchtigen und verloren gehen, und außerdem auch wie schon erwähnt worden, bei der Bearbeitung des Bodens und Auflösung und Zersetzung des Humus, durch Luft und Wasser Pflanzennahrung verflüchtigt, so wie auch durch Unkräuter verzehrt wird.

Der Erfahrung gemäß erhält man von dem verwendeten Futter und Streustroh das doppelte Gewicht an Stallmist in halbverrottetem, die hitzige Gährung auf der Miststätte überstandenen und für einen lockern Boden zweckmäßigsten Zustande; das heißt, wenn die Mistbereitung im Stalle so eingerichtet ist, daß der größere Theil der flüssigen Exkremente durch die Streu mit aufgefangen wird. Es würden daher von 110 Ctr. erzeugten und zur Düngergewinnung verwendeten Produkten 220 Ctr. guter Dünger bei completter Stallfütterung erhalten werden, welche Quantität als eine Düngung auf drei Jahre den Acker in gehöriger Produktionskraft erhalten wird, wenn zugleich eine gute Bearbeitung des Bodens und ein zweckmäßiger Fruchtwechsel statt findet. Im Gegentheil aber

wird

wird auch selbst bei dieser Düngung der Boden durch zwei Halmfrüchte so erschöpft werden, daß man im dritten Jahre zur Braache seine Zuflucht nehmen müßte, wenn man nicht die Arbeitskosten zum Theil verlieren will. Denn bei schlechter Zubereitung des Bodens geht nicht nur die wohlthätige Einwirkung der Atmosphäre auf denselben, durch welche er in den vortheilhaften Zustand der Gahre gebracht wird, verloren, sondern auch das dadurch beförderte Unkraut entzieht dem Acker viele düngende nährende Kräfte; dahingegen ein gut kultivirter Acker in einem günstigen Klima zum Theil auch zweimal im Jahre, z. B. durch Futtergewächse in Stoppelfeldern, benutzt werden kann.

Der nun auf diese Art ausgemittelte jährliche Düngerbedarf führt nun zunächst auf die Berechnung des zur Erzeugung desselben nöthigen Viehstandes aller Art.

Bei derselben kommt natürlich das erforderliche Zug- und Arbeitsvieh zuerst in Anschlag, welchem also eine Berechnung aller Gespannarbeiten, die im regelmäßigen Betriebe des Ackerbaues und der ganzen Wirthschaftsführung nöthig sind, vorausgehen muß.

Hierbei muß zunächst erwogen werden, ob Pferde oder Ochsen vortheilhafter zu halten sind. Die Wahl derselben muß erst nach Vergleichung der gegenseitigen Vorzüge und Mängel beider Thier-

gattungen, nach der Beschaffenheit des Bodens, nach der Lage der Aecker, nach dem Preise und Absatze der Produkte und nach andern Verhältnissen bestimmt werden.

Die Festsetzung der Anzahl des Arbeitsviehes für ein bestimmtes Ackerland, um es in guter Kultur zu erhalten, hängt ab, von der Arrondation der Aecker, von ihrer Nähe oder Ferne, von der Beschaffenheit und Kultur des Bodens, vom Produktenabsatz u. s. w. Bei günstigen Verhältnissen können 80 Morgen Ackerland mit ein Paar Pferden in guter Kultur erhalten, und auch alle übrigen Wirthschafts-Fuhren bestritten werden. Drei Paar Ochsen werden zwei Paar Pferde schwer ersetzen, höchstens nur beim Pflügen.

Die Mistgewinnung vom Zugvieh ist, weil es viel außer dem Stalle ist, geringe, und deckt oft nur den Bedarf in die Obst- und Gemüse-Gärten, Hopfenanlagen und dergleichen. Sie muß daher für das Ackerland größtentheils durch aufgestelltes Nutzvieh von Rindern, Schaafen und Schweinen erzielt werden.

Die Wahl dieser Thiergattungen, und in welchem Verhältnisse sie gehalten werden sollen, hängt ab von den jedesmaligen Umständen und Verhältnissen, von der Lage und Beschaffenheit der Aecker und Wiesen, von den Futtergewächsen die vorzüglich gedeihen, von vorhandenen Weidegrundstücken,

von der beabsichtigten Viehbenutzung und vom Absatze der thierischen Produkte.

So taugen z. B. Schaafe für trockne Anhöhen, für trockne, kurze, harte jedoch aromatische Weidegräser vorzüglich, jedoch auch für trockne ebne Gegenden mit einem durchlässigen lehmig-sandigen oder gar sandigen Boden; Rinder hingegen für Niederungen oder feuchtliegende Ebenen, für fette Grasweiden, es sey denn, daß man bei der Schaafzucht nicht die Veredlung und Verfeinerung der Wolle, sondern ihre Mastung zum Ziele habe.

Schweinezucht und Viehmastung wird im Großen betrieben werden können, und zwar mit großem Nutzen, wo Eichen- und Buchenwälder, Bruchweiden oder große Brauereien und Branntweinbrennereien vorhanden sind, wobei die Düngerproduktion weit weniger auf Kosten des Getreidebaues großen Vorschub erhält, wenn Vermehrung der Produktionskraft im Boden durch stärkere Düngung bewirkt werden kann.

Wenn die Düngererzeugung von dem aufgestellten Nutzviehe mit dem verwendeten Futter und Streustroh sich wie Zwei zu Eins verhalten soll, so muß jedoch alles Futter nach Maaßgabe seiner Nahrungskraft auf trocknes Futter, und zwar auf Heu und Stroh, als der Hauptnahrung des Viehes, reducirt, und dies zum Maaßstabe bei der Berechnung angenommen werden.

Zur täglichen gehörigen Fütterung einer Kuh mittlern Schlages werden 30 Pfund halb Heu und halb Stroh, und zur täglichen Einstreu 11 Pfund Stroh erfordert, welches jährlich beiläufig 100 Ctr. trocknes Futter und 36 Ctr. Streumaterial, mithin zusammen 136 Ctr. beträgt, von welchen man also nach angegebenem Verhältnisse 272 Ctr. halb verrotteten, die hitzige Gährung auf der Düngerstätte überstandenen und zur Anwendung auf durchlässigen Boden geschicktesten Dünger erhält. Ohne Vermehrung der Futtermasse wäre es nachtheilig, durch reichlichere Streu die Düngererzeugung vermehren zu wollen, weil man einen unkräftigen Dünger erhalten würde, wie dies auch bei sehr schlechten und sauern Futter der Fall ist. Je kräftiger dieses ist, desto besser der Dünger, daher vom Mastvieh der kräftigste gewonnen wird.

Wenn nun nach vorhergehender Berechnung ein Morgen Acker alle drei Jahre mit 220 Ctr. Dünger versehen werden soll, um ihn das durch drei Ernten an Körnern, Stroh, Futter- und andern Gewächsen in diesem Zeitraume Producirte wieder zu ersetzen, so müßten auf 100 Morgen Ackerland 27 Stück Kühe bei völliger Stallfütterung gehalten werden *).

*) Gegen diese Berechnungen ließen sich wohl manche Einwendungen und Bedingungen machen, die hier aber zu weitläuftig seyn würden. Th.

Wo neben dem Rindviehe auch Schaafe gehalten werden, müßten auf eine Kuh wenigstens 20 Stück Schaafe für die Düngererzeugung angenommen werden, weil sie beim Weidegange viel Mist vertragen, und außerdem die Auswürfe derselben mehr trockener als flüssiger Natur sind, mithin weniger Streumaterial sättigen. Da wo der Weidegang auch bei dieser Viehgattung durch theilweise Sommerstallfütterung beschränkt wird, dürften 15 Stück hinlänglich seyn, besonders wenn ein Theil der Rindergölle auf die Schaafmiststätte geleitet, und das geringe Feuchtigkeitsmaaß dieser Mistgattung vermehrt wird, zur Aufnahme und Sättigung einer stärkern Einstreu.

Der Industrial-Dünger, zu welchem die Exkremente der Menschen, der Compost-Dünger, die übrigen flüssigen Exkremente von Rindern und Schweinen, Schurmist, Teichschlamm, Moder, Torf u. s. w. so wie die verschiedenen mineralischen Düngermaterialien gehören, werden theils zur Erhöhung der Produktionskraft im Acker, theils zum Bedüngen der Wiesengründe zu benutzen seyn.

Der Ausmittelung des nöthigen Viehstandes aller Art folgt nun eine sorgfältige und richtige Berechnung des für denselben erforderlichen Futterungsbedarf, wobei nicht allein auf reichliche Fütterung sondern auch auf einen Futtervorrath Bedacht

genommen werden muß, um nicht bei fehlschlagenden Jahrgängen in drückende Verlegenheit zu gerathen, und aus der Routine der Wirthschaftsmethode herausgerissen zu werden. Auch ist es keinesweges gleichgültig ob die nämliche Quantität Futter von einer größern oder kleinern Anzahl Thiere der nämlichen Art verzehrt wird, und es ist unwirthschaftlich, mehr Vieh zu halten, als man reichlich nähren kann.

Das Futter wird entweder von natürlichen Wiesen und Weiden, oder wo diese nicht hinreichen, durch den Anbau von Futtergewächsen und auf besaamten Weideschlägen im Ackerlande neben der Strohproduktion gewonnen, je nachdem Rindvieh oder Schaafvieh bei vollkommener oder theilweiser Stallfütterung gehalten wird.

Die natürlichen Wiesen und Weiden durch zweckmäßige Kultur auf den möglichst höchsten Ertrag zu bringen, ist das erste wichtigste Geschäft, um den Getreidebau weniger Land zum Futterbau zu entziehen.

Zur Kultur der erstern wird gehören unter andern:

Reinigung und Ebenung des Wiesenbodens,

Bewässerung desselben,

Austrocknung der nassen und Verbesserung der sauern Gründe durch chemische Mittel, z. B.

Sand, Mergel, Kalk u. s. w., durch welche die Grundmischung verbessert und verändert wird.

Düngung mit Gölle, Schlamm, Kalk, Asche und Schwefelhaltigen Mineralien, besonders auf torfigen Wiesengründen und welche viel unzersetzten und sauern Humus besitzen.

Vertilgung des Mooses durch diese angeführten Düngermaterialien, so wie auch durchs Eggen.

Schlechte Wiesengründe werden mit Vortheil umgebrochen und zum Ackerland gezogen.

Natürliche Weiden, wenn sie nicht gleichfalls vortheilhafter in Ackerland umzuschaffen sind, werden durch Entwässerung der nassen und sauern Stellen, durch Reinigung und Befreiung von Moos, Gestrüppe, Ameis- und Maulwurfshaufen, durch künstliche dem Boden und dem zu weidenden Viehe angemessene Besaamung, durch stückweise Behütung und Schonung nach Witterung und Jahreszeit und durch Vertilgung schädlicher Unkräuter zu verbessern seyn.

Bei Bestimmung des für den ausgemittelten Viehstamm erforderlichen jährlichen Futterbedarfs werden folgende aus angestellten Beobachtungen und Untersuchungen gezogene Angaben zum Grunde gelegt werden können.

Wenn die Masse des gewonnenen Düngers in

dem angegebenen Verhältnisse mit der Quantität des verzehrten Futters und des verwendeten Streustrohs stehet, wie als Erfahrungssatz aufgestellt werden kann; so ist doch nur von gutem getrockneten Futter die Rede, da es nur als solches Nahrungskraft enthält, und zur Düngererzeugung wesentlich beiträgt, der wäßrige Antheil aber theils bei der Verdauung, theils bei der Dungbereitung größtentheils verloren gehet. Man nimmt daher Heu und Stroh zum Maaßstabe, und schlägt darnach die Quantität des Futterbedarfs an.

Der Erfahrung gemäß braucht eine vollkommen ausgewachsene Kuh mittlern Schlages 20 bis 30 Pfund Heufutter zur täglichen vollen Sättigung, je nachdem es beschaffen, mehr oder weniger nährend ist.

Von Kartoffeln, Möhren, Kohlrüben werden zwar 50 Pfund und von Runkelrüben 60 Pfund jene Quantität Heu in Hinsicht der Nahrhaftigkeit ersetzen, und Kleie wie auch Treber werden demselben gleich kommen; allein diese Nahrungsmittel müssen mit Futter von größerm Volumen, mit Heu und Stroh vermischt werden, um den Magen der Thiere auch auszufüllen.

An grünem Futter muß man beim Grase das Dreifache, beim Klee, wegen seines größern Wasserstoffgehalts, das Vierfache des Futterquantums in getrocknetem Zustande annehmen.

Selten wird ein Landgut sich in der günstigen Lage befinden, so viel Heufutter zu gewinnen, um sein Vieh allein damit nähren zu können; es muß daher die Fütterung halb auf Stroh, halb auf Heu festgesetzt, und sonach das erforderliche Futterquantum ausgemittelt werden.

Wenn zur hinreichenden Fütterung einer Kuh 100 Ctr. Heu und Stroh jährlich angenommen werden, so werden für 27 Stück Kühe oder verhältnißmäßig Schaafe, welche auf 100 Morgen Ackerland zu halten sind, um die ausgemittelte Düngermasse zu erzeugen, 2700 Ctr. Heu und Stroh, oder anders Futter, auf ersteres nach Verhältniß seiner nährenden Kraft, jedoch immer mit Rücksicht auf das nothwendige Volumen, reduciret, nöthig seyn.

Zehn bis zwölf Stück Schaafe werden beim Futterbedarf einer Kuh mittlern Schlages gleich gerechnet, wenn sie im Stalle gefüttert werden.

Wenn also ein Stück Großvieh täglich neben dem Futterstroh 15 Pfund Heu, von guter Qualität bedarf, so wäre der jährliche Heubedarf für dasselbe beiläufig 50 Ctr.

Die natürlichen Wiesengründe sind im Gras-Ertrage, sowohl der Beschaffenheit als der Menge des Futters nach, von einander sehr verschieden. Nur gute bewässerte oder von Zeit zu Zeit gedüngte Wiesen werfen pro Morgen 25 Ctr. trockenes Fut-

ter ab, und decken zur Hälfte den jährlichen Bedarf für eine Kuh. Wenn also 27 Stück Kühe, oder verhältnißmäßig Schaafe, bei völliger Stallfütterung gehalten werden müssen, um 100 Morgen Ackerland in Düngung zu erhalten, so stünden 54 Morgen Wiesengründe von angegebener Ertragsfähigkeit mit 100 Morgen Ackerlande in gerechtem Verhältnisse. Bei Berechnung des Futterbedarfs für das Arbeitsvieh müssen für ein Paar Zugpferde neben dem Körnerfutter 20 Pfund Heu täglich, mithin jährlich 66 Ctr. und 30 Ctr. Stroh zum Häcksel und Einstreu; für ein Paar Zugochsen aber täglich 40 Pfund gutes Heu, mithin jährlich 133 Ctr. und 60 Ctr. Futter- und Streustroh angerommen werden.

Wo nun der natürliche Wiesenwachs, aller Verbesserungen derselben ungeachtet, nicht hinreicht, einen solchen Futterbedarf zu decken, wie es auch wirklich wenig Landgüter giebt, bei denen ein solches Wiesenverhältniß zum Ackerlande statt findet, so muß zum Anbau edler Futtergewächse im Ackerlande Zuflucht genommen werden. Eben so muß bei Schäfereien wo die Triften nicht ausgiebig und nachhaltig genug sind, durch besaamte Klee- und Grasweiden der Mangel gedeckt werden; es fände denn auch hier Sommerstallfütterung statt, gestützt auf das Gedeihen mähbarer Futterkräuter und andrer Gewächse, die große Futtermassen liefern.

Im Allgemeinen hat man bei der Wahl derselben die Lokalität, d. i. die Natur des Bodens und das Klima der Gegend in Betracht zu ziehen. Insbesondere aber hat man darauf zu sehen, daß sie dem Viehe wohlschmeckend, gesund und nahrhaft, daß sie ausgiebig sind, um auf einer kleinern Ackerfläche viel Futter zu erzeugen und dem Getreidebau weniger Land zu entziehen, daß sie grün und getrocknet ein gutes und nahrhaftes Futter gewähren, daß sie auch auf einem mittelmäßigen Boden gedeihen, daß sie mehrjährig sind, um den Kostenaufwand bei ihrem Anbau zu vermindern, und doch den Boden nicht zu sehr aussaugen oder gar verunkrauten und verwildern lassen.

Bei den Gräsern ist besonders auch auf ihren natürlichen Wuchs und auf ihre Reife zu sehen, da sie meist im Gemenge angebaut werden müssen, weil wenig einzelne Grassorten ergiebig genug sind.

Alle Knollen- und Wurzelgewächse, die verschiedenen Kleearten und einige edle Gräser mit blätterreichen Halmen, z. B. avena elatior, eignen sich zur Wahl des Futterbaues. Andre Gräser, die mehr Wurzelblätter geben und niedrig bleiben, z. B. lolium perenne, trifolium repens, poterium sanguisorba u. s. w. eignen sich hingegen zur Weide.

Auf eine Kuh bei völliger Stallfütterung muß man 1½ Morgen rothen Klee oder Esparsette, oder

1 Morgen Luzerne-Klee oder behackte Früchte, als Knollen- und Wurzelgewächse, oder 2 Morgen Wicken, allein oder im Gemenge, annehmen, und zwar in einem guten Boden. Denn nur in einem fruchtbaren Boden und günstigen Klima kann man bei guter Kultur auf einem Morgen im Durchschnitt den Futtergewinn in getrocknetem Zustande annehmen zu:

30 bis 35 Ctr. rother oder Esparsette-Klee,
45 bis 50 Ctr. Luzern-Klee,
15 bis 18 Ctr. Wicken oder Gemenge-Futter.

Ferner auf einem Morgen zuträglichen Boden kann man erzeugen:

100 Ctr. Kartoffeln oder Kohlrüben oder Möhren,
150 Ctr. Runkelrüben,
100 Ctr. Wasser- oder Steckrüben,

welche Gewächse nach Verhältniß ihrer Nahrungskraft auf Heu reducirt werden müssen.

Wie viel Schaafe auf einen Morgen natürlicher Weide anzunehmen sind, hängt von deren Güte ab. Angenommen, daß drei bis fünf Stück auf einem Morgen hinlängliche Nahrung finden, so werden gewiß auf einen Morgen künstlich besaamter Weide sechs bis acht Stück ausgehalten werden können, so lange der Weidegang statt finden kann.

So wie der Heubedarf, so erfordert auch der nöthige Bedarf an Futter- und Streustroh, und

der Gewinn desselben eine vorausgehende Berechnung.

Hierbei werden zuförderst die Verhältnisse des Korns zum Stroh auszumitteln seyn.

Angestellte Untersuchungen haben ergeben, daß sich das Verhältniß des Korns zum Stroh beim Wintergetreide, nämlich Weitzen und Roggen, im Durchschnitt wie Drei zu Sieben, und bei den Sommer-Halmfrüchten wie Drei zu Fünf verhalte, außer bei Erbsen, bei denen es höchstens wie Eins zu Drei anzunehmen ist.

Bei Gütern welche Feldzehnten, Teich- und Waldstreu zu benutzen haben, werden diese den etwanigen Ausfall an Stroh leicht zum Gewinn fürs Ackerland decken können. Die, denen dergleichen Hülfsquellen nicht zu Gebote stehen, werden denselben, gleich dem Mangel an Heufutter, entweder durch Ankauf oder durch vermehrten Futtergewächsbau, in gutem Boden und warmen Klima auch in Halmäckern nach Abbringung der Getreidefrüchte, zu decken suchen müssen, bis die Aecker durch reichliche Düngung immer mehr in bessern Stand kommen, und somit auch einen stärkern Strohertrag bei reichlichen Ernten abwerfen.

Nach diesen vorausgeschickten Bestimmungen ergiebt sich sofort die zum Anbau der erwählten Futtergewächse erforderliche Ackerfläche.

Hierbei ist vor allen Dingen die wichtige Regel zu beobachten, daß das erforderliche Viehfutter nicht durch Anwendung der letzten Kraft des Ackers gewonnen werden darf, sondern daß vielmehr die Futtergewächse als die Erhalter der Fruchtbarkeit des Ackers angesehen und daher entweder in frischen Dünger oder doch in die nach frischer Düngung folgenden zweiten Tracht aufgenommen werden müssen, wenn jene Aufgabe gelöst werden soll, auf einer kleinen Ackerfläche eine große Futtermasse zu produciren.

Die Erfahrung zeigt es nämlich, daß Klee und andre Futterkräuter, wenn sie in einem durch Getreide erschöpften Boden angebaut werden, schlecht gerathen und den Acker verwildern. Hingegen der Klee, wenn er in einem kraftvollen Acker gut stehet, alles Unkraut erstickt, den Boden mürbe macht und zur nächstfolgenden Getreidetracht vortrefflich vorbereitet. Reellen Nutzen kann man nur dann vom Anbau der Futtergewächse haben, wenn man sie in ein gut gedüngtes Land, oder als zweite Frucht bauet, und nur sehr gute und kraftvolle Aecker von vorzüglicher Grundmischung und alter Fruchtbarkeit können hierin eine Ausnahme machen, und nach mehrern Vorfrüchten einen lohnenden Futterbau gewähren. Ist die zum Anbau der Futtergewächse erforderliche Fläche gefunden, so kann man nun bestimmen, in wie viele Theile oder

Schläge das Ackerland am füglichsten und dem Lokale am angemessensten zu legen, und welche Fruchtfolge nach der gefundenen Anzahl der Schläge als die zweckmäßigste zu erwählen ist.

Um aber diese Feldeintheilung richtig und zweckmäßig zu bewirken, so muß eine specielle geometrische Vermessung der sämmtlichen Feldfluren vorausgehen, um die Schläge so gleichförmig groß wie möglich zu machen, damit Düngerbedarf, Aussaat, Futterbedarf, Futtergewinn und Ernteertrag, so wie Arbeit alle Jahre sich ziemlich gleich bleiben, und dadurch die ökonomischen Operationen sich richtiger voraus übersehen und bestimmen lassen.

Die Anzahl von Schlägen, in die man seine Feldflur legen will, muß sich hauptsächlich nach einer Fruchtfolge richten, welche der Lokalität, d. i. der Beschaffenheit des Bodens und Klima, so wie den übrigen Wirthschaftsverhältnissen und Conjuncturen angemessen ist.

Die vorige Bewirthschaftung und Feldeintheilung, der vorfindliche Kulturzustand, die Größe und der Umfang der zu einem Gute gehörenden Ackergrundstücke, die Verschiedenheit des Bodens auf denselben, hinsichtlich seiner chemischen und physischen Beschaffenheit, die Entfernung und Lage derselben, so wie des Wirthschaftshofes, das zu

haltende Nutzvieh, der natürliche Wiesewachs, und vorhandene unkultivirte Plätze und Gutweiden, Lehden, die umgeschaffen und zum Ackerlande gezogen werden können, werden bei der Fruchtfolge und Feldereintheilung wesentliche Modifikationen erheischen und sehr oft, besonders bei größern Gütern, mehrere Rotationen oder Schlagordnungen nöthig machen, durch deren zweckmäßiges Ineinandergreifen allein der höchste Ertrag vom Grund und Boden gesichert werden kann. —

Da die Erschöpfung der Bodenkraft wesentlich und hauptsächlich durch den Fruchtwechsel bedingt wird, wie Theorie und Erfahrung hinlänglich darthun, so ist die Wahl desselben von höchster Wichtigkeit.

Die richtige Kenntniß und Berücksichtigung des Bodens, des Klima, der verschiedenen Grade von Erschöpfung, den der Acker durch die verschiedenen Gewächse erleidet, der längern oder kürzern Zeit, die sie auf dem Felde stehen, des Zustandes, in welchem sie dasselbe nach der Aberntung hinterlassen und ihres gegenseitigen Verhaltens zu ihren Vorfrüchten überhaupt, wird hierbei am sichersten leiten.

Allerdings wird man, so viel als möglich ist, auf jene Produkte ausgehen, die in der Umgebung den größten Werth haben, um sich des höchsten reinen Ertrages zu versichern; allein wenn dabei

nicht

nicht die Regeln des Fruchtwechsels beobachtet werden, so wird man sich dennoch sehr leicht für die Zukunft täuschen und schaden. Denn die verschiedenen Kulturpflanzen consumiren in verschiedenen, ihrer Natur angemessenen Verhältnissen, die nährende Materie im Boden, und wenn daher gewisse Früchte in demselben nicht mehr gedeihen wollen, so kann man von andern noch gute Ernten erhalten; mithin können durch zweckmäßigen Fruchtwechsel, bei übrigens gleicher Kultur, dem Acker die höchsten Produktionen abgewonnen werden.

Da bekanntlich jene Gewächse, welche mehlhaltige Körner erzeugen, und besonders jene Halmfrüchte, welche über Winter den Acker einnehmen, den Boden am meisten erschöpfen, so ist die Abwechselung derselben mit andern Gewächsen, z. B. Hackfrüchten, Futterkräutern, Hülsenfrüchten sehr zweckmäßig. Besonders aber ist dieser Wechsel mit unkrauttilgenden Gewächsen auf solchen Aeckern um so öfterer nöthig, je größer die Neigung zum Verunkrauten in denselben ist, wo in frischem Dünger Halmfrüchte nicht diesem Endzweck entsprechen würden, wohl aber und ganz vorzüglich solche Gewächse, durch deren Bearbeitung Wuchs und Blätter, das Unkraut vertilgt, erstickt oder mit abgemähet werden kann, bevor es zur Saamenreife gelangt.

Allein nur in einem von Natur oder durch Kultur fruchtbaren Boden kann man Getreide,

Klee, Hülsenfrüchte und Hackfrückte in öfterm Wechsel anbauen. Denn Klee und Hülsenfrüchte, welche sich als Vorfrüchte für die Halmfrüchte trefflich schicken, gedeihen nur in einem Boden, der fruchtbar und rein von Unkraut ist; besonders fordern Erbsen zu ihrem Gedeihen nicht frische Düngung, sondern alte Ackerkraft, und dürfen gleich dem Klee nicht zu oft wiederkehren, am wenigsten in unreinen Aeckern. In einem von Natur reichen Boden wird eine öftere Wiederkehr von Hackfrüchten, besonders Handelsgewächsen, vortheilhafter seyn, als Hülsenfrüchte zur Reife bestimmt, weil diese hier zu sehr ins Stroh wachsen und wenig Korn abwerfen.

Da Klee und Hülsenfrüchte, namentlich die Erbsen, in einem magern Boden nicht gedeihen, so darf man auf demselben um so weniger den Halmfruchtbau beschränken, um nicht durch Mangel an Stroh noch mehr in der Düngererzeugung zurückzubleiben. In solchem Boden und in einem rauhen ungünstigen Klima muß besonders die Winterung ihre Stelle in gedüngtem Acker einnehmen, weil, außer den widrigen Einflüssen, denen sie den Winter hindurch ausgesetzt ist, auch die Vorfrüchte mehr Einfluß auf sie haben, als auf Sommerungsfrüchte, zu welchen das Land den Winter hindurch eine günstigere Zubereitung durch Bearbeitung und atmosphärische Einflüsse erhalten kann.

Den Dünger für Klee und Hülsenfrüchte, besonders Erbsen, auf einen solchen Boden zu verwenden, in welchem ihr Gedeihen höchst unsicher ist, wäre sehr unwirthschaftlich, und würde vom Hauptzweck, dem möglichst höchsten Ertrage, entfernen. Daher muß der Anbau derselben für die kraftvollern Aecker beschränkt bleiben, und zwar so lange, bis die übrigen magern Aecker in stärkere Dungkraft gesetzt worden, und derselbe allmählig bei einem günstigen Klima und guter Kultur auf sie ausgedehnt werden kann. Bis dahin wird in solchem Boden der Anbau von Kartoffeln und Wicken, letztere allein oder im Gemenge mit Hafer, den Futterausfall decken müssen; denn beider Gedeihen ist nicht so mißlich, als jener Früchte, Klee und Erbsen, deren Mißrathen auch für die darauf folgende Halmfrucht noch nachtheilig einwirkt. Denn die Kartoffeln gedeihen auch in einem magern Boden, wenn derselbe dazu frisch gedüngt wird, so wie auch die Wicken in feuchten Jahrgängen auf magern Aeckern, selbst ungedüngt, gedeihen, und außerdem, besonders auf solchen Feldern, welche wegen Näsſe im Frühjahr eine zeitige Bestellung nicht verstatten, sich besser als Vorfrucht für die Winterung eignen als Erbsen, weil sie kürzere Zeit zu ihrer Reife erfordern. Als grün abzumähendes Futter eignen sie sich in frische Düngung vorzüglich in jene Schläge, welche zum Verunkrauten sehr geneigt sind, und

ersetzen die Sommerbraache in einem nicht zu gebundenem Boden, wenn sie im August das Feld räumen, und noch bei hoher Lufttemperatur die Wendung des Ackers geschehen kann, widrigenfalls man Rückschlag bei der so zweckmäßig darauf folgenden Winterung erleiden würde.

Je leichter und loser eine Bodenart in ihrer Grundmischung ist und je ärmer an Humus, desto beschränkter ist auf selbigem der Fruchtwechsel; oft dehnt er sich nur auf Roggen, Heidekorn, Spörgel, und, in nicht zu sandigem Boden, auf Kartoffeln aus.

Nach den aufgestellten Grundsätzen ist Futterbau und darauf beruhende Stallfütterung das sicherste Mittel, durch welches beim kleinsten Aufwande in Ackerland der meiste animalisch-vegetabilische Dünger gewonnen, und sofort am zuverlässigsten der Hauptnutzungszweig der Landwirthschaft, d. i. der höchste Getreidegewinn durch reichliche und öftere Düngung erzielt werden kann; mithin darf bei einem den Futterbau begünstigenden Boden und Klima weder Weidegang in Kleeschlägen noch viel weniger in unbesaamten Weideschlägen statt finden. Kein Schlag und wo möglich kein Theil desselben darf der wilden Natur ein ganzes Jahr hindurch ausgesetzt werden. Die Sommerweide muß durch reichlichen Anbau der erwählten Futtergewächse ersetzt, auch wenn besondere

Huthweiden oder schlechte Wiesen vorhanden sind, dieselben mit zum Acker geschlagen werden, weil sie so leichter und besser benutzt werden können.

Wo jedoch für das Schaafvieh ausgiebige natürliche Triften mangeln, muß der Weidegang in besaamten Weideschlägen eingeräumt werden, wenn das Wirthschaftssystem noch nicht zu jener Intension gehoben werden kann, welche die Stallfütterung dieser Thiergattung im Sommer möglich machte. So würden auf magerm, trocknem, lehmigsandigem Boden, welcher dem Kleebau besonders ungünstig ist, die größten Anstrengungen und Aufopferungen zur Durchführung der Sommer-Stallfütterung nutzlos seyn; hingegen mit weißem Klee besaamte Weideschläge, für die Schäferei berechnet, welche in solchem Boden, selbst bei nicht ganz feiner Wolle, am besten rentirt, und am meisten Dünger erzeuget, ohne denselben dem Getreidebau zu entziehen, am vortheilhaftesten in die Fruchtfolge aufzunehmen wären.

Ferner wo Schaafzucht auch bei besserm, dem Kleebau günstigern Boden vortheilhafter als Rindviehzucht im Großen, oder mit letzterer zugleich zu betreiben ist, die vorhandenen Triften aber nicht hinreichend sind, wo örtliche Verhältnisse, Mangel an Menschen und Betriebskapital Veranlassung geben, eine mehr extensive als intensive Wirthschaft zu betreiben, wird der Weidegang in zum Gras-

wuchse niedergelegten oder mit Klee besammten Schlägen beizubehalten seyn; z. B. da, wo Grund und Boden im Ueberfluß vorhanden ist, wo es noch an Dünger fehlt, wo die Arbeitsleute mangeln und kostspielig sind, und der Produktenabsatz erschwert und entfernt ist.

Wo man noch in der Düngererzeugung sehr zurück ist, und dem Acker jener Ersatz für das durch die Getreideernten Entzogene durch Dünger nicht vollkommen dargereicht werden kann, da muß man freilich noch zur Braache, wenigstens zur Sommerbraache, seine Zuflucht nehmen, mittelst welcher man den Boden ein ganzes Jahr hindurch, oder durch das Sommerhalbejahr, durch wiederholtes Pflügen, Exstirpiren, Ruhren und Eggen der wohlthätigen Einwirkung der Atmosphäre aufschließt, und bewirkt, daß ihm wenigstens ein Theil des Verlornen hierdurch und durch die im Boden erzeugte Gahre ersetzt werde. In diesem Falle wäre es nachtheilig sämmtliche Braache auf einmal ganz abzuschaffen, und den Futterbau auf einmal im Großen anfangen zu wollen, welcher doch nur in gedüngten oder kraftvollen Aeckern sein zweckmäßiges Gedeihen findet.

Uebrigens wird man auch bei nassem gebundenen Boden, wie auch bei sehr verwildertem, nicht selten genöthigt seyn, zur mürben Braache seine Zuflucht zu nehmen, um durch wiedetholtes Sommer-

pflügen denselben zum Getreidebau geschickt zu machen. Außerdem hat man sich vor jedem Ausfall an Dünger sicher zu stellen, damit der jährlich erforderliche Bedarf auch bei Mißjahren vorhanden ist, um die einmal bestimmte Ackerfläche gehörig düngen zu können. Ein Rückfall dieser Art würde bald vom vorgesteckten Ziele entfernen.

Dies erreicht man, wenn man auf Futter- und Strohvorräthe denkt, welche auch bei Mißjahren außer Verlegenheit setzen, den Viehstapel schlechter nähren oder verringern zu müssen, und dadurch die Misterzeugung zurückzusetzen.

Allerdings ist dies eine noch schwierigere Aufgabe, wenn nicht ein seltener Reichthum an natürlichen Wiesenwachs und andere Hülfsquellen als Feldzehnten, Wald- und Teichstreu, Triftgerechtigkeiten u. s. w. Unterstützung gewähren, und erfordert in den ersten Jahren eine größere Aufopferung an Ackerland zum Futterbaue. Ist man in der Lage Düngermaterialien, besonders animalisch-vegetabilische, z. B. in der Nähe einer großen Stadt, billig kaufen zu können, so wird man schneller zum erwünschten Ziele gelangen.

Denn der Futterbau setzt schon Dünger im Boden voraus, da sein Gedeihen nur in kraftvollen Aeckern sicher ist, und doch muß die Düngererzeugung auf ihn basirt werden, um das dazu nöthige Vieh halten und hinlänglich nähren zu können.

Selbst bei vielen Hülfsmitteln kann man oft die Verbesserung nicht auf einmal vornehmen, sondern muß sie nach und nach durchführen.

Hierbei sowohl, so wie bei Feststellung der Rotationen und des in dieselben aufzunehmenden Fruchtwechsels ist die größte Umsicht, richtige Lokalitäts-Kenntniß, die reiflichste Ueberlegung und Erwägung aller Verhältnisse, so wie ein richtiger Ueberschlag höchst nothwendig, woraus für den Landwirth die wichtige praktische Regel hervorgeht, bei der Wahl des Feldsystems mit Vorsicht und Berücksichtigung aller obwaltenden Umstände zu Werke zu gehen, und erst nach mehrjähriger Erfahrung sich unbedingt für ein feststehendes Wirthschaftssystem zu bestimmen, durch welches der Hauptzweck des landwirthschaftlichen Gewerbes — der höchste nachhaltigste reine Ertrag von Grund und Boden — am sichersten zu erreichen ist.

Als zweites Hauptmittel, den Getreidebau auf die ersprießlichste Art zu erzielen, besonders da, wo derselbe den Hauptnutzungszweig der Landwirthschaft ausmacht, wurde oben aufgeführt:

Die zweckmäßige und sorgfältige Bearbeitung des Ackerlandes.

Die Wichtigkeit und Nothwendigkeit derselben beweiset die Erfahrung und Wahrnehmung, daß die Erschöpfueg der Bodenkraft durch die ökonomischen Gewächse, gleichfalls durch den Zustand in

welchem wir den Acker zur Aufnahme derselben setzen, bedingt wird, so wie ihr mehrfacher Endzweck.

Es soll nämlich durch sie bewirkt werden:

Die Unterbringung und innige Mischung der Düngermaterialien mit dem Boden, besonders des Stallmistes, Unterbringung und Bedeckung der Saat, Lockerung des Bodens und Aufschließung desselben, damit die zu kultivirenden Gewächse ihre Saugwurzeln verbreiten und alle Nahrungsstoffe sich aneignen können, damit die atmosphärischen Niederschläge besser aufgefangen und zurückgehalten werden können, zur Vermehrung der Fruchtbarkeit des Bodens und Beförderung der Auflöslichkeit des im Boden befindlichen Humus, Mengung der verschiedenen Bestandtheile des Bodens zum bessern Gedeihen der Pflanzen, Vertiefung der ackerbaren Oberfläche, durch Auflockerung des Untergrundes, oder bei einer mächtigen Schichte Dammerde, Heraufbringung einer tiefer gelegenen Erdschichte, um deren Gehalt an Humus in Auflöslichkeit und Thätigkeit zu bringen, und endlich Zerstörung des Unkrauts zur Reinignng des Ackerlandes und Beförderung des Gedeihens der ökonomischen Gewächse.

Die zu einer zweckmäßigen Bearbeitung des Ackers erforderlichen Arbeiten bestehen hauptsächlich in Pflügen oder Wenden, Ruhren oder Haaken, Exstirpiren, Eggen und Walzen, je nachdem dieselbe in vollkommener Wendung oder

in mehr oder weniger oberflächlicher Lockerung und Mengung, oder in Reinigung und Ebnung des Bodens besteht.

Zuförderst hat man die Eigenschaften guter und zweckmäßiger Ackerwerkzeuge aufzusuchen, da sie und ihre Wirkung es bestimmen, ob man leichter oder schwerer, mit mehr oder weniger Aufwand an Kraft und Kosten, den vorgestellten Zweck erreichen kann.

Sodann hat man zu erwägen wie tief, wie, zu welcher Zeit und wie oft der Acker bearbeitet werden soll, um ihn in die möglichst beste Kultur zu setzen.

Die Tiefe des Pflügens richtet sich am zweckmäßigsten nach der Verschiedenheit der zu kultivirenden Gewächse und nach der Verschiedenheit des Bodens, in welchem sie gebaut werden sollen, welche zunächst auf die Mächtigkeit der Dammerde und der verschiedenen Beschaffenheit des Untergrundes beruhet. Gewöhnlich bestimmt in letzterer Hinsicht die Tiefe der Dammerde die Beackerung des Bodens für die zu kultivirenden Gewächse, sie sey denn zu mächtig, oder die Pflanzen hätten eine so tiefe Auflockerung des Bodens nicht nöthig; z. B. zu Halmfrüchten, Hülsenfrüchten und Futterkräutern darf nicht so tief gepflügt werden, als zu Hackfrüchten, unter denen vorzüglich einige Handelsgewächse und die Knollen- und Wurzelgewächse

die möglichste Tiefe zu ihrem Gedeihen erfordern. Aber auch nach den verschiedenen Pflugfahren, die man dem Acker vor der Bestellung giebt, richtet sich die Tiefe des Pflügens, und diese darf sich nicht gleich bleiben. Zur völligen Tiefe giebt man allemal mit Vortheil die Herbstfahre, welche über Winter liegen bleibt, besonders wenn die obere Erdlage durch die untere vermengt, und dadurch vertieft werden soll.

Die Bildung einer mächtigern Schichte von Dammerde, wenn dieselbe sehr seicht ist, ist sehr schwierig und kostspielig, und stehet nicht in eines jeden Macht. Durch Auflockerung des Untergrundes, wo es seine Beschaffenheit zuläßt, ohne ihn in Mengung mit der obern Erdschicht zu bringen, kann man einer seichten Schichte von Dammerde sehr zu Hülfe kommen, besonders da, wo sie Thon oder auch nur Lehm zum Untergrunde hat.

Die Vertiefung des seichten Bodens aber, durch Auflockerung und Mengung der todten Unterlage mit der Dammerde, erfordert die reiflichste Ueberlegung, Vorsicht und hinlänglichen Dünger, so wie auch längere Aussetzung der Einwirkung der atmospärischen Zuflüsse, wenn nicht die Fruchtbarkeit des Bodens durch die in dieselbe gebrachte todte Erde vermindert werden soll.

Wie man pflügen, das heißt, in welche

Form man den Acker legen müsse, hängt ab von der verschiedenen Lage desselben, von der chemischen und physischen Beschaffenheit des Bodens und von der Natur des Untergrundes

Bei einer ebenen Lage, oder auch mäßig abhängenden Lage des Feldes wird man im Thonboden dasselbe in schmale etwas gewölbte Beete legen müssen; bei einer ganz ebenen Lage und strengem feuchtem Thonboden wohl auch die sonst so nachtheiligen breiten gewölbten Beete oder Rücken beibehalten müssen.

Ein durchlassender Boden verstattet die Ackerung in breite flache Beete, oder in ganze ebene Flächen bei ebener oder geneigter Lage; so wie auch jener Thonboden, welcher durch zweckmäßige und öftere Düngung, so wie durch eine anhaltend tiefe Wendung und Lockerung seine nachtheilige Bindigkeit verloren hat, und von welchem dem Wasser Abfluß verschafft werden kann. Auch Bergäcker, welche gewöhnlich nach der wagerechten Linie der Bergfläche gepflügt werden müssen, können nach der Pflügung eine ganz ebene Fläche darstellen.

Wann und wie oft gepflügt werden solle, hängt ab von der Beschaffenheit des Bodens, von dessen Grundmischung und Unterlage, von den zu bauenden Gewächsen, vom vorhandenen Unkraute, von der zeitherigen Kultur, von der Witterung,

dem Klima und der Jahreszeit, wie auch vom Feuchtigkeitszustande des Ackers.

Je thonhaltiger der Boden ist, desto öfterer wird er zur Bestellung einer Saat durchs Pflügen vorbereitet werden müssen; je loser derselbe ist, desto weniger, und im Sandboden wäre mehrmalige Wendung des Ackers vor der Bestellung nachtheilig, es sey denn, daß Verunkrautung aller Art sie erforderte.

In schwerem thonigen Boden wird oftmals, besonders in einem kalten Klima und in nassen Jahrgängen die Zeit zwischen der Aberntung der vorhergehenden und der Saat der folgenden Frucht nicht hinreichen, den Acker durchs Pflügen, Ruhren u. s. w. zur Aufnahme einer neuen Saat geschickt zu machen, und man wird zur Sommerbraache seine Zuflucht nehmen müssen, besonders wenn zugleich der Acker sehr verunkrautet ist. In leichtern und mürben Boden hingegen wird jener Zeitraum von einer Ernte bis zur folgenden Saat vollkommen zur zweckmäßigen Vorbereitung des Ackers hinreichen und mit Hülfe der Kultur der verschiedenen Hackfrüchte wird man ohne Braache seinen Zweck bei der Bearbeitung des Ackerlandes erreichen können. Nur sehr leichte Sandfelder werden hierbei eine Ausnahme machen, und zu Zeiten ein mehrjähriges Dreeschliegen erfordern, um dem

Boden die mangelnde Bindung und Haltbarkeit zu geben und für den Getreidebau consistenter zu machen.

Um den Acker in die möglichst höchste Kultur zu setzen, muß er nebst gehöriger Düngung auch zweckmäßig bearbeitet werden. Vollkommen kann dies, besonders in schweren Aeckern, nur erreicht werden, wenn der Sense alsbald der Pflug folget, und dieser den Boden der wohlthätigen Einwirkung der Atmosphäre aufschließt, ehe er wieder verhärtet, oder durch weidendes Vieh festgetreten wird. Er erhält dadurch eine halbe Braachbearbeitung, denn man bewirkt Fäulniß und Zersetzung im Boden und Bereicherung desselben durch das verwesende Unkraut, desgleichen der Stoppeln und Wurzeln der abgeernteten Früchte, weil die wärmere Jahreszeit dieselbe so begünstiget, daß man gewöhnlich noch einmal zur Herbstsaat solche Aecker, die Winterfrüchte tragen sollen, pflügen kann. Mit größtem Vortheile pflügt man auch solche, nach der Ernte gestürzten zur Frühjahrssaat bestimmten Aecker, im Herbst zur völligen Tiefe, so wie alle übrigen Aecker, denen man die Wohlthat des frühern Stürzens bei hoher Lufttemperatur nicht gewähren konnte, und setzt den Boden der Einwirkung des Dunstkreises den Winter hindurch aus.

Durch ein zweimaliges Pflügen des Ackers vor Winter erreicht man den großen Vortheil, im Frühjahre nicht ackern zu dürfen, nämlich jene Aecker,

welche ungedüngt besäet werden, denn jene welche Dünger erhielten, müßten wenigstens eine Pflugfahre erhalten, um ihn unterzubringen. Im erstern Falle hält man die Winterfeuchtigkeit für die zu bestellenden Saaten gänzlich im Boden zurück, welches besonders in einem windigen austrocknenden Klima, oder trocknen Frühjahrszeit, so wie auch in einem trocknen und durchlässigen Boden den wohlthätigsten Einfluß auf die Vegetation der Gewächse hat, wo hingegen mehrmaliges Pflügen und Verspätung der Frühjahrssaat oft von den nachtheiligsten Folgen ist.

Selbst im Thonboden ist es vortheilhafter, die letzte tiefe im Herbst gegebene Pflugfahre zur Saatbestellung im Frühjahre zu verwenden, weil man durch nochmaliges Pflügen die über Winter mürbe und fruchtbar gewordene Erdlage vergraben und eine unartbare Erdschichte heraufbringen würde, es sey denn, daß der in solchem Boden im Frühjahr gewöhnlich starke Graswuchs nach einem nassen Winter und in einem feuchten Klima, nicht durchs Exstirpiren und Eggen hinreichend gehemmt und zerstört werden könnte. Uebrigens ist nur in nassem Klima und für naßliegende, schwere, kalte und späte Ackergründe ein wiederholtes Pflügen im Frühjahre nothwendig, um das Verdünsten der überflüssigen Feuchtigkeit und Austrocknung des Bodens zu bewerkstelligen.

Das Ruhren oder Haaken des Ackers geschiehet nicht nur mit größtem Vortheil bei der Braachbearbeitung des Feldes, wo es einen Theil der Sommerfahren in die Queere ausmacht, zur Zerreißung der Wendefahren, Zerkleinerung und Mengung des Bodens und der demselben einverleibten düngenden Substanzen, und zur Zerstörung des Unkrauts, sondern auch bei gestürzten Halmäckern, wenn deren Reinigung von Wurzelunkraut es erfordert, günstige Herbst- oder Frühjahrswitterung es erlaubt, und der Exstirpator und die Schar- und Zinken-Eggen nicht auslangen wollen.

Durchs Exstirpiren und Eggen wird die mehr oder weniger seichte oberflächliche Lockerung des Bodens und Unterbringung der Saat, so wie die Zerstörung des Unkrauts bewirkt, und muß sich solches gleichfalls nach Beschaffenheit des Bodens, nach dem Kulturzustande, in dem er sich befindet, nach Witterung und Jahreszeit richten, so wie auch nach der Saatbestellung und dem Feuchtigkeitszustande des Ackers. Die oberflächlichste Lockerung geschiehet mittelst der gewöhnlichen Zinken-Egge, und bezweckt entweder in einem frisch gepflügten Boden neben der Zerkleinerung und Ebnung des gepflügten Ackers, das Herausziehen des Unkrauts mit der Wurzel zum Verdorren, oder ein seichtes Unterbringen der Saat. Eine tiefere Lockerung und wirksamere Zerstörung des Unkrauts bewirkt der Exstirpator,

pator, die Schneid- und Schaufelpflüge und Schaareggen, und durch ihre Anwendung wird in einem nicht zu gebundenem Boden das Unkraut nicht nur zerstört und zum Verdorren in die Höhe gebracht, sondern es werden auch Pflugfahren erspart, welche zur Vertilgung des aufkeimenden Unkrauts und Graswuchses, oft zum Nachtheil der folgenden Saatbestellung außerdem nöthig seyn würden. Ganz vorzüglich ist die Anwendung dieser Ackerinstrumente im Frühjahr auf jenen Aeckern, die ohne Wendung mit dem Pfluge die Saatbestellung erhalten sollen, zur zweckmäßigsten Lockerung, Zerstörung des hervorgesprossenen Unkrauts und Unterbringung der Saat.

Durch leichtere Eggen und durch die Walze geschiehet endlich die oberflächliche Reinigung und Ebenung des Bodens, und wird von der Witterung und Jahreszeit, so wie von der Natur des Bodens und der zu bauenden Früchte bestimmt; besonders wird die Anwendung der Walze nur bei sehr trockner Saatbestellung und bei einem sehr trocknen, losen und pulvrigten Zustande des Bodens, welcher den Wintersaaten bei ungünstiger Winterwitterung so nachtheilig wird, von wesentlichem Nutzen seyn.

Als Resultat sämmtlicher aufgestellter Grundsätze ergiebt sich:

Daß auf Futterbau und Stallfütte-

rung jenes Wirthschaftssystem sich gründen müsse, durch welches man den Hauptnutzungszweig der Landwirthschaft, den Ackerbau des Getreides, am zuträglichsten pflegen und dadurch den Hauptzweck des Gewerbes, den möglichst höchsten Ertrag desselben, am zuverlässigsten erreichen könne. Durch letztere auf erstere basirt, erlangt man den meisten animalisch-vegetablischen Dünger, und durch zweckmäßige Bearbeitung des Bodens versichert man sich der befruchtenden Einwirkung der Atmosphäre auf den Boden, und eines zweckmäßigen Standorts für die ökonomischen Gewächse. Nur auf diesem Wege können dem Acker die stärksten Produktionen abgewonnen und die Kraft desselben aufs höchste benutzt und allmählig vermehrt werden; denn ein durch reichliche und öftere Düngung und durch die beste zweckmäßigste Zubereitung in hohe Kultur gebrachter Boden sichert gute Getreide-Ernten, bei nicht zu ungünstiger Grundmischung, auch wenn zwei Halmfrüchte auf einander folgen; wenn nur die zweckmäßige Bearbeitung und Vorbereitung des Ackers geschiehet, und der Futterbau stets in einem solchen Verhältnisse bleibet, daß es nie am Mittel fehlet, die nöthige Quantität Dünger zu erzeugen, durch welche dem Acker hinlänglicher Ersatz für die erschöpfte Kraft gewähret wird.

III.

Gespräche über höhere Schaafzucht und edle Wolle.

Sowohl in Unterredungen mit den mich besuchenden Freunden und Gönnern, als in Briefen, die ich von ihnen erhalte, kommen häufig Fragen und Zweifel vor, die beweisen, daß man sich noch nicht recht über manche Dinge verstehe. Ich glaube daß es von Nutzen seyn könne, die hier bei Einzelnen obwaltenden Mißverständnisse öffentlich zur Sprache zu bringen, und dies scheint mir am besten und einfachsten geschehen zu können, wenn ich an mich ergangene Fragen und Bemerkungen, in ein Gespräch eingekleidet, mit meinen unmaßgeblichen Antworten und Erklärungen vortrage. Ich werde wenigstens den Versuch machen, und erwarte, falls

A. P. Thaer.

er Beifall finden sollte, daß um so mehrere Fragen von den Lesern meiner Schriften über diesen Gegenstand an mich ergehen werden, indem das von mehreren Freunden geäußerte Bedenken, daß sie meine dem Allgemeinen gewidmete Zeit durch Privat-Correspondenz rauben mögten, dadurch gewissermaaßen wegfällt, wenn sie die Beantwortung der Sache nur in diesen Heften erwarten. Das Gespräch beginne also zwischen E (den Frager) und J (mich).

E. Es ist mir lieb daß Sie den Namen Electoral, der sonst nur im Wollhandel gebraucht wurde, nun auch einer Race beilegen. Wir müssen doch zugeben, daß diese Race in Sachsen und vorzüglich in den Kurfürstlichen Schäfereien gebildet wurde, indem man da zuerst auf die Eigenschaften, welche diese Race nun besitzt, hinarbeitete und so ihre Eigenthümlichkeit hervorgebracht hat. Die Ableitung des von Ihnen gebrauchten Namens Escurial ist aber doch zweifelhaft und in Stolpen versteht man darunter den aus Italien erhaltenen Stamm, der abgesondert kultivirt wird.

J. Sehr gern nehme ich jenen Ausdruck an und ich war früher nur zweifelhaft, weil ich besorgte, daß er der National-Eitelkeit hin und wieder anstößig seyn möchte. Da sich aber jetzt die Oesterreicher dessen selbst bedienen, so bin ich gern damit einverstanden. Ungeachtet ich aber völlig zu-

gebe, daß diese Race und Wollart in Sachsen am vorzüglichsten und constantesten cultivirt worden, so kann ich doch nicht zugestehen, daß sie so ganz ausschließlich daher stamme oder vielmehr daß kein anderes Schaaf diejenige Wolle, die im englischen Handel unter dem Namen Electa gehet, trage. Denn unter den aus Frankreich erhaltenen Schaafen, besonders in der Heerde von Malmaison, sind Individuen, welche solche Wolle ganz entschieden und in höchster Vollkommenheit liefern, obwohl sie sich von allen mir bekannten sächsischen Stämmen auszeichnen, den vorzüglichsten vielleicht darin nachstehen, daß sie am Genick und den Keulen nicht so ausgeglichen sind, aber wieder den Vorzug haben, daß sie durch die Gedrängtheit des Vließes und Bewachsenheit aller Theile im Durchschnitt wohl Ein Pfund Wolle p. Kopf mehr als jene geben. Wollen Sie nun diese Schaafe, deren Stamm sich hoffentlich vermehren und verbreiten wird, zu den Electoral-Schaafen zählen und Sie vielleicht französische Electorals nennen, so dürfen wir die sächsische Abstammung in dem Begriff nicht aufnehmen.

E. Sollten sie doch wohl nicht etwas Regrettiartiges haben?

J. Nein! nach meinem Begriffe nicht. Denn ihre Wolle ist völlig so sanft und geschmeidig wie irgend eine sächsische, sie macht ganz flache und feine Bogen, ihr Vließ verborkt sich nicht durch

pechartigen Schweiß und läßt sich leicht reinwaschen. Ich bin daher überzeugt, daß die zu dünnwolligen sächsischen Stämme durch eine Kreuzung mit vorzüglichen Böcken dieses Stammes nicht anders als gewinnen können; eine Meinung die ich nicht blos a priori aufstelle, sondern die sich in der Mögliner Schäferei durch den mehrmals von mir erwähnten Morel-Bock bestätigt hat.

E. Ich gestehe doch, daß ich, nach den verschiedenen Vorgängen, die ich auf meinen Schäferei-Reisen beobachten konnte, eine große Furcht für jede fremde Einmischung bei meinen Electoral-Schaafen habe, obwohl ich allerdings ihren Wollertrag gern vermehren mögte. Ein Tropfen zugemischtes Negretti-Blut, ist schwer wieder herauszubringen. Und ich kann mich bei aller Wollergiebigkeit, welche diese Race hat, doch nicht überzeugen, daß es jemals vortheilhaft seyn könne, sie zu kultiviren, wenn man Electorals haben kann.

J. Da Sie in Ihrer X. Schäferei es bis zu dem Preis von 33 Rthlr. (p. Stein) gebracht haben, so würde ich es Ihnen freilich verdenken, wenn Sie es nicht durch Electoral-Böcke von hoher Qualität und durch strenges Ausmärzen noch höher zu treiben suchten. Aber nach der Beschreibung, die Sie mir von der Schäferei zu Y. machen, könnte ich es doch für ökonomisch richtig halten, wenn Sie reichwollige Böcke von halben Re-

gretti-Schlag nähmen. Sie können noch 4 bis 5 Generationen abwarten, bevor Sie von diesen, obwohl schon lange veredelten, Mestizen Wolle bekommen, wofür man Ihnen 28 Rthlr. zahlt — selbst wenn die Preise wie jetzt stehen bleiben, was für Wolle dieser Art, die immer häufiger wird, nicht zu erwarten ist. Das Gewicht Ihrer Schur wird sich aber immer vermindern, so wie die Feinheit zunimmt. Brauchen Sie dagegen gute Halb-Negretti-Böcke, so kämen Sie gewiß früher auf den Preis von 22 Rthlr. und das Gewicht würde zu, nicht abnehmen, zumal da Sie reichliche Weide haben und auch im Winter gut füttern.

E. Gerade das wahrscheinliche Sinken des Preises der gewöhnlichen, sogenannten spanischen Tuchwolle durch ihre große Vermehrung ist es, was mich antreibt, auf die möglich höchste Verfeinerung nnd auf lauter Electoral-Wolle hinzuarbeiten. Diese wird, eben weil ihre Erzeugung sehr schwierig ist, und die Nachfrage immer zunimmt, bald in eben dem Preisverhältnisse gegen Mittelfeine stehen, wie letztere vormals gegen die Landwolle stand, denn sie tritt so bei uns ganz an die Stelle dieser. Nur nach der hochfeinen wird starke Nachfrage bleiben, weil Jedermann einen immer feinern Rock tragen will und mancher sogar seinem Gaumen etwas entziehet, um ein Paar Thaler für die Elle Tuch mehr geben zu können. Man weiß

daß schelchteres, sogenanntes Mitteltuch, wenn es neu auch gut aussieht, sich bald so abträgt, daß man in guter Gesellschaft nicht damit erscheinen kann, und daher will es niemand mehr, der besseres irgend bezahlen kann.

J. Sehr wahr! Aber glauben Sie denn daß man aus Negretti-Wolle nicht auch sehr gutes Tuch machen könne? — Gewiß wird das meiste feine englische und rheinländische Tuch daraus gemacht, und das erste Sortiment der Electoral-Wolle wird wohl nur sehr selten zu Tuch und dann doch nur zur Decke verwandt. Die Kette muß von stärkerer und kräftigerer Wolle genommen werden, sonst würde das Tuch zu schlaff. Die feinste Electoral-Wolle wird wohl nur zu den feinsten Casimiren gebraucht und ihr Gebrauch ist also nur auf den höheren Luxus beschränkt. Gute Negretti-Wolle gehört aber zu den unentbehrlichen Bedürfnissen unserer Zeit und sollte in Spanien, welches diese Wolle noch überwiegend vor allen Ländern liefert, die Schaafzucht abnehmen, so würde Negretti-Wolle bei uns um so mehr gesucht werden.

E. Glauben Sie denn nicht daß unsere Electoral-Mestiz-Wolle — wenn ich sie so nennen darf — an die Stelle der Negretti- oder Spanischen Wolle treten werde?

J. Nein! das glaube ich nimmermehr. Die Electoral-Mestiz-Wolle wird die Kraft, die Ausge-

glichenheit der einzelnen Haare, den Glanz, die Walkfähigkeit der echten Negretti-Wolle nie ersetzen. Mestiz-Wolle, die auch schon bis zu einem ziemlich hohen Grade veredelt ist, unterscheidet sich von der originalen Merino-Wolle jeder Art durch die Unausgeglichenheit der Stapel und der einzelnen Haare in jedem Stapel. Man wird oft schon in den ersten Generationen ein oder anderes Schaaf finden, was an einer Stelle des Vließes Wolle hat, die in der Feinheit der Electa-Wolle gleich kommt. Es verlohnet sich bei dem Sortiren zuweilen wohl der Mühe sie herauszupflücken aber solche Stückwolle hat bei weitem nicht den Werth eines edlen Vließes von geringerer Feinheit. Einzelne Haare findet man, die unter dem Eirometer eine Feinheit ergeben, wie man sie bei den originalen Electoralen selten antrifft. Deshalb läßt sich der Werth eines Schaafes, und weit weniger einer Heerde, aus einzelnen herausgesuchten Stapel-Proben durchaus nicht beurtheilen. Noch schiefer würde das Urtheil ausfallen, wenn man sich auf die Messung einzelner Haare mit dem Eirometer berufen wollte, wie ich besorge, daß es geschehen werde, wenn sich dies Instrument mehr verbreitet und in die Hände Unerfahrner kommt. Denn ich unternehme es, aus Wolle, wofür jetzt niemand mehr als 15 Rthlr. giebt, Haare herauszuziehen, die von kleinerem Durchmesser sind, als

andere aus einer Schur, die mit 40 Rthlr. bezahlt wird. Gerade dies ist es, was ich durch den Gebrauch des Eirometers erlernt habe. Doch um wieder auf Negretti-Wolle zurückzukommnn — sie hat einen Gebrauchswerth, welcher den der Electoral-Wolle in der That übertrifft, und ihr Marktpreis kommt nur deshalb dem des letztern nicht gleich, weil sie bisher mehr erzeugt worden ist und immer leichter zu erzeugen bleiben wird, wie jene. Aber Mestiz-Wolle wird ihr im Gebrauchs-Werthe, wie im Marktpreise, immer weit nachstehen, weil sie schlechteres Tuch giebt und sich noch stärker vermehrt.

E. Da ich nun aber meine Schäferei zu Y. einmal in der Tendenz auf Electoral-Race — freilich noch nicht hoch — veredelt habe, glauben Sie da nicht, daß es rathsamer sey darin fortzufahren, als nun, um das Schurgewicht zu vermehren, zu reichwolligen Negretti-Böcken überzugehen; zumal da ich von meiner Merze zu X. alle Jahre etwas Muttervieh hinzuschicken gewillet bin?

J. Nun ja! wenn Sie auch für Y. eine Electoral-Schäferei ankaufen wollen. — Denn ob Sie Ihre Merze, die Ihnen jetzt schon gern mit 10 bis 12 Rthlr. bezahlt wird, dahin schicken oder ob Sie ein Ankaufs-Capital anlegen, ist doch wohl eins. Es kommt nur darauf an, ob Sie zu Y., wo Sie selbst die Aufsicht nicht führen können, ei-

nen Inspektor haben, der die Sache mit eben der Lust und Liebe und Einsicht, wie Sie zu X., betreiben wird. Ohne dies rathe ich Ihnen nicht das Capital anzulegen, weil ich glaube, daß nach gehörig angelegter Berechnung, der Mehrertrag, den diese Schäferei dann geben wird, solches nicht so verzinsen werde, wie ein solches, so vielem Risiko unterworfenes, Capital verzinset werden muß. Ich sage Mehrertrag, im Vergleich mit dem, was Sie haben würden, wenn Sie die dortige Schäferei mit guten Negrettiböcken veredelten.

E. Nun, mein Inspektor, ein braver Mann, wird zwar nicht die Sorgfalt darauf verwenden können, wie ich es zu X thue, auch versteht er sich auf die Beurtheilung der Thiere nicht. Aber er weiß doch den Schäfer in gehöriger Ordnung bei der Haltung und Fütterung zu erhalten. Die Auswahl der Böcke und die Merze werde ich jährlich selbst besorgen. Und dann wüßte ich nicht, welches bedeutende Versehen dabei vorfallen und welches besondre Risiko eintreten sollte.

J. Hm! ich gestehe daß ich eine hochfeine Electoral-Schäferei an keinem Orte haben mögte, wo nicht tägliche Aufmerksamkeit und zwar kenntnißvolle darauf verwandt würde und noch weniger mögte ich mir Hoffnung machen, damit vorwärts zu kommen, wenn diese fehlte. Das hochfeine Electoral-Schaaf habe ich mit einer erkünstelten Gar-

ten-Blume verglichen, die nicht nur sehr zart sondern auch in ihren Saamen und Keimen zum Ausarten oder vielmehr zum Einarten sehr geneigt ist. Verpflegt man sie nicht auf das beste und sondert nicht alle zurückschlagende Individuen aus, so verliert sich der wirklich erkünstelte Charakter bald. Daß einige der vorzüglichsten Schaafzüchter dies nach ihren Erfahrungen nicht zugeben wollen, liegt an der großen Aufmerksamkeit, welche sie auf die Entfernung aller Schädlichkeiten und aller Ausartung verwenden; eine Aufmerksamkeit die sie als ganz gewöhnlich und sich von selbst verstehend voraussetzen. Allein sie ist nicht jedermanns Sache und daher kommt es, daß so manche Schäfereien gleichen Ursprungs, gegen andre zurückgeblieben sind. Keine zeichnet sich aus, die nicht eine geraume Zeit hindurch der verständigen Aufsicht ihres Eigenthümers genossen hat und manche die sich gehoben hatten, fielen wieder herunter, so wie die Aufmerksamkeit nachließ. Sind die Schäfer auch von Vorurtheilen geheilt, so erstreckt sich ihre Aussicht doch nur auf die Individuen, aber höchst selten auf den Stamm; und dieser kommt doch bei der höheren Schaafzucht, wenn sie gelingen soll, vor allem in Betracht. Die größere Zartheit der hochfeinen Thiere ist für einen aufmerksamen Beobachter unverkennbar. Man wird in einer noch vermischten Schäferei von diesen immer mehrere verlieren, als

von andern. Sie sind den meisten Krankheiten mehr unterworfen. Sie bleiben häufiger unbegangen; bei einer zuweilen entstehenden Verlammungs-Epidemie verwerfen sie am meisten, die Lähme befällt am meisten die Lämmer dieser Art, dem Klauenkrebs sind sie entschieden am stärksten ausgesetzt, seine Ansteckung haftet bei ihnen am schnellsten und das Uebel greift sie am heftigsten an; sie werden leicht verhütet auf Weiden, wo stärkere Thiere gesund bleiben. Erwäge ich dies alles, so würde ich da, wo ich meine Schaafe nicht unter der allersorgfältigsten und verständigen Aufsicht wüßte, einen härteren Merino-Schlag, der die mindere Zartheit durch größeren Wollreichthum ersetzte und sich gleichartiger vererbte, vorziehen und dies ist der Negretti-Schlag.

E. Giebt es denn wohl ein ganz charakteristisches Unterscheidungszeichen zwischen den Schaafen die Sie Escurials, jetzt Electorals und Negretti nennen, so daß man sich darin nie irren könne?

J. Wie fast bei allen Varietäten oder Abarten im Thier- und Pflanzenreiche giebt es selten ein absolutes, sondern nur relative oder comparative, in Mehr oder Weniger bestehende Unterscheidungszeichen, welche man dem, der keine anschauliche Kenntniß davon hat, durch Worte kaum begreiflich machen kann. So wie man den, der

nie ein Pferd gesehen oder beachtet hätte, durch Worte schwerlich lehren würde, zu bestimmen, ob das eine ihm vorgeführte Pferd ein edler Araber oder ein Ackergaul sey; so wird man auch nicht verlangen können, daß der, welcher nie Merinos beachtet, es bei dem ersten Thiere richtig treffe, ob es ein Electoral oder Negretti sey. Stellt man sie aber zusammen und läßt sie vergleichend beachten, so wird sich der, welcher das Bild im innern Auge fest zu halten vermag, in der Folge nie trügen; vorausgesetzt daß ein Thier, welches er bestimmen men soll, entschieden zu der einen oder anderen Race gehöre. Denn wenn es von gemischter Race ist, so gehört schon viel Uebung und Umsicht dazu, zu bestimmen ob es drei Viertel, halb oder ein Viertel Blut von dieser oder jener Race habe und darin werden selbst Kenner nicht immer übereinkommen. Ich glaube sonst in mehreren Aufsätzen der Annalen den verglichenen Charakter beider Hauptarten, so deutlich, als es mit Worten möglich ist, dargestellt zu haben.

E. Sie scheinen nicht anzunehmen daß die Wolle der Negrettis immer gröber als die der Electorals sey?

J. Keineswegs thue ich das. Ich mag wohl gesagt haben, daß die höchste Feinheit sich mehr bei den Eleceorals finde, aber nicht bei allen Individuen. Die Negrettis sind auch einer hohen Ver-

feinerung fähig: ich habe selbst solche Thiere vor Augen und habe Proben gesehen aus den Geiselerschen, Lambergschen und Schwarzenzenbergschen Schäfereien in Mähren, welche in der Feinheit selbst solche Electorals übertreffen, deren Vließ man in das Electa-Sortiment aufzunehmen kein Bedenken trägt. Aber bei gleicher und sogar größerer Feinheit hat das Haar doch mehrere Starrheit, besonders am obern Theile, bildet höhere nicht so schlängelnd abgerundete, eckige, minder dichte Bogen, legt sich in den Stapeln determinirter (abgeschiedener) in Strängen zusammen, so daß die Proben aussehen, als ob sie mit einem Stempel scharf eingekärbet wären; zeigt im Gefühle und der Manipulation mehrere Kraft uud mindere Weichheit und hat ein klebriges Fett, welches ihr nur durch die Fabrikwäsche genommen werden kann. Dies alles läßt sich freilich nur comparativ erkennen; dem geübten Sortirer ist es aber, auch bei gewaschener Wolle so auffallend, daß er sie auch bei der größten Feinheit nicht in das eigentliche Electa-Sortiment aufnimmt, weil sie sich bei der Fabrikation anders verhält. So wie in der Wolle, zeigt sich auch im ganzen Körperbau bei den Negrettis mehrere Kraft und Gedrungenheit, bei den Electorals mehrere Zartheit und Schlankheit. Aber das Alles ist nur vergleichend nicht absolut zu bestimmen. Und wenn nun eine Mischung

beider Racen, durch die bisher dem Zufall mehrentheils überlassene oder auch absichtliche Kreutzung entstanden ist; so weiß man freilich nicht, wohin man ein vorkommendes Thier classificiren soll; beim Anblick einer ganzen Heerde entscheidet man sich leichter darüber. Doch giebt es freilich auch so bunte Heerden, daß man nicht weiß wohin sie schlagen und dies ist der Fall, wenn man immer mit Böcken verschiedener Art und Stammes gewechselt hat.

E. Sie sind also durchaus gegen das Princip das Mangelhafte durch Kreutzung mit dem Entgegengesetzten zu corrigiren? — Wenn z. B. die Mutter zu lose, dünnvließig, kahlbauchig wird, halten Sie es da nicht für rathsam einen recht starkvließigen, bewachsenen Bock zu wählen? Oder wenn die Wolle zu zwirnen anfängt, einen möglichst schlichtwolligen?

J. Um Verzeihung, das Princip befolge ich auch, hüte mich sehr einer solchen Mutter einen Bock zu geben, der sich ihr in dem Mangelhaften nur etwas annähert; aber ich gebe ihr dennoch keinen ganz heterogenen Bock. Wenn ich nur jenes vermeide, so hat sich der Fehler in der Generation gehoben; aber mit einem Bock ganz andern Schlages bekam ich nur ein gleichsam scheckiges Lamm, was fleckweise ganz verschiedene Wolle trug. Vor 8 Jahren hatte sich des Zwirnen sehr in meiner

ner Heerde verbreitet, weil ich es noch für keinen Fehler hielt; so wie ich es aber dafür erkannte, nahm ich bei der Auswahl der Zuchtstöhre vor allem Rücksicht darauf, daß keine Spur davon im ganzen Vließe sey und setzte die höhere Feinheit darüber fast ganz aus den Augen. Seit zwei Generationen ist der Fehler ganz heraus und ich habe kein einziges Thier was zwirnt. Aber der Versuch mit schlichtwolligen Böcken, den ich, mit in der Hinsicht, im Jahre 1816 jedoch nur mit einzelnen Thieren, unternahm, gerieth schlecht und ich erhielt eine Generation davon, die auf einem Theile gezwirnte auf dem andern schlichte Wolle trug. Dem Hrn. V. v. Ehrenfels scheint es, nach seiner Abhandlung über das Electoral-Schaaf — die auch besonders abgedruckt ist — besser geglückt zu seyn. Ich nehme in jedem Jahre bei der Wahl der Sprung-Böcke Rücksicht auf die Tendenz, welche die beiden letzten Generationen haben. Erschienen sie mir zu dünnwollig, so würde ich zuvörderst Rücksicht auf die Dichtwolligkeit und dann erst auf die Feinheit nehmen; sind sie aber so dicht als ich es bei hohem Feinheitsgrade erwarten kann, so ist die höchste Feinheit des Bocks die erste Rücksicht und dann erst Dichtheit als die zweite und immer in der Voraussetzung, daß er keinen andern Fehler habe; kräftig, wenn auch nicht groß sey. Aber ich kreuze schon die langwolligen Electorals nicht mit den kurz-

wolligen. — Sie verstehen mich doch, welche ich damit meine. — Denn ob ich gleich meine Heerde fast ganz in die letztere umzuwandeln strebe, so bewahre ich doch für die ersteren immer ein Paar Böcke auf, die ihnen nicht heterogen sind, zumal da es meine Absicht ist, immer 30 bis 40 Mütter dieser Art beizubehalten.

E. Ich unterscheide nun wohl die beiden Arten, worin Sie die Electorals getrennt haben, bei einigen Individuen sehr klar. Das geschlossene, geschuppte oder rund gestapelte, auf der Oberfläche gleichsam abgeschorne Vließ eines Thiers unterscheidet sich sehr von dem offenen, spitzgestapelten auf der Oberfläche schütterigen (dies österreichische Wort ist in diesem Sinne sehr passend) Vließ des andern; auch kann man den Unterschied an Stapelproben sehr wohl erkennen. Aber bei dem größern Theile der Thiere, die mir vorgekommen sind, und die ich darauf angesehen habe, ist es mir doch zweifelhaft gewesen unter welche Gattung ich sie ordnen soll.

J. Natürlich! denn sie sind bisher nie getrennt, sondern durch Zufall, vielleicht auch mit Absicht, immer gemischt worden. Jedoch hat in einigen Heerden, die es sich zum Princip gemacht hatten, keine fremde Böcke zu brauchen, die eine oder die andre Gattung die Oberhand behalten und der Charakter bei der Mehrheit sich entschiedener

ausgebildet. So hat unter den Ihnen und allgemein bekannten sächsischen Schäfereien die zu Rochsburg den langwolligen, die zu Machern den gedrängtwolligen Charakter überwiegend obwohl auch nicht allgemein. Unter den beiden Urstämmen scheint die Thiergarten-Schäferei jetzt ganz den Mittel-Charakter, sehr ausgeglichen, angenommen zu haben, in Lohmen findet sich aber der kurzwollige Schlag häufig und ich glaube, man wird ihn festzuhalten und ganz auszubilden suchen. Wahrscheinlich sind diese beiden auf verschiedene Art und zu verschiedener Zeit aus Spanien gekommne Stämme schon ursprünglich verschieden gewesen. Wir können nur von einem Sachsen, der Gelegenheit hat, den Ursprung und die Fortbildung mehrerer Schäfereien geschichtlich nachzuforschen, die Lösung dieser für die Theorie und Praxis der Schaafzucht interessanten Frage erwarten.

E. Sollte aber nicht die Ausbildung eines ausgeglichenen Mittelschlages gerade das wünschenswertheste seyn? Bei dieser, wie Sie sagen in Sachsen fast allgemein gemachten Mischung hat doch die sächsische Wolle anerkannt den höchsten Werth erlangt.

J. Ich habe mich schon darüber geäußert daß ich es für manche Schäferei-Besitzer, die einmal einen solchen gemischten Stamm besitzen, rathsam halte, dabei zu bleiben. Aber es wird schwer hal-

ten, einen solchen Stamm constant und ausgeglichen zu machen. Es werden immer Thiere fallen, die mehr hier oder mehr dahin schlagen, auf einem Theile des Körpers diese auf einem andern Theile jene Wolle tragen. Eine solche Schur kann gut seyn, muß aber zu preiswürdigen Fabrikaten scharf sortirt und ausgepflückt werden und empfiehlt sich bei ihrem Anblicke nicht. Anerkannt erfordern diese beide Wollarten eine andre Behandlung bei der Fabrikation. Der langen Wolle müssen die Spitzen genommen werden, man muß sie auch wohl durchschneiden, bevor sie auf die Krempel kommt und dennoch paßt sie sich nicht so gut zu Casimiren und zur Decke der hochfeinen Tücher, wie die kurz- und stumpf gestapelten mit ihrer feinen, gedrängten, einhäkelnden Kräuselung. Dagegen paßt sich lange, in ihren Faden gedehntere Wolle bei gleicher Feinheit und Sanftheit gewiß besser zu anderen Fabrikaten, und wenn sie in ihrer Qualität aufs höchste cultivirt wird, so wird sie wahrscheinlich zu neuen höchst schätzbaren Fabrikaten Veranlassung geben. Darum glaube ich, daß wir, um das Vollkommenste d. h. für die hochfeine Fabrikation Schätzbarste und deshalb am theuersten Bezahlte, zu erzeugen, beide Arten trennen und jede für sich cultiviren müssen. Hierdurch werden die sorgfältigen und intelligenten Schaafzüchter immer einen großen Vorsprung vor denen behalten, die ihren

Stamm dem Zufall überlassen und der Unterschied zwischen Edlem und Gemeinen wird immer bleiben. Denn wenn sich auch letzteres auf eine höhere Stuffe erhebt, so steigt auch jenes.

E. Aber welche Tendenz halten Sie denn für den, der wie ich, noch zwischen beiden schwebt, für die rathsamste d. h. für die einträglichste?

J. Die kurze, stumpfe Wolle wird jetzt ohne alle Frage höher geschätzt und bezahlt. Aber ihre Schur ist auch, wenn man es nicht zu einer noch seltenen Dichtheit und Bewachsenheit gebracht hat, bei reichlicher Fütterung schwächer. Ich sage bei reicher Fütterung, denn nur bei dieser ist es, wo die lange im Gewicht einen Vorzug hat; bei einer schwachen steht sie, wie es mir scheint, auch darin noch zurück. Bei der kurzen Wolle kann man durch Verstärkung der Fütterung einen im Verhältniß stärkeren Wuchs, über ein gewisses Maaß hinaus gar nicht erzwingen. Sie nimmt ihrer Natur nach in der Länge über diesen Punkt nicht zu und zu größerer Gedrängtheit ist kein Raum auf der Haut. Ich glaube, daß man sie durch übermäßige Fütterung zum Abwerfen bringen oder das Thier krank machen werde. Die lange Wolle wächst aber bei starker Fütterung immer länger. Dagegen wird man bei der kurzen Wolle keinen so großen Abschlag in der Schur von schwächerer Fütterung und knapper Weide verspüren und man wird bei einer

gleichen Futtermasse eine größere Heerde dieser Art halten können, um so mehr da sie auch in der Regel kleiner in Statur bleiben. Auch hat es keinen Zweifel daß sie noch zärtlicher sind und die größte Vorsicht zur Abwendung von Schädlichkeiten erfordern. Ihre Frage kann also nur mit Rücksicht auf individuelle Verhältnisse entschieden werden. Sie, wie ich, können Winterfutter genug herbeischaffen, aber daß die Weide knapp werde, können wir nicht vermeiden und Stallfütterung paßt für uns nicht. Deshalb scheint es mir, daß die kurzwollige Art für uns die zweckmäßigste sey, gesetzt daß sie auch nicht einträglicher wäre. An Vorsicht lassen wir es beide nicht fehlen.

E. Ich habe nur noch ein Bedenken wegen des Absatzes von Zuchtvieh, worauf ich in meiner Gegend bald rechnen kann. Meine Nachbarn und ihre Schäfer sehen doch — obwohl sie immer von Feinheit sprechen ohne sie beurtheilen zu können — immer auf große Statur und wollen die Hand recht voll haben, wenn sie das Vließ angreifen. Jene zarten Thiere mit dem kurzen, wenn gleich festen Pelz möchten ihnen nicht gefallen, zumal da sie auch nicht recht schwarzbraun aussehen.

J. Ja, wenn Sie darauf Rücksicht nehmen, dann rathe ich Ihnen Kreutzung mit Negrettis vorzunehmen. Wenn Sie dann die jungen Böcke gut halten, so erziehen Sie starke, breite Thiere mit

rauhen Gesichtern und Beinen, von vollem Angriff und ganz schwarz. Und wie ich schon gesagt habe, halte ich diese Race oder diesen Halbschlag für Ihre Gegend und für den Veredlungsgrad, worin sich die Schäfereien dort befinden für weit passender, als die hochfeinen und zarten Electorals.

E. Sie meinen auch wohl, daß wir in unserm Lande so ganz zurück wären. Wir haben Kenner, welche es mit der Feinheit und Sanftheit sehr scharf nehmen. Und wenn vielleicht andre mit ihren Schäfern nur auf Statur, Vollheit und rauhe Köpfe und Beine sehen, so dringt doch das Urtheil der Kenner durch, zumal wenn es mit dem von den Wollhändlern gebotenem Preise übereinstimmt.

J. Dies geht nun ins Merkantilische und hier giebt es nun so mannigfaltige Rücksichten, daß sich jeder nur selbst rathen kann. Die Anwendung aufs Leben muß ich jedem nach seiner Individualität und Lokalität überlassen und ich versäume nie die Rücksicht darauf zu empfehlen, wenn ich mir auch von gewissen Leuten, die alles positiv haben wollen, den Vorwurf zuziehe, daß ich unentschieden und sogar widersprechend lehre. Ich habe Ihnen vorhin gesagt, Sie müßten Ihre Heerde zu X. durch möglichst vollkommne Electoral-Böcke und scharfes Ausmerzen noch höher zu treiben suchen. Sie erreichen das aber nicht anders als wenn Sie sich eine bestimmte Form der Stapelung — Sie

wissen was ich darunter verstehe — zum Ziel setzen. Ihre Wolle hat Feinheit und Sanftheit genug und solche noch höher zu treiben, nach Böcken zu suchen, die im Durchschnitt nicht über 6 Grad Dollond im Durchmesser haben, wird Ihnen keinen Vortheil bringen; ein regulairer Wuchs der Wolle, eine Klarheit und Ausgeglichenheit in der Lage und Verbindung der Haare, so daß das geöffnete Vließ oder der herausgenommene Stapel die Bildung regulairer feiner Strumpfmaschen zeigt wird ihre Wolle mehr veredlen.

E. Aber die Wollhändler sprechen doch immer nur von Feinheit, so daß man glauben muß, sie nehmen alle darauf Rücksicht.

J. Diejenigen, die sich mit mehrerer Präcision ausdrücken thun das nicht; andere begreifen darunter alle Qualitäten edler Wolle und nehmen das Wort in dem Sinne, worin es im gemeinen Sprachgebrauch genommen wird, wenn man eine feine Waare ein feiner Mann u. s. w. sagt. Man brancht ja nur zu beachten, wie sich ein Wollsortirer benimmt, wenn er eine Wolle beurtheilt, um zu bemerken, daß er nicht bloß auf den Durchmesser des Haares sehe. Er würde sonst weit mehr den einzelnen Faden vors Auge bringen. Er achtet vielmehr auf die Sanftheit des Gefühls, auf den Zug, auf die Gleichheit der Kräuselungen oder Windungen bis in die Spitzen, auf die Klarheit

und den Schein und spricht sich danach über die Feinheit aus: ein Beweis daß er in diesem Begriff mehrere Qualitäten, als bloß die Dünnheit des Haars aufnehme; und obwohl diese allerdings mit dazu gehört, so werden wir oft das Urtheil eines erfahrnen Sortirers nicht mit den Angaben unsers Eirometers übereinstimmend finden. Ueberdem aber hat der Wollerzeuger mehrere Rücksichten als der Wollhändler zu nehmen. Dieser bezahlt das Gewicht was man ihm liefert, jener bekommt das Gewicht bezahlt, was er erzeugt.

E. Hier kommen wir wieder auf die so oft verhandelte und doch wohl noch nicht ganz entschiedene Frage zurück, in wie fern es möglich sey die höchste Feinheit mit der höchsten Wollreichheit zu verbinden? Sie haben sich gegen die Möglichkeit geradezu erklärt.

J. Allerdings habe ich das gethan nach dem strengen Begriff der möglich höchsten Feinheit und des möglich höchsten Gewichts eines Vließes. Aber deshalb leugne ich nicht, daß eine hohe, eine für das Electa-Sortiment völlig befriedigende Feinheit mit einer ausgezeichneten Wollreichheit eines Vließes bestehen könne. Dies ist es, was ich selbst bezwecke und weswegen ich rathe, das eine über das andere nicht ganz aus dem Auge zu setzen. Die superfeinen Thiere, die mir vorgekommen sind, geben nie viel Wolle und die Thiere von

ausgezeichneten Gewicht des Vließes stehen in der Feinheit nach (beides im Verhältniß ihrer Größe und bei einer gleichen gehörigen Fütterung). Aber allerdings giebt es Thiere, die sich im Gewicht des Vließes auszeichnen und dabei doch ungleich feinere Wolle haben wie andere — reine Merinos setze ich immer voraus — die wenig geben, und keineswegs halte ich schwache Schur mit preiswürdiger Feinheit immer verbunden. Ein dreipfündiges Vließ von einer Mutter, die gesäuget hat, welches drei Fünftel Electa enthält, sehe ich oft; aber unter den leichtern giebt es immer noch feinere. Hier kommt es deshalb uns Wollproducenten so sehr auf den Punkt an, wo die mögliche Verbindung der Feinheit und Reichheit noch statt findet, wenn gleich die Verbindung beider, einer jeden in ihrem für sich möglich höchsten Grade nie erreicht werden kann. Diesen Punkt auszumitteln ist für die Kunst der Schaafzucht allerdings von großer Wichtigkeit. Ich habe, wie Sie wissen, zwei Schäfereien unter Augen; in beiden suche ich diesen Punkt als höchsten Zweck. Die eine steht in der Auswahl ihrer Zuchtthiere in der Reichheit vor, in der Feinheit und Sanftheit etwas gegen die andere zurück, so daß der Stein wohl um 2 bis 3 Rthlr. geringer geschätzt werden mögte. Das natürliche Verhältniß des Gewichts läßt sich freilich nicht bestimmt angeben, weil die Haltung verschie-

den ist; aber augenscheinlich würde die andere einen bedeutenden Vorzug in der Schur haben, wenn sie auch mäßiger, jedoch nicht kümmerlich gehalten wäre. Wohl nie wird dieser Punkt, in welchem die mögliche Vereinigung der Feinheit und Reichheit zusammentrifft, mathematisch bestimmt werden können und noch weniger ökonomisch; indem es zu einer Zeit vortheilhafter seyn kann, mit der Feinheit über ihn hinauszuziehen, zu anderer Zeit mit der Reichheit. Aber uns in der Nähe dieses Punktes zu halten steht in unserer Macht und wird immer rathsam seyn. Man opfere also nicht die Feinheit der Reichwolligkeit, aber eben so wenig diese jener ganz auf; achte aber vor allem auf die Vermeidung der Fehler, die bei zu großer Tendenz auf höchste Feinheit und durch heterogene Paarung leicht entstehen.

E. Das Zwirnen oder Drehen kenne ich, leider! aus eigener Erfahrung, so wie den allgemeinen Tadel desselben von den Wollhändlern. Ich habe es jetzt aus meiner Heerde ziemlich wieder herausgebracht durch Vermeidung aller Böcke, die es auf dem Rücken zeigten. Aber ich bin vielleicht zu scheu dagegen und trage Bedenken einen Bock zu brauchen, der bei übrigens sehr schönen Qualitäten die Haare in feine Stränge, — die sich von einander, gleichsam wie lauter einzelne Stapel, trennen und abziehen lassen — zusammenhängend hat

und dessen geöffnetes Vließ daher eine schöne Regelmäßigkeit und Klarheit zeigt; obwohl dieser Bock von allen Kennern sehr gerühmt worden ist. Ich gestehe daß mir die Gränze zwischen der beliebten gemaschten Stapelbildung und der getadelten Zwirnung schwer zu bestimmen scheint.

3. Es läßt sich jedoch das Fehlerhafte dieser Art wohl erkennen und unterscheiden wenn es gleich mit Worten schwer zu bezeichnen ist. Wenn die Verbindungen der Haare einen gemaschten auch scharf eingekerbten Strang bilden, der mit den andern aber zusammenhängend ist und sie so ohne Zwischenraum im Vließe an einander liegen, daß die Haut nicht durchscheint, so ist dies keineswegs fehlerhaft, vielmehr eine gute Bildung. Wenn aber die Stränge sich von einander absondern, so daß zum Theil die Haut durchscheint, wenn sie in ihrer natürlichen Lage sich nicht geradlinig und parallel an einanderliegend erhalten, sondern gekrümmt sind und über einander weglaufen, so ist das fehlerhaftes Zwirnen. Weil die Spitzen besonders spiralförmig gedrehet sind, so fühlt sich die Oberfläche an, als bestände sie aus lauter Knötchen. Zieht man einen Stapel oder Stapeltheil heraus und zupft ihn, so werden sich die nur in Maschen verbundenen Haare leicht von einander geben und entwickeln, die gezwirnten oder gedrehten aber nicht. Weit stärker fällt der Unterschied nach der

Wäsche und Schur in die Augen, wo die Wolle sich dann gestaltet, wie Stückchen einer aufgelösten, auseinander gezogenen Schnur, die sich kräuselnd miteinander verwickeln. Umeinander gedrehet, wie im Garne oder Zwirne, sind die Haare zwar nicht, wie einige vermeint haben, obwohl es, an den Spitzen besonders, so scheint. Sie sind nur tief ineinander eingefalzet und hängen deshalb so fest zusammen. Diese Eigenschaft ist bei den Fabrikanten immer unbeliebter geworden und ob solche Wolle gleich die feinste zu seyn pflegt, so kann sie doch nur in die niedrigern Sortimente der Wollhändler kommen. Gröbere Wolle betrifft es wohl auch, diese nennt man dann zopfige Wolle, weil die Stränge wie ein geflochtener Haarzopf aussehen. Ich gebe Ihnen jedoch zu, daß es einen Punkt geben kann, wo die starkeingekerbte Wolle in gezwirnte übergeht. Ist letzteres aber nicht entschieden, so wird sie deshalb keinen Tadel vom Wollsortirer erleiden. Nur kommt es in Betracht bei der Auswahl eines Stöhrs für Mütter, die schon eine Anlage zum wirklichen Zwirnen haben. Hier rathe ich einen Bock mit scharfen Kerben zu vermeiden und solche zu wählen, die sehr verwaschene Maschen haben ohne doch filzig zu seyn.

E. Hier scheinen die Woll-Kritiker wieder nicht einig zu seyn. Einige wollen zwar feine und dichte, aber recht scharfe in die Augen fallende

Einkerbungen oder Maschen, und nennen Stapel, die dies nicht haben, unklar, wohl gar filzig. Andere schätzen die aufs höchste, wo die Maschen so subtil und so flach ausgedrückt sind, daß sie nur bei recht scharfen Lichte bemerkbar werden und halten dies für ein Zeichen der höchsten Zartheit und Sanftheit; glauben daß sehr scharfe Einkerbungen immer einige Sprödigkeit verriethen.

J. Sie können, wenn nicht schärfer unterschieden wird, beide Recht haben. In der Wolle, wo sich die Stränge und Maschen im natürlichen Zustande erhalten gar nicht bilden, sondern die Härchen ungeregelt durcheinander laufen, findet man diese gewöhnlich ungleich in ihrem Durchmesser, in ihrer Geschmeidigkeit und in ihren Windungen. Solche Wolle tadelt man mit Recht als unklar oder filzig. Allein das höchstfeine, geschmeidige, dichte aber flache Bogen bildende Haar, wird sich nur in sehr kleine, flache, nur bei einem scharfen Blick bemerkbare Maschen zusammenlegen und wer es nicht genau beachtet, kann solche Wolle wohl mit jener unklaren, filzigen Wolle verwechseln, obwohl sie das non plus ultra der Zartheit ist. Die Verwechselung ist um so leichter, da bei beiden die Spitzen der Stapel nicht geschlossen, sondern etwas buschig zu seyn pflegen. Wer aber genauer zusiehet und den Stapel entwickelt, kann sich nicht irren. Sind die Maschen sehr determinirt, tief

eingekerbt, so hat die Wolle die höchste Sanftheit nicht, obwohl sie sehr fein und preiswürdig seyn kann, ist Negretti-Wolle oder nähert sich ihr.

E. Glauben Sie aber nicht daß man bei der Auswahl der Stöhre für Mütter, die sich entweder zu den gar zu determinirten, scharf eingekerbten Maschen oder zu den fast verwaschenen kaum erkennbaren hinneigen, darauf Rücksicht nehmen und ihnen einen Bock von in dieser Hinsicht entgegengesetzten Qualität geben müsse?

J. Ja! der Meinung bin ich wohl und ich thue das wirklich. Wenn die Maschen sehr scharf eingekerbt sind und sich dies besonders auf dem Schufte oder auf dem Rückgrade über den Schultern findet, so könnte daraus allerdings das fehlerhafte Zwirnen erzeugt werden, wenn man Thiere, die sich darin glichen, paarte. Und wiederum gebe ich Müttern, die so ganz verwaschene Maschen und in dem einzelnen Haare so ganz feine Bogen haben lieber einen Bock, dessen Wolle determinirter gebaut ist. Ich halte daher zwei Böcke meiner gedrängtwolligten, stumpfgestapelten Art, welche sich in dieser Hinsicht entgegengesetzt auszeichnen, obwohl keiner fehlerhaft ist. Erinnern Sie mich daran, Sie Ihnen zu zeigen: der eine mit determinirten Maschen hat die Nummer 92; der andere mit den verwaschenen die Nummer 156. Nach Jenem ist großes Begehr und sind mehrmals 100

Frd'or dafür geboten. Dieser findet selten bei denen, die ihn oberflächlich und nicht in gehörigem Lichte betrachten, besonderen Beifall und ist mir doch noch unschätzbarer, da er auch eine ganz vorzügliche Dichtheit und Geschlossenheit des Vließes hat, völlig ausgeglichen in jedem Haare und möglichst an allen Theilen des Körpers ist.

F. Eine völlige Ausgeglichenheit an allen Theilen, wovon bei der Auswahl von Böcken so oft die Rede ist, halten Sie also wohl nicht möglich?

J. In strengeren Sinne des Wortes nicht. Es giebt freilich Thiere, die an jedem Theile solche Wolle haben, daß man sie schon für hochfein erkennen muß, aber dennoch kommt sie der von den besten Theilen des Körpers auch in der Feinheit nicht gleich. Im Bau der Stapel unterscheidet sie sich aber immer, so daß auch erfahrne Sortirer sich vermessen, jederzeit bestimmen zu können, von welchem Theile eine ihnen vorgelegte Flocke genommen sey. Ich sehe hauptsächlich auf möglichste Ausgeglichenheit über den ganzen Rumpf. Der hintere Theil des Rückens muß gar nicht, dicht an der Schwanzwurzel muß er nur wenig zurückschlagen, denn der Rumpf trägt den Haupttheil des Vließes, worauf es ankommt. Am Genicke bilden sich die Stapel anders und das Haar hat nie die Sanftheit. Dies rührt von der starken Reibung und den äußeren Einwirkungen her,

denen dieser Theil am meisten ausgesetzt ist. An den Seiten nach dem Bauche zu, sind die Stapel immer anders gestaltet, stehen nicht perpendikulair auf der Haut, sondern hängen zur Seite und sind spitzer, selbst bei den beliebten Thieren mit geschlossenem Vließe. Dies ist natürlich, wenn man die Lage erwägt; aber gleich fein und sanft muß die Wolle hier seyn und ist es mehrentheils vorzugsweise vor der Rückenwolle. Um die Mitte des Kopfes bekümmere ich mich nicht, weil die Wunden vom Stoßen hier oft haarige Wolle veranlassen, aber an den Seiten hinter den Ohren verlange ich feine, sehr sanfte Wolle. Unten am Halse nach der Brust zu, muß die Wolle nicht viel zurückschlagen; doch verzeihe ich es bei Thieren mit einem starken Köder, wenn sie sonst untadelhaft sind. Die Bauchwolle muß fein und sanft seyn, wenn sie gleich eigenthümliche Qualitäten hat. Sie darf nicht fehlen und einen Bock mit kahlen Bauch erkläre ich für verwerflich, weil ich einen solchen immer wollarm und schwächlich gefunden habe. Auch der Hodensack muß nicht kahl seyn und wenn dieser auch sanfte nicht haarige Wolle trägt, so erkenne ich das, als einen Beweis eines zur Feinheit geeigneten Organismus. An den Keulen, und zwar an der Stelle worauf sich die Thiere ruhen, ist der Stapel immer platt und mehrentheils irregulär gebildet; dies ist kein Fehler, sondern in der Natur,

Das Haar muß dessenungeachtet in der Feinheit nicht viel nachstehen, aber kann etwas spröder seyn. Auf der Gräte des Sprunggelenks kümmert mich eine etwas haarige Wolle nicht und sie findet sich zuweilen bei den feinsten Thieren, die zugleich kräftig sind. Bei den Negrettis, und dem was dahin schlägt, ist sie allgemein. Doch, was ich hier sagte, gilt nur für die Escurial- oder Electoral-Böcke; bei den Negrettis wird das Zurückschlagen an den äußeren Theilen des Vließes allenthalben stärker seyn und ist eine Folge ihrer kräftigern Natur. Deshalb wird in Spanien ihr Vließ bei der Schur sogleich in vier Sortimente gebracht.

E. Auf starke Bewachsenheit des Kopfes und der Beine nehmen Sie keine Rücksicht?

J. Bei den Electorals nicht. Rauhe Gesichter liebe ich bei ihnen gar nicht, denn sie scheinen mir immer ein Merkmal zu seyn, daß etwas Negretti-Blut eingemischt worden und Sie wissen, daß ich bei der höheren Schaafzucht nicht für die Verbindung, sondern für die Scheidung dieser Schläge bin. Die Bewachsenheit der Beine ist mir zwar an sich gleichgültig, aber ein Thier mit ganz kahlen Beinen hat mehrentheils auch einen kahlen Bauch und ist armwollig. Auf den Ertrag der Gesichts- und Bein-Wolle selbst wird wohl niemand Rücksicht nehmen.

E. Aber beachten Sie die mehrere oder mindere Feinheit dieser Gesichts- und Beinwolle nicht, als ein Merkmal der zur Feinheit sich neigenden Organisation des Thiers?

J. Ich gestehe daß ich sogar viel auf die Zartheit und Sanftheit der Härchen, womit die Nase und das Maul bedeckt ist, achte, besonders wenn das Thier kürzlich geschoren worden, ich das Vließ nicht untersuchen kann und doch meine Meinung bestimmen soll. Denn mehrentheils ist Sanftheit dieser Härchen mit Sanftheit des ganzen Vließes verbunden. Wo ich aber dieses vor Augen habe, bekümmere ich mich um die Gesichts- und Beinwolle nicht.

E. Sie sagten vorhin, das Urtheil der Wollhändler über Feinheit der Wolle werde nicht immer mit der Angabe des Eirometers übereinstimmen. Dies ist doch wohl nur von dem ausgedehnteren Sinne des Worts, wo fein so viel als edel heißt, zu verstehen? Im strengeren Sinne des Worts wird der Wollhändler doch wohl die Wolle für die feinste erklären, deren Durchmesser nach dem Eirometer der kleinste ist.

J. Auch dies bezweifle ich. Wenigstens kann ich Ihnen Wollproben zeigen, die sich nach dem Durchmesser völlig gleich sind und deren eine ein erfahrner Wollsortirer wahrscheinlich in Eletta, die

andere in Secunda setzen wird, obgleich diese in keiner anderen Hinsicht tadelhaft ist.

E. Nun das heißt: der Wollsortirer würde sich irren und man könnte ihn dann doch überzeugen daß er sich irre, wenn er anders einen klaren Begriff von der Construktion des Instrumentes hätte!

J. Lassen Sie ihn auch die Richtigkeit des Princips, wonach das Instrument construirt ist, anerkennen; überzeugen Sie ihn auch durch wiederholte, von mehreren Personen gleichstimmig angestellte Messungen, daß keine Täuschung durch den Reflex des Lichtes vorfalle, so wird er Ihnen doch erwiedern können: unser Begriff von Feinheit der Wolle ist von dem Eindruck hergenommen, den sie auf unser natürliches Auge und unser Gefühl macht. Hiernach beurtheilt sie der Fabrikant, hiernach der Consument des Fabrikats. Wenn also Euer Eirometer eine Wolle um 1 bis 2 Grad im Durchmesser feiner angäbe als eine andre, die unsern Sinnen feiner erscheint; so kann uns das nicht bewegen, sie anders als nach diesen zu beurtheilen und zu sortiren; denn die, welche die Wolle benutzen sollen, messen sie nicht, sondern besehen und besühlen sie und halten sie für feiner oder gröber nach dem Eindrucke den sie auf ihre Sinnen macht. So würde er sagen, gesetzt daß er gegen die Zuverlässigkeit der Messung nichts einwenden könnte; aber es mögte auch schwer halten ihm diese zu erweisen.

E. Ich dachte doch die Richtigkeit des Instruments ließe sich in so fern mathematisch erweisen, als es nur darauf ankäme, das Verhältniß des Durchmessers verschiedener Wollhaare mit einem und demselben Instrumente zu bestimmen; gesetzt auch daß gegen die Richtigkeit des Maaßstabes und die Vergrößerung der Linse Zweifel obwalten könnten.

J. Eine Täuschung durch die Strahlen-Brechung bei mehrerer und minderer Intensität des Lichtes und je nachdem es perpendikular oder schräg auf das Objekt oder das gespaltene Objektiv-Glas fällt, kann doch vorgehen, wie alle die, welche sich viel mit dem Instrumente beschäftigen, gestehen. Man mißt unrichtig, gewöhnlich feiner, an einem trüben Tage, weil da die beiden sich berührenden Ränder der beiden Bilder nicht scharf genug abgesetzt erscheinen und man leicht überschraubt. Ebenfalls wenn das Licht seitwärts auf das Instrument fällt. Dann berühren sich die Ränder noch nicht und man sieht einen Zwischenraum, wenn man bei perpendikular auffallendem Lichte sie bis zur Berührung und ohne Zwischenraum zusammengebracht hatte. Auch erscheinen die beiden Objekte oben und unten noch getrennt, wenn sie sich in der Mitte berühren. Wo man aber gestehen muß, daß eine Täuschung durch verschiedene Strahlenbrechung so leicht möglich sey, da kann man es dem, der ein

scharfes und geübtes Auge zu haben glaubt, nicht verdenken, wenn er diesem mehr traut, als Instrumenten, in welchem die Strahlen mannigfaltige und schwer zu regelnde Brechungen erleiden.

E. So halten Sie also das Instrument, wenigstens für das praktische Leben, für unbrauchbar.

J. Ja! in seiner direkten Anwendung zur Beurtheilung des Werths einer Wolle oder eines wolltragenden Thiers. Hier traue ich dem geübten Auge und Gefühl mehr, wie jeder mit dem Instrumente angestellten Messung, wenn ich auch, letztere für richtig anerkenne. Jedoch glaube ich, daß alles was unsere Kenntnisse vermehrt und berichtigt indirekte auch brauchbar für das Leben werden könne. Wenn Wolle von gleichem Durchmesser, nach dem Instrumente, wie ich das zuweilen gefunden habe, einen bedeutend verschiedenen Eindruck auch hinsichtlich der Feinheit oder Zartheit auf unsere Sinne macht, so müssen wir die Ursach dieses verschiedenen Eindrucks — auf den es uns doch nur ankommt — noch in etwas anderem neben dem Durchmesser des Haars suchen. Ich sage neben dem Durchmesser: denn wenn dieser sehr stark, über 10 Grad Dollond ist, so wird die Wolle wohl nie den Eindruck der Feinheit — wenn gleich zuweilen den der Sanftheit — machen. Aber ein Unterschied zwischen 6 oder 8 Grad Durchmesser nach dem Eirometer wird dem Kenner oft unbemerkt seyn, ja

ich habe Ursach zu glauben, daß er zuweilen die Wolle von 8 Grad Durchmesser, für feiner erklären wird, als die von 6 Grad. Dies ist es, was ich aus unzähligen Messungen, — die ich von mehreren jungen Leuten, nachdem sie sich lange eingeübt hatten, und in der Stellung des Eirometers sehr sicher waren, habe anstellen lassen, — abstrahiren muß. Denn ich selbst darf mein Auge nicht mehr dazu hergeben. Ungeübte trügen sich sehr leicht.

E. Worin mag das liegen?

J. Sie wissen, daß wenn die beiden Bilder von einander geschoben sind, jedes sich in drei Streifen darstellt: zwei dunkle und ein heller in der Mitte. Werden sie nun zusammengeschoben, so ist es sehr schwer den Punkt ganz genau zu treffen, wo die beiden gegeneinanderstehenden dunkelen Streifen sich berühren ohne über einander zu treten. Hierauf kommt aber alles an. Geübte orientiren sich nun am besten dadurch, daß sie beachten ob der aus den beiden inneren Streifen verbundene Mittelstreifen doppelt so breit erscheine, wie die äußeren Streifen. Ist das nicht, so beweist es, daß sie schon überschoben haben und drehen höchst subtil zurück, bis die Breite da ist, ohne daß ein Zwischenraum erscheint. Haben sie es aber so gestellt und drehen sich mit dem Instrumente so, daß das Licht seitwärts darauf fällt, so scheint es, daß

ein Zwischenraum da wäre, wodurch man sich aber nicht irre machen lassen muß. Ein recht heller Tag ist zum messen unumgänglich nöthig; bei schwachem Lichte erscheinen die äußern Streifen, zumal des sehr feinen Haars nicht scharf genug abgesetzt. Auch darf das Licht nicht z. B. durch einen vor dem Fenster stehenden Baum bewegt werden.

E. Aber wie erklären sie es, daß das Auge die Feinheit oft anders beurtheilt, wie das Instrument sie ergiebt?

J. Mein scharfsinniger Freund, der Amtsrath Block, der sich mit eirometrischen und mikroskopischen Untersuchungen der Wolle viel beschäftigt hat, glaubt gefunden zu haben, daß das Verhältniß der Röhre des Haars zu den Wänden, wodurch sie gebildet wird, verschieden sey. Bei gleichem Durchmesser habe also das Haar mit weiterer Röhre weniger Substanz, erscheine daher geschmeidiger, zarter, dem Auge feiner, bilde sich in dichtere, flachere Windungen und sey specifisch leichter.

E. Wodurch wollen Sie die specifische Schwere des Wollhaars bestimmen?

J. Abwägen läßt sie sich wohl nicht. Aber wenn Sie sich überzeugen wollen, daß ein Haar specifisch leichter sey, wie das andere, so nehmen Sie ein spröderes Negretti- und ein recht sanftes Escurial-Haar zwischen die Finger oder zwischen zwei Pincetten, stellen Sich, um es besser zu

beachten, damit hoch uuf einen Stuhl oder Tisch, und blasen es in horizontaler Richtung sanft ab. Sie werden dann bemerken, daß das stärkere Haar perpendiculair und schneller zu Boden geht, als das zartere. Letzteres wird bei einiger Bewegung der Luft hin und her schwanken, sich drehen und später zu Boden kommen. Um es recht deutlich zu beachten, müssen Sie sich gegen eine dunkle Wand stellen, aber so, daß das Licht auf die fallenden Haare trifft. — Man überzeugt sich aber auch von der größeren Leichtigkeit des einen Haars vor dem andern, wenn man sie an einem Ende zwischeu den Fingern hält und beachtet, wie sie in verschiedenem Verhältnisse von der Luft getragen und bewegt werden.

E. Beharren Sie noch immer bei der Meinung, daß sowohl die eigentliche Feinheit als auch die Sanftheit und Geschmeidigkeit, so wie alle andere wünschenswerthe Eigenschaften der Wolle, von der Qualität und Quantität der Fütterung ganz unabhängig sey?

J. Sie befragen mich darüber beinahe bestimmter, als ich mich darüber ausgesprochen habe. Aber wenn Sie in ihre Frage nichts verfängliches legen — denn daß man ein Thier durch zu viel und zu wenig krank machen und dadurch seine Wolle verderben könne, versteht sich wohl von selbst — so trage ich kein Bedenken Ihnen Ja! zu antworten. Ich muß nach meinen Beobachtun-

gen davon überzeugt seyn, bis man mir reine Erfahrungen des Gegentheils entgegenstellt. Und das ist noch nicht geschehen. Daß einzelne Thiere von einem Jahre zum andern die Qualitäten ihres Vließes etwas verändern, daß zwei Thiere hinsichtlich ihrer Vorzüglichkeit in ein entgegengesetztes Verhältniß zu stehen kommen, findet sich zuweilen bei jeder Fütterung und Haltung. Häufig tritt eine Abweichung der zweiten von der ersten Schur ein, und jene entscheidet bei mir immer erst über die Vorzüge eines Thiers vor dem andern. Aber wo ich den Fortgang von Schäfereien beobachtet habe, die richtig ausgewählte Böcke gebrauchten und dabei mit jedem Jahre stärker mit Korn und Kartoffeln fütterten — wie das in der letzten Zeit fast allgemein geschehen ist — habe ich eine Verfeinerung der Schur im ganzen unverkennbar wahrgenommen. Ich kann diese auch nicht auf die stärkere Fütterung schieben; aber sie hat doch der Verbesserung nicht entgegengewirkt. Wo mit der fast allgemein eingeführten stärkeren Fütterung die Zartheit der Wollschur im Ganzen abgenommen hat, da ist eine andere Ursach dieser Abnahme fast unverkennbar. Die Zartheit der Wolle aller Racen unserer Staats-Stammschäferei ist bei der In- und Zu-Zucht immer gestiegen, ungeachtet in selbigen ungemein stark gefüttert wird. In der meinigen, wo Kartoffelfütterung mit jedem Jahre reich-

Acker gegeben worden, ist es nicht weniger der Fall. Ich weiß es von vielen Wollhändlern, daß seitdem sich in verschiedenen Schäfereien die Schur verstärkt, sich die Güte der Wolle vermindert habe. Das komme, sagen sie, von zu starker Fütterung mit Korn oder Kartoffeln, und warnen dafür. Aber von einigen Schäfereien weiß ich es bestimmt, daß es nicht davon, sondern von der Auswahl der Böcke herrührt, wobei man, wie ich früher gesagt habe, auf ein entgegengesetztes Extrem verfiel. Ich kann meine Meinung noch nicht ändern, wünsche aber, daß man sie nicht blindlings annehme, sondern sie durch comparative Experimente untersuche; möglichst gleichartige Thiere theils stark theils schwach füttere und beobachte, ob sich bei ihnen und ihrer Descendenz eine andere Verschiedenheit als in der Länge der Wolle zeige.

E. Aber auch die größere Länge der Wolle wünschen die Wollhändler jetzt nicht.

J. Ich habe mehrmals Gelegenheit genommen, verständige und aufrichtige Wollhändler zu fragen, ob meine längste Wolle von der gedrängtwolligen Race zu lang sey, und sie haben mir geantwortet, sie sei es keineswegs. Dennoch waren die Thiere gewiß stärker genähret als andre, deren Länge sie tadelten. Auch der Fehler der Länge — ein Fehler hinsichtlich ihres Gebrauchs zum Tuch — liegt in der Race. Die Länge aber,

welche die gedrängte Wolle bei starker Fütterung erreicht, wird nie getadelt werden. Es ist ebenfalls ein Mißverstand der Wollhändler, wenn sie glauben, daß die tadelhafte Länge der Wolle von übermäßiger Fütterung herrühre.

E. Sollte man aber den Wollhändlern nicht eine richtigere Ansicht der Sache wie jedem andern zutrauen können, da ihnen weder die Gelegenheit noch das Interesse fehlt, den Erfolg der verschiedenen Behandlung zu beobachten und zu erforschen?

J. So sehr ich darauf dringe, daß wir uns bei Beurtheilung der Wolle als Fabrik- und Handels-Waare ganz dem Ausspruch der Wollhändler unterwerfen müssen, so glaube ich doch, daß sie größtentheils, hinsichtlich der Erzeugung dieser Wolle, den richtigen Weg noch nicht getroffen haben, ihn folglich auch nicht anweisen können. Bedenken Sie, daß wir erst neuerlichst die verschiedenen Abarten der Merinos kennen gelernt und die mannigfaltigen Abweichungen dieses Schaafgeschlechts klarer beobachtet haben. Noch vor kurzem sprach man nur von spanischen Schaafen und von spanischer Wolle und wenn sich diese hier besser, dort schlechter machte, so schob man es auf Clima, Wasser und Lage des Orts. Daher glaubte man aus einer Gegend oder Provinz, wo spanische Schaafe eingeführt waren, gleichartige Wolle zu erhalten und benannte die unbearbeitete Wolle

danach. Beim Sortiren nahmen Verständige freilich schon längst Oesterreichische, Würtenbergische und Preußische Wolle unter Sächsische und umgekehrt. Aber das Sortiren war ein Arcanum, auch glaubte man wohl ernstlich, daß wenn man Wolle aus einer andern Gegend bekam, die der Sächsischen glich, dies davon herrühre, daß die Schaafe sich noch nicht aclimasirt hätten und daß dies nicht von Bestand seyn würde. Nachdem man aber bemerkte, daß die Wolle sich in einer und derselben Schäferei nach einigen Jahren verändere und durch eingezogene Erkundigung erfuhr, daß daselbst jetzt anders als vormals gefüttert werde, so war nichts natürlicher, als daß der Wollhändler, der sich um den Erfolg der Kreutzungen bei Thierarten nie bekümmert hatte, es lediglich darauf schob. Wie lange werden so viele Trugschlüsse a causa non causa nachgesprochen! Das Vorurtheil von der Schädlichkeit der Paarung in naher Verwandtschaft und von der Nothwendigkeit einer Erfrischung des Bluts wird jetzt zwar von den meisten Schaafzüchtern abgeleugnet, aber es haftet innerlich noch bei vielen. Sehr wenige gestehen es nur, daß sie fremde Böcke brauchen oder gebraucht haben aus Besorgniß, daß ihre Schäferei sich den Verdacht einer Mestiz-Abstammung zuziehe. Wenn dies abgeleugnet wird, so könnte man freilich die Entartung der Wolle von ihrer vorigen Qualität, die man besonders bei

den jüngern Generationen seit 1816 bemerkt auf nichts anders als die verschiedene Haltung schieben. Seit 1815 aber sind die meisten heterogenen Böcke in die Electoral-Heerden gekommen. Ich kenne dagegen so viele Beispiele, wo aus Sachsen eingeführte Stämme bei einer ganz verschiedenen Haltung und Fütterung durchaus nicht zurückgeschlagen sind, nur bei richtiger Sonderung und Auswahl der Böcke in Qualität und Quantität sich verbessert haben. Ich verfolge die verschiedensten Fütterungen und Haltungen mit eigenen Augen, zwar schon länger, aber seit 1816 mit ganz besonderer Aufmerksamkeit auf diesen Punkt und finde, daß sich da, wo die Zuchtthiere mit Einsicht ausgewählt werden, jede gewünschte Qualität der Wolle mit jeder Generation vermehrt; einer zum Theil höchst mastigen Fütterung ungeachtet, welche nur das Gewicht vermehrt, jedoch nicht in dem Verhältnisse, als sie stärker gegeben wird und die ich daher nur bis auf einen gewissen Punkt für ökonomisch halte. Doch darüber wollen wir nächstens weiter sprechen.

Thaer.

IV.

Ueber

die Gesetze der Natur, welche der Landwirth bei der Veredlung seiner Hausthiere und Hervorbringung neuer Racen beobachtet hat und befolgen muß.

Vom

Staats-Rathe Thaer.

Diese und die folgende von mir in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, als ordentlichen Mitgliede derselben, im Jahre 1812 gehaltenen Vorlesungen sind zwar in den Verhandlungen der Akademie bereits abgedruckt, aber wohl kaum in die Hände irgend eines Landwirths gekommen. Da jedoch verschiedene einsichtsvolle Freunde, denen ich sie mittheilte, in mich dringen, sie durch diese Annalen mehr zu verbreiten, indem be-

sonders der Gegenstand der ersteren nirgends klarer entwickelt sey, so habe ich diesem Wunsch zu erfüllen keinen Anstand genommen. Außer einigen Anmerkungen habe ich nichts hinzugefügt und nichts abgeändert. Ich bitte aber zu bemerken daß solche vor 10 Jahren niedergeschrieben worden sind.

Th.

Schon Drelingcourt zählte 262 verschiedene Hypothesen über die Erzeugung auf, die er sämmtlich für falsch erklärte. Nichts sey gewisser, sagt Blumenbach, als daß er dann die 263ste falsche hinzugefügt habe. Wie viele nun seitdem in unsern hypothesenreichen Zeiten noch hinzugekommen sind, würde sich kaum ausmitteln lassen, wenn auch jemand diese Mühe übernehmen wollte.

Diese mannigfaltigen Theorien theilen sich in drei Hauptklassen:

1) In solche, welche den Keim bloß für männlichen Ursprungs halten, und das weibliche Organ nur als den Auffangungs- und Ernährungsort betrachten. Unter den Theorien dieser Klasse haben die Leuwenhoekschen Samenthierchen zu ihrer Zeit die meiste Aufmerksamkeit erregt.

2) In solche, die den Keim im weiblichen Organe suchen, und die männliche Einwirkung nur in der Belebung desselben setzen; unter welchen die Bonnetsche Theorie von den seit Erschaffung der

Welt

Welt präformirten Keimen, in Ansehung des Beifalls, den sie eine Zeitlang erhielt, an der Spitze steht.

3) In solche, welche dem männlichen und weiblichen einen gleichen oder fast gleichen Einfluß bei der ersten Bildung des Keims zugestehen. Unter diesen ist ohne Zweifel die, welche die Bildung des Keims einer Kryſtalliſation gleichsetzt, die aus der Verbindung zweier verschiedener Stoffe entsteht, wenigstens die einleuchtendste und analogisch begreiflichste.

Wenn wir diese Theorien an die Erfahrung oder an die Erscheinungen halten, die uns, insbesondere dem Landwirthe, täglich vorkommen, so bleibt kein Zweifel übrig, daß nur die dritte Classe der Wahrheit am nächsten komme. Der gleiche oder fast gleiche Antheil, welchen der Vater und die Mutter an dem jungen Thiere haben, ist um so unverkennbarer und in die Augen springender, je heterogener das männliche und weibliche Thier war, was man zusammenbrachte.

Es fallen hierbei aber Verschiedenheiten vor, deren Gesetze noch nicht genugsam ergründet sind, und die man daher bis jetzt bloß dem Zufalle zuzuschreiben geneigt ist. Zuweilen scheint es, daß sich der Einfluß beim Zeugungsakte so gleichmäßig und so innig getheilt habe, daß der väterliche und mütterliche Charakter in der ganzen Gestalt und

Bildung aller Theile vermischt sey. Man kann nicht sagen, daß in diesem oder jenem Theile des Körpers das Väterliche oder das Mütterliche vorherrsche, — es scheint zuweilen so, als ob man den Vater hier erblicke, wenn man das Thier von einer Seite betrachtet; dagegen aber fällt an demselben Punkte wieder das Mütterliche auf, wenn man eine andere Ansicht wählt. Jedermann wird dasselbe auch bei den menschlichen Physionomien bemerkt haben, und wie verschieden die Urtheile sind, wenn von der Aehnlichkeit einer gegenwärtigen Person mit dem Vater oder der Mutter, oder mit den Großältern, in einer Gesellschaft gesprochen wird. Zuweilen aber ist der größere Antheil des Vaters oder der Mutter, an diesem oder an jenem Theile, oder auch am ganzen Charakter des Thiers, unverkennbar. Manche, die sich insbesondere mit der Viehzucht beschäftigen, glaubten bemerkt zu haben, daß bei einer bestimmten Thierart dieser oder jener Theil des Körpers — die äußere Form oder die innere Organisation, das Temperament, gewisse nutzbare Eigenschaften — sich mehr vom Vater, andere mehr von der Mutter vererbten. — Eine weitere Umsicht aber, und schon der Widerspruch und die Verschiedenheit der Beobachtungen, welche diese und jene Praktiker für das Eine oder für das Andere anführen, zeigt, daß hierin nichts Beständiges zu finden sey. Zuweilen ist

aber auch bei einem jungen Thiere der einseitige Einfluß des Vaters oder der Mutter in der ganzen Bildung unverkennbar, so daß es durchaus in allen Theilen und Eigenschaften mehr jenem als dieser, oder umgekehrt, gleicht. Es giebt einige Gründe, diesen Erfolg nicht bloß dem Zufalle, sondern der größern Energie, welche der eine oder der andere Theil im Zeugungsakte äußerte, beizumessen. Gewiß ist es, daß man bei dem Züchten der meisten Hausthierarten bemerkt hat, daß ein Hengst, ein Stier, ein Widder vor dem andern die Eigenschaft besitze, seine Aehnlichkeit prädominirend zu vererben. Bei den kostbaren Hengsten der englischen sogenannten Blutpferde wird der Werth und das Sprunggeld eines solchen erstaunlich erhöhet, wenn er in den Ruf kommt, daß er vorzüglich gut vererbe, und dieser Werth steht dann im Verhältniß gegen den eines andern von übrigens bessern Qualitäten so hoch, daß man es sich, ohne diesen Umstand zu kennen, nicht erklären kann. Dagegen giebt es aber auch weibliche Thiere, deren Progenitur ihnen so ähnlich bleibt, daß man die Einwirkung des männlichen kaum bemerkt. Manchmal aber bemerkt man auch, daß wenn dieselben Thiere eine Reihe von Jahren hindurch gepaart werden, das Junge zuweilen sehr auffallend nur dem Vater, zuweilen nur der Mutter gleiche: eine Bemerkung, die auch bei dem

Menschengeschlecht in den Ehen sehr häufig gemacht wird. In jenem Falle kann man also wohl eine durchaus überwiegende Kraft, im letzteren nur eine, in dem besonderen Zeugungsakte mehr oder minder angespannte, annehmen. Bei Hengsten, Stieren und Widdern, die überhaupt, und vorzüglich wenn sie zum Zeugungsakte gelassen werden sollen, ein vorzügliches Feuer äußern, erwartet man die Vererbung der väterlichen Eigenschaften am meisten, und macht es sich daher zur Regel, ein solches feuriges Thier zum Stammvater des Viehstapels auszuwählen, wenn man zugleich seine übrigen Qualitäten fortzupflanzen wünscht. Indessen hat man auch Beispiele, wo dieser Anschein und diese Erwartung sehr trog.

Eine sehr auffallende aber zuverläßige Bemerkung ist die, daß wenn ein Thier der ersten Generation auch seinem Vater oder seiner Mutter durchaus nicht gleicht, in seiner Progenitur oder in der dritten Generation dennoch das ganz verwischte Bild jenes Großvaters oder der Großmutter wieder hervorkomme; selbst dann, wenn die Paarung der zweiten Generation zwischen zwei Individuen geschehen ist, die aus derselben Paarung entstanden, und die beide mit ihrem Vater oder Mutter nichts Aehnliches hatten. Man bemerkt das Wiedererscheinen der großväterlichen oder großmütterlichen Physionomie auch bei den Menschen sehr häufig, wenn

sie beim Vater oder bei der Mutter gar nicht bemerkbar war. Unter den Thieren hat man es am häufigsten bei den Schaafen beobachtet. Bei der Paarung unserer Landschaafe mit Merinoböcken fallen nicht selten Lämmer schon in der ersten Generation, die den Merinos beinahe gleich kommen. Verbindet man aber diese sogenannten Mestizen auch mit strengster Auswahl der am meisten veredelten zusammen, so kommen wieder Thiere hervor, die ganz auf die Großmutter oder das Landschaaf zurückschlagen, und ein solcher Schlag bleibt dann auch mehrere Generationen hindurch — d. h. wenn keine neue Zumischung von der reinen Raße hinzukommt — lange inconstant; pflegt sich aber doch am Ende in eine Mittelgattung festzusetzen.

Veredlung nennt der Landwirth, nach der Begriffssphäre seines Gewerbes, wenn er eine Thierrace so verändert, daß sie dem Zwecke oder der Benutzung, die er damit beabsichtigt, näher komme oder ihn besser erfülle. Damit stimmt auch sein Begriff von der Schönheit eines Thiers überein, und er behält den alten empirischen Begriff: Uebereinstimmung aller Theile, zum Zwecke des Ganzen — bei, und setzt seinen Zweck vielleicht an die Stelle des Naturzwecks. Um den ästhetischen Schönheitsbegriff bekümmert er sich nicht; und sollte es auch in der Regel nicht um konventionelle Schön-

heit, welche wie die Mode wechselt, thun. Er fordert daher ganz andere Formen und Eigenschaften bei einem schönen Reitpferde, als bei einem schönen Zug- oder Arbeitspferde, andere bei einem zum Fettmachen, zum Zuge oder zum Melken bestimmten Rinde, andere bei einem zum Wollertrage gehaltenen, als zu einem schnell schlachtbar werdenden Schaafe. Der vorsichtige und nachdenkende Viehzüchter hat allemal einen bestimmten Zweck vor Augen, den er nach dem größesten Vortheil, welchen er bei seinen Verhältnissen erreichen kann, festsetzt, insbesondere, wenn ihn die Erfahrung gelehrt hat, daß mehrere dieser Zwecke nicht zugleich erreichbar sind, wie z. B. feine Wolle und schnelle Ausbildung des Körpers beim Schaafe, oder vorzügliche Mastfähigkeit, Milchergiebigkeit und Muskelkraft im Zuge beim Rinde. Freilich verfährt der größere Theil der Landwirthe hierbei oft zwecklos, aber er sollte es nicht thun, und die vorzüglichsten Viehzüchter, die es in einer Gattung zu einer hohen Vollkommenheit brachten, hatten sich nur ein einziges Ziel, ein Ideal, vorgesteckt.

Diese Veredlung bewirkt der Landwirth hauptsächlich auf zwei Wegen. Der eine ist: die Veredlung einer constanten Thierraße in sich selbst; der andere: mittelst Durchkreuzung zweier verschiedenen Raßen.

Der erste oder die Veredlung in sich selbst

— von den Engländern, die immer in dieser Angelegenheit unsere Meister bleiben müssen, breeding in and in genannt. — Wie die mehr oder minder auffallenden Verschiedenheiten derselben Thierarten, die wir Raßen nennen, entstanden seyn mögen, liegt noch im Dunkeln. Erschuf die Natur nur ein gleichartiges Paar von Hunden, von dem Geschlechte des Rindviehs und von Schaafen? und sind alle die Verschiedenheiten zwischen dem spitzohrigen Schäferhund, dem Dachshund, dem Windspiel und Pudel, dem Auer-, Büffel- und Hausochsen — die sich miteinander nachhaltig fruchtbar begatten — dem grobwolligen dickschwänzigen, wallachischen, russischen, und dem feinwolligen Merino- oder leichtem gazellenartigen schottländischen Schaafe, nur durch die Einwirkung des Klima, der verschiedenen Lebensart und Nahrung entstanden? — Es läßt sich nicht bestimmen, welchen Einfluß diese Umstände in der unabsehbaren Folge der Generationen in einem unendlichen Zeitraume gehabt haben können; aber bemerkbar ist der Einfluß dieser Umstände auf die Abänderung des Wesentlichen einer Raße nicht. Zwar erleiden diese Thiere eine anscheinende Abänderung, wenn sie, auch ohne Einmischung fremden Bluts, in ein anderes Klima versetzt werden, oder eine andere Verpflegung und Nahrung erhalten. Aber die in den neueren Zeiten mehr darauf gerichtete strengere Beobachtung hat gezeigt, daß diese Abänderung

nicht constant sey. Englische und schottische Thierarten, welche man in wärmern Ländern, in die heißeste Zone brachte, zeigten in ihrer Deszendenz eine merkliche Abänderung. Insbesondere bekam das Schaaf eine gröbere, mehr haarigte und dünnere Wolle *). Man brachte diese Thiere aber wieder nach England zurück; schon dieselben Individuen zeigten nach einem Jahre einiges Zurückschlagen, ihre Deszendenz aber eine vollständige Rückkehr zu ihrer ursprünglichen Beschaffenheit. Das an reiche Fettweiden gewohnte Niederungs- oder große Schweizervieh verkümmert bald auf mageren Weiden, und in seiner Deszendenz erkennt man kaum mehr seinen Stamm. Aber wenn er zurückgeführt wird auf reiche Weiden, oder kräftig genährt wird im Stalle, so kommt seine Progenitur allmählig wieder zu der ursprünglichen Stärke und Gestalt seiner Voreltern.

Indessen giebt es unter den Individuen desselben Stammes oder derselben Raße einige, die sich in diesem oder jenem Stücke, in der Form oder in gewissen Qualitäten, besonders auszeichnen, und diese anfangs individuelle Verschiedenheit erbt fort,

*) Auch dieses wird durch neuere Beobachtungen widerrufen. Man hat sich überzeugt, daß die auffallenden Veränderungen nur durch Einmischung fremden Bluts entstanden seyn.

insbesondere wenn ein männliches und weibliches Thier, welche sich auf eine gleiche Weise auszeichnen, gepaart werden, und diese Paarung dann in derselben Familie, wiederum mit Auswahl derjenigen Individuen, die den ausgezeichneten Charakter besitzen, konsequent fortgesetzt wird. Vorzüge und Fehler erben hier fort, und wenn man von der Begattung in derselben Familie Nachtheil verspürt hat, so war es nur in dem Falle, daß sie einige schlechte Qualitäten hatte, die sich dann immer verstärkten. Im Gegentheil vererbte man dadurch und vervollkommnete gute Qualitäten, und das vormals gefürchtete und vermiedene Paaren in der nächsten Verwandtschaft ist in den neueren Zeiten von den glücklichsten Viehzüchtern mit besonderer Aufmerksamkeit angewandt worden, wenn sie eine gute Eigenschaft vererben und eine Raße bilden wollten, die sich dadurch auszeichnete. Die Erfahrung lehrt, daß eine eminente Größe des Körpers, eine vorzügliche Ausdauer des Athems beim Pferde, eine ungewöhnliche Milchergiebigkeit, ausgezeichnete Feinheit und Vollheit der Wolle, auch besondere Eigenthümlichkeiten in den Verhältnissen des Gerippes, sich bei Individuen eines Stammes finden, und wenn diese ausgewählt zusammengebracht werden, sich in ihrer Deszendenz fortpflanzen. Ja, es scheint als ob die durch äußere, sogar mechanische Einwirkungen verursachten Gestaltungen, sich vererbten. Ich habe

in den Zeiten, wie schon mehrere Generationen hindurch unter den vornehmeren Ständen die Füße der Frauen, zuweilen auch der Männer, durch sehr enge Schuhe und hohe Hacken von Kindheit auf verunstaltet wurden, sehr bestimmt bemerkt, daß fast alle Kinder in diesen vornehmeren Ständen mit herab- und seitwärts, nach dem großen Zehen zu, gebogenen kleinen Zehen, und mit widernatürlich herausgebogenem Tarsus geboren wurden, so daß ich mich daran ein Damenkind von einem Weiberkinde zu unterscheiden vermaß! Ich habe nachher irgendwo eine ähnliche Bemerkung gelesen. Unter mehreren Beispielen von Thieren führe ich eins an, welches mir genau bekannt ist: einer jungen Kuh schwor im dritten Jahre ihr linkes Horn ab; wodurch? ist nicht bekannt. Sie hatte nachmals drei Kälber, die auf derselben Seite nur lose an der Haut sitzende kleine Kolben, keine Hörner bekamen. Ist vielleicht die Raße von kolbigtem, hörnerlosem Rindvieh, welche sich an mehreren Orten, besonders in Schottland findet, auf diese Weise entstanden?

Diese Veredlung einer Thierrace, durch sorgfältige Auswahl und Paarung der Individuen in derselben Familie, durch fernere Auswahl fortgesetzt, ist es also, was man das Züchten in sich selbst nennt. Dies war die Methode des größten Viehzüchters in der Welt, Bakewell zu Dishley in Leicestershire, welcher sie mit

Pferden, Rindern, Schweinen, vorzüglich aber mit Schaafen betrieb. Er brachte eine besondere Schaafrace hervor, welche sich durch folgende Eigenschaften auszeichnete und empfahl: sie brachte im ersten Jahre ihres Lebens in der Regel zwei auch wohl drei Lämmer, säugte selbige auf, ward dann noch in demselben Jahre mit sehr mäßigem Futter oder Weide gemästet, und kam zu einem reinen Fleischgewichte von 80 bis 100 Pfund. Knochen und alle Abfallstheile waren äußerst fein, damit sich die nährenden Theile nur zu Fleisch und Fett absetzen mögten. Sie hatte zugleich ein sehr ruhiges phlegmatisches Temperament, was für die Mastfähigkeit so wesentlich ist. Wolle gab sie reichlich, aber nur Kämmwolle, keine kräuselnde, und auch jene nicht von ausgezeichneter Feinheit; denn Bakewell vermogte es darin nicht auf den Grad zu bringen, den er wünschte, ohne andere Eigenschaften dieses Thiers aufzuopfern. Er änderte diese Raße mannigfaltig ab, nach dem Wunsche seiner Kunden, und bildete verschiedene sich auszeichnende Unterrassen. So hatte er es z. B. dahin gebracht, daß die Beine so kurz wurden, daß die Thiere nur mit Mühe von einer Koppel zur andern gebracht werden konnten. Manchem war doch dies nicht passend, weil die Schaafe dadurch zu weiten Wegen und zum Einbringen in die Horden unfähig gemacht wurden. Er stellte also bei einem Theile sehr bald

längere Beine wieder her. — Alle Engländer, selbst die Gegner seiner Raßen, bezeugen einstimmig diese Kunst und diese Gewalt über die Bildung des thierischen Körpers. Lord Sommerville, der kompetenste Richter und sonst ein Gegner der Bakewellschen Raße, sagt von ihm: es sey als ob er sich ein Schaaf nach seinem Ideale habe zusammensetzen und demselben dann das Leben geben können. Ein Theil seiner Böcke ward auf eine Springzeit bei den öffentlichen meistbietenden Vermiethungen mit 400 Guineen, einzeln noch ungleich höher bezahlt von solchen, welche sich diese für die englischen Verhältnisse so vortheilhafte Raße anziehen wollten. Es ist indessen wahrscheinlich, daß er den ersten Stamm dieser neuen Raße durch Kreutzung verschiedener Arten zuerst hervorgebracht habe, woraus er aber ein Geheimniß machte. Nachmals paarte er aber nur in der nächsten Verwandschaft, je mehr eine Familie seinem Zwecke entsprach.

Der zweite Veredlungsweg ist die sogenannte Durchkreuzung, und diese unterscheidet sich wiederum in zwei Methoden.

a) Man will durch eine fortgesetzte Zubringung der männlichen Thiere eines edleren Stammes die mütterlichen Eigenschaften ganz verlöschen und sie den väterlichen völlig gleich machen. Diesen Zweck kann man unfehlbar erreichen, wie die Veredlung durch spanische Böcke bei uns augenschein-

lich gezeigt hat. Man kann die Grade der fortgepflanzten Veredlung a priori berechnen, und dies trifft, an die Erfahrung gehalten, mehrentheils zu. Wenn zwei Thiere von verschiedenen Raßen, das männliche A und das weibliche B, gepaart werden, so bringen sie ein Junges C, welches in der Regel gleich viel von der Natur des Vaters und der Mutter hat. Wird dieses weibliche Thier wieder mit einem männlichen von der Raße A besprungen, so erfolgt ein junges Thier D, welches zwei Theile von A und einen von B hat. Wird dieses wiederum mit A gepaart, so entsteht E, welches drei Theile von A und einen von B hat. Aus der Paarung von E mit A erfolgt F mit vier Theilen von A und einem von B u. s. f. Einige nehmen die Progression noch schneller an und sagen, daß die erste Generation nur die Hälfte von B, die zweite nur $\frac{1}{4}$, die dritte nur $\frac{1}{8}$, die vierte nur $\frac{1}{16}$, die fünfte nur $\frac{1}{32}$ u. s. f. behielte, folglich in der sechsten und siebenten Generation die Natur der Stammmutter bis auf ein unmerkliches verloschen sey, und das Thier als ein völlig reines des väterlichen Stammes angesehen werden könne. Dies ist zwar oft der Fall, und es kommen in der vierten und fünf= Generation veredelte Merinos vor, die von der völlig reinen durchaus nicht zu unterscheiden sind, andre aber, bei denen sich die urmütterliche Natur noch deutlich wahrnehmen läßt. Die aufmerksa=

meren Schaafzüchter sorgen daher dafür, keinen Widder, wenn er auch in der Gestalt und Wolle dem besten Merino gleichkommt, zuzulassen, falls sie nicht seiner reinen Abkunft aus der Merinoraße, auch mütterlicher Seits, überzeugt sind, weil man gefunden hat, daß sonst die mütterliche Natur wenigstens bei Individuen wieder zum Vorschein komme, und überhaupt die ganze Raße leicht zurückschlagen könne. Deshalb werden die Widder aus solchen Schäfereien, von deren reinem Urstamme man überzeugt ist, so sehr gesucht und andern vorgezogen, welche sie manchmal in der Feinheit und Stärke der Wolle überwiegen, deren Ursprung aber unsicher ist. Noch sorgfältiger sind die Engländer, so wie auch die Araber, in Ansehung der Hengste ihrer hohen Raße, deren Stammtafel zweifellos und beschworen seyn muß. Man übersieht bei ihnen Fehler, wenn nur die Reinheit der Raße zuverläßig ist. In welcher Generation eine durch beständige Kreuzung mit Vätern von reinem Stamme entstandene Familie völlig vollbürtig geworden, d. h. ganz und unveränderlich in die Natur des Vaters übergegangen sey, läßt sich noch nicht bestimmen. Es kommt dabei allerdings auf die Auswahl der Individuen an, indem man nämlich bei den Zuchtschaafen auch kein mütterliches Haar an irgend einem Theile passiren läßt, ohne sie auszumerzen. Einige glauben, daß die 12te, andere daß die 16te Generation als

völlig edel anzusehen sey, und daß man nun Wid-
der oder Hengste davon gebrauchen könne, ohne In-
constanz und Zurückschlagen zu besorgen.

b) Die zweite Absicht bei der Kreuzung ist eine Mittelgattung zwischen zwei zusammenge-
brachten, und manchmal noch mittelst einer dritten zugemischten, Raßen zu bilden, und so gewisse Qua-
litäten der verschiedenen Raßen in einem Punkte zu vereinigen.

Kommen daraus Individuen hervor, bei denen man die gewünschte Vereinigung in dem gewünsch-
ten Grade antrifft, so paart man nur diese Indivi-
duen männlichen und weiblichen Geschlechts zusam-
men, und muß deshalb hier in der nächsten Ver-
wandtschaft, aber mit strenger Auswahl, bleiben. Anfangs werden immer einzelne hervorkommen, die wieder auf den urväterlichen oder urmütterlichen Stamm disproportionirt zurückschlagen. Diese müs-
sen ausgemerzt und nicht zu fernerer Zucht ge-
braucht werden, wenn man seinen Zweck erreichen will. Beobachtet man dies, so wird der Mittel-
schlag endlich ganz constant. Einige haben diese Bildung constanter Raßen leugnen wollen, unter andern der als Hundefreund bekannte Maler Tisch-
bein. Er hatte Hunde sehr heterogener Art ge-
paart, die Deszendenz wieder mit einander verbun-
den, und es kamen in der 10ten bis 12ten Genera-
tion nur Hunde von der ersten väterlichen oder müt-

terlichen Art wieder hervor, die anscheinende Mittelgattung erhielt sich aber nicht; allein er hatte es ohne Zweifel hier an der gehörigen Auswahl der Individuen bei der Bildung dieses Mittelschlages fehlen lassen. Daß ein solcher Mittelschlag sonst wirklich erfolge und constant bleibe, erweisen manche auf diese Weise gebildete Viehraßen, insbesondere aber der Schlag der englischen Wettrenner, die Pferde von hohem Blut (high-blood) genannt werden. Dieser Schlag entstand, wie historisch erwiesen ist, aus barbischen und arabischen Hengsten, mit einem besonderen Schlage einheimischer Pferde vermischt. Nachdem er lange geschwankt hatte, gelang es einigen, einen Schlag zu erhalten, der in mehreren schätzbaren Eigenschaften die reinen Araber übertraf und gänzlich constant wurde. Diese Raße würden die Besitzer um keinen Preis mit den edelsten Arabern weiter verbinden lassen, indem sie einen weit höheren Werth auf jene Mittelgattung als auf diese setzen. Und wenn noch arabische Hengste zu Zeiten von den Engländern eingeführt werden, so geschieht es nicht, wie einige vermeint haben, um jenen Schlag zu erfrischen, sondern um mit Stuten minder edler Art eine andre Familie zu bilden. Hierauf beziehen sich auch diejenigen englischen Schaafzüchter vornämlich, welche zwar die Einführung der Merinos billigen — denn alle thun das nicht — aber der Meinung sind, daß man

durch

durch eine bis auf einen gewissen Punkt getriebene, aber nicht bis zur völligen Einartung fortgesetzte Kreuzung einen Schlag hervorbringen würde, der die Merinos in der Summe der guten Eigenschaften überwöge, größere Stärke und bessere, zum Fleischansatz mehr geeignete Form des Körpers mit der Feinheit der Wolle verbände — ja, sie behaupten, zum Theil diesen Schlag schon wirklich erlangt zu haben, und trachten nur darnach, ihn in sich selbst durch Auswahl der Individuen zu veredeln und constant zu machen, ohne fremdes Blut weiter einzumischen *).

Diese Kreuzung erfordert aber, wenn sie gelingen soll, große Sorgfalt, Ueberlegung und Ausdauer. Manchmal begünstigt es zwar der Zufall, daß aus einer aufs Gerathewohl unternommenen Kreuzung preiswürdige Thiere hervorgehen, aber häufiger kommen verunstaltete und wenig nutzbare Thiere hervor, zumal wenn man gar zu heterogene Raßen zusammenbrachte. Will man auf die Veredlung nach einer Seite hinarbeiten, so kann dennoch z. B. eine solche ungestaltete Stute zur ferneren Zucht Vorzüge vor einer besseren haben, welche — wie

*) Jetzt scheinen sie sich aber ziemlich überzeugt zu haben, daß dieses Bestreben nicht lohnend sey. Die Wolle der sogenannten englischen Merinos steht in sehr geringem Preise.

man sich auszudrücken pflegt — noch kein Blut jener Raße in sich hat, indem sie ein Füllen bringt, was dem Vater mehrentheils ähnlicher seyn wird; und wenn man dann fortgeht, wird man die höchste Aehnlichkeit früher erreichen, als wenn man jenes ungestaltete Thier der ersten Generation ganz verworfen und von vorn angefangen hätte. Will man aber einen Mittelschlag bilden, so muß man nur wohlgestaltete, d. h. zweckmäßige Thiere bei der ersten Generation zu erhalten suchen und auswählen. Vor allem ist diese Sorgfalt und Einsicht bei den Gestüten und bei der Veredelung der Landpferde durch Landgestüte von höchster Wichtigkeit. Man darf hier nicht blos auf die endliche Einführung und Bildung einer edlen Raße Rücksicht nehmen, weil der Verlust zu groß seyn würde, wenn die in den ersten Generationen entstehenden Mulatten fehlerhaft und werthlos wären. Mangel dieser Einsicht und Ueberlegung hat hier schon oft großen Nachtheil gestiftet, und bei den Unterthanen einen großen Widerwillen gegen die ihnen aufgedrungenen Beschäler edlerer Raße erweckt. Es muß hier Rücksicht auf die besondere Natur der in einer Gegend einheimischen Raße, so wie auf ihre Weide und Verpflegung im Stalle genommen werden, wenn man einen angemessenen Hengst für sie auswählen will. Es wird hierzu eine seltene Erfahrung und Umsicht erfordert, die ich noch bei keinem Pferde-

kundigen in dem Grade angetroffen habe, wie bei meinem verstorbenen Freunde, dem vormaligen hannöverschen Landstallmeister Koch, welcher zuletzt als Universitätsstallmeister zu Erlangen angestellt war. Er wählte für die Stuten jeder Gegend, ein hohes Ziel vor Augen habend, manchmal Hengste aus, die ihnen nicht zu heterogen und gerade deshalb nicht von einer zu sehr veredelten Raße waren, worüber manche Unverständige ihn tadelten. Erst ihrer Deszendenz gab er Hengste von sogenanntem höheren Blute. Hierdurch bewirkte er, daß sich die Raße allmählig veredelte, und zwar nach dem besonderen Ideale, welches er nach den örtlichen Verhältnissen jedes Distrikts für das zweckmäßigste hielt, ohne daß in den Mittelgenerationen unförmliche und wenig brauchbare Thiere erschienen. Er hatte sich hierdurch ein so großes Zutrauen bei den Bauern erworben, daß sie sich ihm ganz überließen, und nie eine Unzufriedenheit mit den mehr oder minder schönen Hengsten äußerten, die er ihnen von einem Jahre zum andern zuschickte, und manchmal besonders für die Stuten erster, zweiter und dritter Generation bestimmte. Die Pferdezucht ward dadurch in kurzer Zeit in den Distrikten, die das Landgestüt mit Hengsten versorgte, auf eine unglaubliche Weise gehoben, und es kamen schon die Saugfüllen in einen hohen Preis.

Man hat sehr häufig die Bemerkung gemacht,

daß Thiere von sehr heterogener Raße keine Neigung sich zu begatten haben, und daß diese Begattung, wenn sie dennoch bewirkt wird, oft unfruchtbar bleibe. Ist sie aber fruchtbar, so kommt, wie ich schon oben erwähnt habe, oft ein verunstaltetes Geschöpf heraus. Insbesondere hat man letzteres bemerkt, wenn man, um die Größe zu erzwingen, große männliche Thiere mit kleinen weiblichen paart. Das Bespringen selbst kann schon nachtheilige Folgen haben, wegen der großen Schwere des Hengstes oder Stiers auf einer schwachen Stute oder Kuh. Da es indessen männliche Thiere von besonderer Stärke im Kreuze giebt, die sich beim Bespringen auf den Hinterbeinen halten, ohne das weibliche Thier stark zu drücken, so geht es doch oft gut und ohne Störung des coitus ab. Allein der durch die Einwirkung des Vaters zu vorzüglicher Größe disponirte Keim findet bei seiner Entwickelung in der Mutter nicht die angemessene Nahrung, seine Ausbildung wird folglich mangelhaft und seine Gestalt unproportionirt. — So erkläre ich mir wenigstens die Sache. — Es giebt dann zuvörderst eine schwere Geburt, worüber ich selbst eine empfindliche Belehrung erlitten habe. Auf meinen Vorschlag ließ die hannöversche, zu solchen Zwecken reichlich dotirte Landwirthschafts-Gesellschaft ostfriesische Zuchtstiere kommen, und vertheilte sie unter einige Dorfgemeinden, die bisher kleine Haidkühe, aber sehr

gute Weiden für bessere Raßen hatten. Sie nahmen solche mit Dank an, aber bei der ersten Kalbezeit kam die Klage, daß die Kühe äußerst schwer gekalbt hätten, und viele in der Geburt gestorben wären, mit der Bitte, ihnen jene Stiere sogleich wieder abzunehmen. Die ungeschickte und gewaltthätige Behandlung bei der Geburt war freilich zum Theil an dem Tode dieser Thiere Schuld, aber es waren doch hinlängliche Gründe vorhanden, ihnen diese großen Stiere zu nehmen, und sie mit neuen Kosten durch kleinere zu ersetzen. Geht die Geburt aber auch gut, so entsteht aus einem unverhältnißmäßig großen männlichen Thiere sehr häufig ein ungestaltetes junges. Dagegen findet man, insbesondere bei den Pferden, daß ein gegen die Stute verhältnißmäßig kleinerer Hengst ein wohlgebildetes Füllen hervorbringe. Vorgedachte theoretische Erklärung mag richtig seyn oder nicht: es wird von allen erfahrenen und aufmerksamen Viehzüchtern als ein ausgemachter Erfahrungssatz angenommen, daß das männliche Thier keine unverhältnißmäßige Größe gegen das weibliche haben müsse, von Unverständigen aber wird sehr häufig aus Sucht, den Viehschlag nur zu vergrößern, dagegen gefehlt. Sie wählen nur zu häufig Stiere und Widder nach der Größe und Schwere aus, und suchen sie durch starke Nahrung im ersten Jahre zu der möglichsten Größe zu treiben.

Ueberhaupt ist es bei uns noch etwas seltenes, daß die durch Erfahrung schon ausgemittelten Regeln bei der Viehzucht richtig angewandt werden. Es ist noch nicht lange, daß man sie überhaupt hier erst kennen lernte. Unter den Engländern ist ihre Kenntniß mehr verbreitet, aber doch auch bei weitem noch nicht allgemein.

Ich habe geglaubt, daß diese aus meinem Fache hergenommenen praktischen Bemerkungen von einigem Interesse für den Naturforscher, insbesondere für den Zoologen, seyn könnten, und empfehle sie, in dem Falle, der Erwägung, besonders unserer hochverehrten Herren Collegen, Rudolphi, Illiger und Lichtenstein.

V.

Ueber die sich fortpflanzenden Abartungen der kultivirten Pflanzen.

Vom

Staatsrath Thaer.

In meiner vorigen Vorlesung erlaubte ich mir, der Akademie einige Bemerkungen über die Abarten der Hausthiere, und die vom Landwirthe beobachteten Naturgesetze bei der Erzeugung und Fortpflanzung der seinen Zwecken besonders entsprechenden Raßen, vorzulegen. Jetzt werde ich etwas von den Arten und Abarten derjenigen Pflanzen sagen, die dem Menschen gleich jenen Thieren fast in alle Klimate gefolgt sind, und dadurch sowohl, als durch den künstlichen Anbau, wahrscheinlich eine so beträchtliche Abänderung von ihrem natürlichen Zustande erlitten haben, daß es mir noch zweifelhaft scheint, ob wir sie irgendwo in ihrem ursprünglichen Zustande als einheimische Pflanzen auffinden können.

Es ist gewiß, daß einige dieser Pflanzen noch immer und schnell genug, um es mit eigenen Augen bemerken zu können, Abänderungen annehmen, welche sich, wenn wir die Individuen auswählen, fortpflanzen, und nach einiger Zeit constant werden.

Daher ist bei diesen Pflanzengattungen die Schwierigkeit groß, und nach der Regel der Botaniker kaum zu lösen, was wir als Art (species), und was als Abart (varietas) ansehen sollen. Botaniker, die hierüber entscheidend haben absprechen wollen, Linné an ihrer Spitze, sind in offenbare Irrthümer verfallen; und die Geringschätzung, womit dieser von den Hortulanen und Floristen, die ihre Aufmerksamkeit auf Varietäten richteten, sprach, hat zuerst die allgemeine Pflanzenkunde zurückgehalten, indem sie sich auf seine Schüler vererbte. Dennoch sind die Erscheinungen, die wir bei der Abartung der Pflanzen wahrnehmen, gewiß nicht unwichtig für die Pflanzen-Physiologie; für die Landwirthschaft und Gärtnerei aber vom höchsten Interesse. Wenn der Pflanzenkenner jedem Cryptogam aus entfernten Ländern seine Aufmerksamkeit schenkt und mit Recht schenken mag, so verdenke er es doch auch demjenigen nicht, der die Pflanzen, die uns so nahe stehen und uns ernähren, mit größerer Aufmerksamkeit betrachtet, und leihe ihm dazu sein, auf feinere Merkmale mehr geschärftes, Auge.

Es kommen hier vor allem die Cerealien in Betracht — diese durch die Größe und Nahrungsfähigkeit ihrer Saamen so wichtig gewordene, und durch die Kultur so allgemein verbreitete Gräser. Unter ihnen steht der Weitzen in ökonomischer Hinsicht oben an, wegen seines Reichthums an nährender und dem thierischen Körper besonders homogener Substanz.

Unsern gewöhnlichen Weitzen haben Linné und nach ihm die meisten Botaniker in zwei Species, Triticum aestivum und hybernum, unterschieden; haben sich hierin aber wohl mehr von der gemeinen Meinung, als von genauerer Beobachtung — deren sie eine so gemeine Pflanze nicht würdigten — leiten lassen. Beide sind entschieden nur als Abarten, und zwar als leicht in einander übergehende Abarten, zu betrachten. Man säe Sommerweitzen vor Winter; ist der Winter gelinde oder giebt er der Saat eine anhaltende Schneedecke, so wird der größte Theil der Pflanzen durchkommen; sie werden dann aber um 14 Tage früher blühen und reifen, als der zugleich gesäete Winterweitzen. In einem herberen, jedoch nicht allzu strengen Winter, wird zwar ein großer Theil der Pflanzen ausgehen, ein anderer Theil aber wird bleiben. Nimmt man von diesem den Saamen, und säet ihn wieder vor Winter aus, so wird er schon besser durchwintern, und dann in seiner Blüthe und Reifungszeit dem Win-

terweitzen weniger voreilen. In der dritten und vierten Generation unterscheidet er sich in keinem Stücke von dem Winterweitzen, und hat mit selbigem gleiche Härte, gleiche Vegetationsperiode und gleiche Stärke der Körner. Dieselbe Umwandlung kann man beim Winterweitzen bewirken, wenn man ihn zum erstenmale recht früh im Frühjahre, und dann immer später säet. Die erste Saat wird erst im Herbst und zum Theil gar nicht reif; aber mit jeder Generation reift sie früher, bis dieser Weitzen völlig die Natur und die kürzere Vegetationsperiode des Sommerweitzens erhält. Säet man ihn zum erstenmale nicht sehr früh im März, sondern erst gegen Ende Aprils, so wird er freilich in dem Jahre nicht in Halme schießen, oder doch nur einen einzelnen in die Höhe treiben, der selten seine Vollkommenheit erhält. Ich nicht nur, sondern viele andere, haben diese Versuche mehreremale gemacht, und immer gleiche Resultate erhalten. Besonders haben manche sehr gepriesene Sommerweitzen-Abarten aus wärmern Klimaten, die bei uns nur unvollkommen reiften, sich auf diese Weise in Winterweitzen umgewandelt.

Allein Linné und seine Nachfolger haben dem Winter- und Sommerweitzen einen andern charakterisch seyn sollenden Unterschied zugeschrieben: jener soll begrannet, dieser unbegrannet seyn. Wären diese Grannen beständig, so wäre allerdings ein, die spe-

zifische Absonderung hinlänglich begründetes Merkmal vorhanden. Aber Haller hat schon bemerkt, daß die Grannen bei den Weitzenarten nicht beständig seyen, und daß dieselbe Weitzenart Grannen bekomme und sie wieder verliere, wenn sie von kaltem auf warmen, von bergigtem auf ebenen Boden verpflanzt wird. Ein Sommerweitzen, den ich bei einem Freunde durchaus begrannet gesehen hatte, verlor bei mir schon im ersten Jahre die Grannen zum Theil, und wenn ich nicht sehr irre, kamen aus demselben Stamm begrannete und unbegrannete Aehren. In der dritten Generation fanden sich kaum noch Spuren von Grannen. Es war auf keine Weise wahrscheinlich, daß dies von fremder Befruchtung herrühren konnte; denn weit und breit umher stand kein anderer Sommerweitzen, und der Winterweitzen, der doch auch nicht in der Nachbarschaft stand, hatte verblühet, wie mein Sommerweitzen die Spelzen zu öffnen anfing. Und dann ist es ganz unrichtig, daß der Sommerweitzen immer Grannen, der Winterweitzen keine habe; wir haben beide mit und ohne Grannen.

Botanisch ist also der Unterschied zwischen T. hybernum und aestivum völlig unbegründet, und es ist richtiger, beide Abarten unter einem Specialnamen (T. cereale) zu begreifen.

Die Abarten aber sind mannigfaltig verschieden, und es giebt einige, die nach den Regeln der

Unveränderlichkeit, bei der Fortpflanzung durch Saamen, mit größerem Rechte als besondere Species betrachtet werden können, wie der Winter- und Sommerweitzen.

In Ländern, wo der Weitzenbau mit besonderer Sorgfalt betrieben wird, und wo man deshalb dieses Getreide auch auf Boden bringt, der ihm nicht sehr angemessen ist, hat man unzählige Abarten. In den englischen landwirthschaftlichen Schriftstellern habe ich über 150 verschiedene Namen für Weitzenarten gezählt. Aber bis die Landwirthschaftskunde mehr wissenschaftlich betrieben wird, bleibt es hier, wie in so manchen Fällen, zweifelhaft, was man unter den Provinzialnamen zu verstehen habe.

Der Landwirth unterscheidet die Weitzenarten hauptsächlich nach der Farbe der reifen Körner und des reifenden Strohes. Man hat braunrothen, gelben und weißen Weitzen in verschiedenen Nüancen. Mit der Farbe der Körner stimmt die Farbe des Strohes zuweilen, aber nicht immer, überein. Die Engländer unterscheiden braunen und gelben Weitzen mit weißlichem Stroh, und weißen Weitzen mit bräunlichem Stroh, als besondere Abarten. Der Botaniker beachtet die Farbe als ein bloßes Naturspiel vielleicht zu wenig. Aber sie deutet doch eine verschiedene Natur der Pflanze an, und bei genauer Beobachtung findet man doch oft, daß bei verschiedener Farbe auch ein verschiedenes Verhältniß der

Theile in der Form da ist. Ob die Verschiedenheit der Farbe ausdauernd sey, auch wenn die Saat auf verschiedenem Boden oder in ein anderes Klima verpflanzt wird, scheint noch zweifelhaft. Aber schnell, d. h. in den ersten Generationen, verändert sie sich nicht; wenn gleich der braunrothe Weitzen, der nur dem thonigen reichen Boden angemessen ist, auf leichteren gebracht, im übrigen höchst kümmerlich wird.

Aber ein botanisch- und ökonomisch-wichtiger, obwohl noch wenig beachteter Unterschied des Weitzens ist der, daß einige Arten eine glatte Spelze (valvula laevis, nuda), andere eine sammtartige filzige (valvula lanuginosa, tomentosa) haben. Eine von den Engländern besonders auf Höheboden sehr gerühmte und auch zu uns gekommene Weitzenart, hat dieses tomentum am auffallendsten, und wird daher von ihnen White velwit, weißer Sammtweitzen, genannt. Ob dieser Filz so beständig sey, daß er botanisch einen specifischen Unterschied bestimmen kann, wage ich noch nicht zu bestimmen; aber für die Landwirthschaft ist er sehr wichtig. Er ist ohne Zweifel ein sehr thätiges Einsaugungsorgan, die Feuchtigkeit hängt daran, und solcher Weizen bleibt nach Regen und Thau weit länger naß, als der glattspelzige. Daher paßt er sich so sehr für hohe trockene Gegenden; taugt aber durchaus nicht für feuchte neblige Niederungen. Vor

zwei Jahren (1811) sahe ich im Oderbruche ein Weitzenfeld, was durchaus Staubbrand hatte, und bei genauerer Untersuchung fand ich, daß es dieser Sammtweitzen sey, den der Besitzer aus Dessau hatte kommen lassen. Die übermäßige Feuchtigkeit der Aehre erzeugte ohne Zweifel diese, mit dem Kornbrande nicht zu verwechselnde, Krankheit.

Man hat diese Art von Weitzen mit dem auch von den Botanikern unterschiedenen T. turgidum verwechselt, der aufgeschwollene bauchige Spelze hat. Aber unrichtig; denn jene Weitzenart hat diese nicht, und dieses T. turgidum hat zwar auch etwas haariges an den Spelzen, aber diese sind nicht so gleichmäßig damit überzogen. Vermuthlich hat man letztern deshalb englischen Weitzen genannt, ich finde seiner aber bei den englischen landwirthschaftlichen Schriftstellern nirgends erwähnt.

Der Wunderweitzen (T. compositum) ist anerkannt eine luxurirende Spielart, indem er sehr schnell zurückschlägt zum gewöhnlichen, wenn er nicht auf reichem Boden geräumig ausgesteckt wird.

Daß der Spelz (T. spelta), das Einkorn (T. Monococcon) und der Gommer (T. polonicum) entschieden verschiedene Species sind, die nie zu gewöhnlichem Weitzen übergehen werden, brauche ich nicht zu sagen. Aber man hat ebenfalls manche Abarten davon, die ich jedoch nicht genug kenne.

Vom Roggen giebt es anerkannt nur eine Spe-

ties, aber mehrere ihrer Natur nach abweichende Varietäten, die sich auch durch ein verschiedenes Verhältniß ihrer Theile auszeichnen, welches bei sinnlicher Vergleichung zwar in die Augen fällt, aber sich durch Worte kaum aussprechen läßt, da es nur auf ein Mehr oder Weniger ankommt.

Der gewöhnliche Winter- und Sommerroggen geht eben so wie der Weitzen in einander über, wenn man seine Saatzeit allmählig verändert. Der Sommerroggen ist in allen seinen Theilen schwächer, weil seine kürzere Vegetationsperiode die Verstärkung der Pflanze nicht wie beim Winterroggen gestattet. Ein anderes Unterscheidungsmerkmal läßt sich nicht auffinden.

Aber eine constantere Art ist derjenige Roggen, den man Staudenroggen nennt. Er unterscheidet sich vornehmlich durch eine längere Vegetationsperiode, und eine dadurch bewirkte vollkommene Ausbildung aller Theile. Er ist entschieden eine zweijährige Pflanze, und ich halte es nicht für möglich, ihn in einem Sommer zur Reife zu bringen, und ihn so in Sommerroggen umzuwandeln. Auch im März gesäet, bleibt er dennoch in der Erde, ohne Halme in die Höhe zu schießen. Wenn er mit dem gewöhnlichen Roggen gleichzeitig reifen soll, so erfordert er eine sehr frühe Saat, sonst kommt er später zur Reife und geräth schlecht. Früh gesäet breitet sich die Pflanze sehr aus, wenn sie anders

Raum und Nahrung hat, macht unzählige Sprossen, die dann im künftigen Sommer in Halme und Aehren übergehen. Wir haben im vorigen Jahre 112 Aehren von einer Pflanze, die sehr räumlich stand, gezählet. Deshalb kann er, sehr weitläuftig aber früh auf kräftigen Boden gesäet, ein sehr dichtes Erntefeld bilden.

Eigenthümlich ist diesem Roggen eine stärkere Ausdehnung in die Länge gegen den gewöhnlichen. Sein Halm ist oberhalb des zweiten Knotens dünner im Verhältniß seiner Länge; die Aehre ist bei einer gleichen Anzahl von Körnern länger, weil die Spelzen entfernter stehen, das Korn selbst hat eine größere Länge im Verhältniß seiner Dicke. Dann habe ich ihm daran unterscheiden gelernt, daß der Halm zwischen dem zweiten und dritten Knoten ein Knie macht, was natürlich von seiner starken Bestaudung herrührt, welche den Halm anfangs seitwärts treibt. Aber diese ist auch die einzige constante Abart, die ich vom Roggen habe entdecken können. Was man unter dem Namen von norwegischen, archangelschen, amerikanischen u. a. Roggen gepriesen hat, war immer dieser selbige Staudenroggen, so wie auch der, den man Johannisroggen nannte. — Eben so gut könnte man Ostern- und Pfingstroggen daraus machen, wenn man ihn um diese Zeit säete.

Wenn gleich einige Gegenden wegen eines sehr gu-

guten Saatroggens in Ruf stehen, so daß man diesen daher kommen läßt und ihn danach benennt, so rührt dies doch nur von einem dem Roggen sehr angemessenen Boden, guter Kultur und Behandlung des Saatgetreides her, und der Vorzug dieses Saatkorns verliert sich in den folgenden Generationen bald.

In Ansehung der kultivirten Gerstenarten muß ich von den Botanikern am meisten abweichen. Sie nehmen nur das Hordeum vulgare, H. distichon und H. hexastichon als Species an, und halten H. coeleste und andere für Abarten des vulgare und distichon. Aber diese unterscheiden sich so wesentlich in ihren Fructificationstheilen in der Gestalt des Korns, (auch in den näheren Bestandtheilen desselben), daß man sie für besondere Species halten muß, wogegen ich mehr geneigt bin, das H. vulgare und das H. hexatichon für bloße Abarten zu halten. Linné ward ohne Zweifel dadurch verleitet, daß selbst Ackerbauer einen Uebergang der nackten Gerste in die andere zu bemerken glauben. Es ist aber ein Irrthum, in welchan ich ohne genauere Untersuchung selbst verfallen wäre. Wenn einige Körner des H. coeleste nicht völlig reifen, so behalten sie ihre innere Spelze, und trocknen damit, wie das vulgare, zusammen, bekommen folglich beinahe eben die Gestalt. Man braucht aber

nur die Hülse abzulösen, so zeigt sich die eigenthümliche Form des H. coeleste.

Wahrscheinlicher ist mir der Uebergang zwischen H. vulgare und hexastichon. Gewöhnlich wird jenes fast in der Mitte des Sommers gesäet, und hat dann unter allen Getreidearten, nebst dem kleinen Mais, die kürzeste Vegetationsperiode. So behandelt nimmt es eine sehr weichliche Natur an, und wenn man es früh säet und nun noch Nachtfröste eintreten, so wird es dadurch zerstört. Aber man hat, wahrscheinlich durch allmählige Abhärtung hervorgebracht, eine Abart, die früh gesäet werden kann, deshalb Märzgerste heißt, dem Froste widerstehet und eine längere Vegetationsperiode hat. Man findet sie im Oderbruche und in anderen Niederungsgegenden. Eigentlich ist es H. vulgare; aber ich habe, wo sie üppig wuchs, Aehren darunter angetroffen, die durchaus von H. hexastichon, welches fast nur als Wintergetreide gebauet wird, nicht zu unterscheiden waren.

Daß H. zeocriton eine besondere Species sey, versteht sich von selbst.

Man hat eine besondere Stauden- oder Blattgerste unter mancherlei ausländischen Namen gerühmt. Die, welche ich aber zweimal als solche erhalten habe, zeichnete sich von der zweizeiligen Gerste auf keine Weise aus, wenn man auch diese in vollständigen Saamen und nicht gedrängt aussäete.

Man machte es nämlich bei dieser Staudengerste zur Bedingung, daß sie sehr dünn auf kräftigen Boden ausgesäet werden müsse; da war es denn natürlich, daß sie sich besser bestaudete und vollkommener ward, als die andere Gerste, die man mehrentheils zu dicht säet.

Ueberhaupt muß ich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die Vorzüge der aus entfernter Gegenden sich herstammenden, angeblich von den unsrigen verschiedenen Getreidearten, nach meinen schon vor 20 Jahren mit den meisten gemachten Versuchen, lediglich der sorgfältigen Behandlung, die man ihnen angedeihen läßt, beizumessen seyn, aber wegfallen, sobald man damit ins freie Feld und zur gewöhnlichen Kultur übergehet. Mit mir haben sich jetzt viele andere, die sonst sehr davon eingenommen waren, überzeugt, daß davon kein Gewinn für den Ackerbau zu hoffen sey *).

Ich werde diese Bemerkungen über die Abartungen verschiedener Pflanzengeschlechter durch die Kultur von ihrem wahrscheinlichen natürlichen Zustande fortsetzen. Vor allem bietet das Geschlecht der Brassica auffallende Erscheinungen dar; bei

*) Ich habe meine Ansichten über die Arten und Abarten der Cerealien zum Theil seit dem geändert. Aber sie stehen noch nicht fest genug, um sie mitzutheilen.

keinem ist auch der Einfluß fremder Befruchtung so merklich, und man kann es darin mit dem Hundegeschlecht unter den Thieren vergleichen. Vermuthlich weil auch dieses Geschlecht seit undenklichen Zeiten unter der Hand des Menschen gestanden hat.

VI.

Briefe auf einer Reise durch Schlesien, Sachsen ꝛc. *).

Von

Elsner.

Drei und vierzigster Brief.

Ich führe Sie nun, mein th. Freund! nach der Lausnitz und nach Sachsen. Da uns bei dem

*) Gegenwärtige Briefe sind als eine Art Fortsetzung der beiden ersten im 1sten Stück des neunten Bandes dieser Annalen anzusehen. Eigentlich sind diese ein Bruchstück aus der 2ten Abtheilung des zweiten Bandes meiner landwirthschaftlichen Reise durch Schlesien, einen Theil von der Mark, von Sachsen, Mähren und Oesterreich, deren erste Abtheilung des ersten Bandes, wovon die eben angeführten beiden Briefe der Anfang sind, bereits erschienen, die andern aber unter der Presse ist. Das Ganze wird drei Bände, jeder zu zwei Abtheilungen ausmachen. Jeder Band ist für den Subscriptionspreis von 1 Rthl. 20 sgr. in der Stadt- und Universitätsbuchdruckerei des Hrn. Graß, Barth et Comp. in Breslau, oder bei mir in Streh-

vorhabenden Zwecke, allenthalben als Landwirthe Belehrung zu suchen, keine politische Grenze hindert, so unterlasse ich auch, Ihnen jedesmal anzugeben, welchem Landesherrn dieser oder jener Ort unterworfen ist.

Bei Lauban hat die Gegend, ob sie gleich nicht grade zu den sehr hoch gelegenen gehört, dennoch beinah Gebirgscharakter. Hügel und Thal wechseln fortwährend und eine Menge Ackerquellen brechen sehr häufig auch an den höher gelegenen Feldern hervor. Dies mag denn wohl auch der Grund seyn, daß man hier überall sehr schmale Beete macht; ob es mir gleich hie und da schien, daß man sich hierzu mehr durch allgemein hergebrachte Gewohnheit, als durch Nachdenken und Erfahrung bestimmen läßt. Denn es giebt hier mitunter ziemlich bedeutende Breiten, wo wohl wenig von übermäßiger Nässe zu fürchten seyn mag, und wo es vielleicht gerathener wäre, durch breitere Beete, oder auch wohl durch ebenes Pflügen die Feuchtigkeit im Boden mehr zu erhalten. Die natürliche Kälte des

---

len in Schlesien, desgleichen bei dem Hrn. Buchhändler August Rücker in Berlin zu haben. Der Ladenpreis, der, wenn man sich nicht bis Ende Juli an den genannten Orten als Subscribent angemeldet hat, beträgt für jede Abtheilung 1 Rthlr. für jeden Band also 2 Rthlr.

hiesigen Bodens mag wohl der Hauptbestimmungsgrund der allgemein angenommenen Verfahrungsart seyn. Denn eine meist undurchlassende Unterlage und ein eben solcher Untergrund halten die Feuchtigkeit zu lange in der Ackerkrume und vermehren bedeutend die Kälte derselben. Da man nun bei schmalen runden Beeten dem Zugange der Luft mehr Freiheit verschafft, und der auf solche Weise mehr in die Höhe gebrachte Boden den Wärmestoff leichter aufnimmt, so ist es wohl mehr zu loben, in dieser Hinsicht hie und da eher zu viel als zu wenig zu thun.

Außer den Dominial-Ländereien sind die hiesigen Besitzungen meist klein, auch zeigt das Aeußere derselben grade nicht ausgezeichneten Wohlstand.

Zur Ackerbestellung hat man meist Pferde; seltener Ochsen. Frohnen haben diese kleinen Besitzungen in ziemlicher Menge, und es ist wohl nicht zu läugnen, daß diese die Belasteten in der sorgfältigern Bestellung und Wahrnehmung ihres Besitzthums wesentlich hindern. So weit der Preußische Scepter reicht, wird die Ablösung derselben nunmehr wohl allmählig vor sich gehen; wornach sich denn auch die meisten sehr zu sehnen, und sich eine nicht geringe Aufopferung an Gelde oder Lande recht gern gefallen lassen zu wollen schienen.

Mehr noch, als bei den Grundbesitzern zeigt sich aber wahre Armuth bei den in hiesiger Ge-

gend lebenden Webern, die meist keine Handbreit Land, außer ihrer Wohnung, ihr Eigenthum nennen. Bei dem Darniederliegen ihrer Fabrikate nützt es ihnen wenig, daß alle Lebensbedürfnisse wohlfeil sind, weil sie, bei dem fast gänzlichen Mangel an Verdienste den geringen Preis des Getreides weit weniger bezahlen können, als wie früher den höhern bei reichlicherem Verdienste. Bei der Betrachtung des traurigen Zustandes dieser Menschen kam mir der sehr natürliche Gedanke ein, daß es wohl gut seyn müßte, wenn man die Menge der hier überall noch fast wüste liegenden Lehden, die nur eine höchst kärgliche und noch dazu meist ungesunde Viehweide geben, ihnen zur Urbarmachung gegen einen kleinen jährlichen Grundzins überließe, um dem unabsehbaren Elende, dem sie bei wieder steigenden Getreidepreisen unvermeidlich dahin gegeben sind, zuvorzukommen.

Es giebt aber dieser eben angeführten Lehden hier so viele, daß, auch wenn diese Idee realisirt würde, deren immer noch genug übrig blieben um im Nothfalle als Weide auszuhelfen. Ich sage, im Nothfalle. Denn für eine gute Weide können sie nicht gelten, weil der Ertrag derselben theils zu gering, theils auch die darauf wachsenden Gräser und Pflanzen zu schlecht sind. Nähme man die übrigbleibenden in eine Weide-Koppelwirthschaft auf, so

würde man vielleicht den dritten Theil höher und besser nützen, als bisher das Ganze.

Daß dieses aber ausführbar wäre, dafür bürgt die anscheinend nicht geringe Güte des Bodens dieser Lehden. Ueberhaupt ist der Boden der hiesigen Gegend nicht grade zum schlechtesten zu zählen, und er trägt bei guter Kultur und guter Düngung mehr als mittelmäßiges Getreide. Klee bringt er in der Regel sehr gut. Wiesen sind von keiner großen Bedeutung, und liegen meist in den Vertiefungen zwischen den Aeckern.

In der Nähe von Görlitz finden wir den Boden von sehr guter Beschaffenheit, und er trägt hier schon sehr lohnenden Weitzen.

Wir eilen nun vorwärts und kommen nach Lauske. Da die Schaafzucht auf dem Ausfluge, den ich nach Sachsen mache, der Hauptgegenstand meiner Aufmerksamkeit ist, so halte ich mich auch bei derselben am meisten auf, und gebe Ihnen ohne alle Neben-Rücksichten meine Meinung hierüber ganz so ab, wie sie sich in mir, nach dem, was ich davon sah, bildete.

Hier in Lauske ist die erste Heerde, die ich von den Sächsischen in der Nähe sehe. Wie sehr ich auf den Anblick einer sächsischen Escurial-Heerde gespannt war, wissen Sie, und Sie werden mir deshalb auch glauben, daß ich von jeder, die mir zu Gesichte kam, so viel als möglich zu sehen trach-

tete. Die Humanität der hiesigen Heerden-Besitzer gestattet auch jedem Fremden ohne allen Rückhalt die Ansicht. Ein Beweis, wie wenig sie nöthig haben, das Licht zu scheuen.

Doch hören Sie nun, was ich in Lauske fand. Zuerst sah ich die Böcke. Von denen, die mir der Schäfer zur Ansicht vorführte, hatte selten einer einen Tadel, und ich war versucht zu glauben, er bringe mir nur die besten. Deshalb ließ ich mir nach eigener Bestimmung welche greifen, und siehe da, diese fielen fast noch besser aus, und ich sah mitunter sehr ausgezeichnete Thiere. Die Gefälligkeit des Beamten gestattete mir auch die Ansicht der eigenen Sprungstöhre; die denn auch, wie es sich wohl erwarten läßt, von vorzüglicher Beschaffenheit waren. Da ich mir es jedoch zum strengsten Gesetz gemacht habe, Ihnen alles meiner eignen Ueberzeugung nach, und ohne mich von fremder Ansicht und vom fremdem Urtheile bestimmen zu lassen, mitzutheilen, so sage ich Ihnen, daß unter Letztere doch Thiere waren, die ich gegen andere zum Verkauf bestimmte, vertauscht haben würde. In dieser Meinung wurde ich noch mehr bestärkt, da ich die Mutterheerde, die ich auf der Weide aufsuchte, sah. Denn in dieser fand ich neben den ausgezeichnetsten Exemplaren doch noch hie und da ein fehlerhaftes, besonders mit zum Zwirnen oder Perlen geneigter Wolle. Und, wenn auch an den,

zum Sprunge in der Heerde ausgewählten Böcken dieser Fehler nicht war, so gab es doch einzelne Thiere darunter, die von demselben, nach meiner Meinung doch nicht weit genug entfernt waren, um, wenn der Fehler in den Müttern bereits da war, denselben nicht auf die Nachkommen fortzuerben.

Es wäre in der That Jammerschade, um eine so schöne und vortreffliche Heerde, wenn sie, durch kleine, gering scheinende Mißgriffe am Vorwärtsschreiten zur höchsten Vollkommenheit verhindert, eher zurückgehen sollte. Es ist in ihr so vieles, was das höchste, wornach der Schaafzüchter zu streben hat, enthält, bei Müttern sowohl, als bei Böcken, und sie kann bei Umsicht und Aufmerksamkeit bei der Paarung kühn in die Schranken mit den ersten Heerden treten. Ich würde sie näher an die kurzgestapelte, gedrängtwollige, als an die langgestapelte Escurial-Raße stellen. Von beiden Arten aber fand ich ausgezeichnete Thiere.

Was ich aber als Schlesier auffallend fand, war, daß eine Heerde von dieser Güte in Ansehung ihres Unterhalts nicht reichlicher versorgt ist. Denn die Schaafe werden im Frühjahre zeitig auf die Weide gebracht, indem der Wintervorrath nicht, wie bei uns in den besten Schäfereien, so bedeutend ist, daß man auch bei rauhem Wetter im April und Mai nicht ängstlich seyn darf; sondern die Schaafe

noch reichlich im Stalle füttern kann. Für diese reichliche Fütterung aber machen uns denn auch meist die Herrn Wollhändler den Vorwurf, daß unsre Wolle mastig und deshalb weniger fein und sanft sey. Wie mir denn auch einer derselben in Leipzig ausdrücklich oblag, aus allen Kräften gegen die Sommerstallfütterung der Schaafe mit arbeiten zu helfen. Wäre dieser Vorwurf auch wirklich gegründet, so will ich doch, wenn eins seyn soll, lieber diesen, als Mangel haben. Indeß giebt es wohl auch hier eine goldene Mittelstraße, welche einzuschlagen demjenigen immer leichter werden muß, der Ueberfluß hat, als dem, den der Mangel drückt.

Die Weiden in Lauske sind zwar gut, aber doch, wie Sie aus dem bald angeführten, hier beobachtetem Wirthschaftssysteme sehen werden, etwas beschränkt, und die Schaafe müssen sich bisweilen blos an den breiten Wegen und Alleen erhalten. Im Frühjahre gehen sie bis zu Anfange des Mai's auf den Wiesen, was ich in Sachsen fast allenthalben fand. Da traf ich dann bisweilen Heerden auf so sumpfigem Boden, daß mir das Wasser über die Schuhe lief, wenn ich ihnen nachging. Ob sie das ohne Nachtheil können, wäre denn doch wohl nicht unbedingt mit Ja! zu beantworten. Es giebt freilich, besonders in Schlesien eine Menge Schaafzüchter, deren ängstliche Besorgniß in diesem Stücke zu weit geht: aber dennoch

bin ich der Meinung, daß es besser und im Ganzen vortheilhafter sey, hierin lieber zu besorgt als zu sicher zu seyn. Daß man in Sachsen, so wie auch meistentheils in der Mark nicht so ängstlich ist, bei jedem kleinen Regenschauer die Schaafe in den Stall zu jagen, wie dies meistentheils in Schlesien geschieht, finde ich sehr vernünftig. Zumal es den Schaafen mehr schaden muß, sie so rasch zu jagen, als sie etwas Regen auszusetzen. Dieses Aussetzen dem Regen und der rauheren Witterung ist denn auch Ursach, daß die sächsischen Heerden für den ersten Anblick nicht das glatte und geputzte Ansehen haben, was man in so vielen schlesischen und österreichischen Heerden findet; und das ist es auch, was so viele Halbkenner zu ungünstigen und höchst unrichtigen Urtheilen über die ersteren verleitet hat. Mir sind deren in Menge zu Ohren gekommen, und ich wußte nicht was ich daraus machen sollte, bevor ich nicht selbst gesehen hatte. Hierzu kommt denn noch die geflissentliche Herabsetzung des Fremden, um das Eigene desto mehr zu heben. — Es ist unglaublich, was in diesem Punkte bisweilen gethan wird. Ich war einst in einer Gesellschaft von mehreren recht tüchtigen Schaafzüchtern, wo Wollproben aus sächsischen Heerden vorgezeigt wurden, die wirklich meist so schlecht waren, daß sie selbst Mittelheerden keine Ehre gemacht hätten. Und diese, wurde gesagt, hat der

und der aus den besten sächsischen Heerden genommen, und in ganz Sachsen überhaupt kein so feines Thier gefunden, was nicht durch Wollproben aus seiner eignen Heerde wäre übertroffen worden. Den Sachsen müßte dies, wäre man in Schlesien überall so befangen, große Freude machen; denn dann hätten sie nicht im entferntesten zu fürchten, daß man allzusehr mit ihnen konkurriren, oder ihnen wohl gar zuletzt den Rang ablaufen würde. — Glücklicherweise giebt es aber doch hier eine bedeutende Zahl Schaafzüchter, die unbefangener sind, und klar genug sehen, um ihren Standpunkt, auf dem sie jetzt stehen, hell genug zu unterscheiden, und den Weg nicht zu verfehlen, auf dem sie weiter gehen müssen, um zur höchsten Vollkommenheit zu gelangen.

Bei diesen Bemerkungen will ich mich denn aber doch gegen den Vorwurf verwahrt haben, als setzte ich dadurch die schlesische Schaafzucht herab. Das sey ferne. Im Gegentheil bin ich durch die Uebersicht, die ich mir durch meine Reisen von derselben verschafft habe, in den Stand gesetzt, zu beurtheilen, mit welcher reißenden Schnelligkeit sie vorwärts schreitet, und wie glücklich man die für sie an den meisten Orten so günstigen Verhältnisse zu benutzen versteht. Weil mir aber diese Beobachtungen so erfreulich sind, und weil ich aus Patriotismus wünsche, daß man sich durch das süße Gefühl, man habe das höchste schon erreicht, nicht ein-

schläfern lassen möge; deshalb rüge ich dergleichen Schwächen, die leicht ein Stillestehen zur Folge haben könnten. Da ich mein Vaterland aber gewiß, trotz einen, lieb habe: so war mir die Bemerkung eines Sachsen, daß wir bald nicht mehr nach Sachsen kommen dürften, um Gutes zu suchen, weil wir es bald selbst besser haben würden, höchst erfreulich. Daß wir es aber bis jetzt noch nicht besser haben, und doch noch einige Zeit brauchen werden, ehe wir in der Allgemeinheit den Sachsen gleich stehen, dies zu bekennen verpflichtet mich Wahrheitsliebe und wahre Liebe zu meinem Vaterlande. Denn nur durch die richtige Würdigung seines eigenen Standpunktes ist man in den Stand gesetzt schnell und sicher vorwärts zu gehen.

Doch es ist Zeit, daß ich Sie nach Lauske zurückführe, und Sie mit dessen Ackersysteme bekannt mache. Man wirthschaftet hier in 13 Schlägen, und hat folgenden Umlauf gewählt: 1) Hackfrüchte. 2) Gerste. 3) Klee. 4) Flachs und Erbsen. 5) Winterroggen. 6) Sommerung. 7. 8) Klee. Im zweiten Jahre nach dem ersten Schnitte zu Weide. 9) Winterung frisch gedüngt. 10) Sommerung. 11) Klee. 12) Roggen mit Kalk gedüngt. 13) Sommerung oder Stoppelroggen.

Aus dieser Fruchtfolge sehen Sie bald, wie beschränkt die Weide für die Schaafe ist. Gehen nun dieselben auch bis Anfang Mai auf die Wiesen,

und haben sie auch nachher einen Zuschuß an den breiten Wegen und auf einigen Lehden, so ist dies doch immer nicht bedeutend, weil die Fläche zu gering ist. Es wird ihnen denn doch wohl bisweilen mit etwas Futter im Stalle nachgeholfen werden müssen.

Betrachten wir nun das Ackersystem selbst: so läßt sich gegen dasselbe auf dem hiesigen Boden nichts aussetzen. Es ist nämlich dieser Boden wasserhaltend und feucht, mit nicht wenigen Ackerquellen. Die Unterlage und der Untergrund stark anhaltend, wohl auch undurchlassend. Mitunter hüglicht, worauf viel Steingerölle. Durch den in 13 Jahren dreimal wiederkommenden Klee wird der an sich strenge Boden etwas mürbe und besonders die stark anhaltende Unterlage mehr durchlassend. Letztere ist wohl auch Hauptursache, daß man seit mehr als einer Rotation noch kein Zurückschlagen des Klees verspürt hat, und es hilft meine frühere Erfahrungen und Mittheilungen über den Anbau dieses wohlthätigsten Futterkrautes nur bestätigen.

Der Mangel an Wiesen ist aber lediglich Ursach, daß bei diesem starken Kleebau die Winterfütterung nicht so reichlich ist, daß sie bis in den April und Mai vorhielte. Auch ist kein sowohl an Quantität als Qualität geringer Rindviehstapel hier.

Ferner ist durch die beobachtete Fruchtfolge

auch

auch dem Strohmangel vorgebeugt, weil $\frac{7}{13}$ des ganzen Areals mit Halmfrüchten bebaut werden.

Der Flachs gehörte sonst in hiesiger Gegend zu den Gewächsen, die beinah die höchste Rente trugen, besonders da er fast immer geräth. Leider ist aber jetzt sein Preis so gesunken, daß er auch nicht mehr sonderlich lohnt.

Die ganze innere und äußere Wirthschaft zeigt übrigens hier von dem reinsten Sinne und der größten Ordnungsliebe. Die Felder sind in musterhafter Bestellung, die Gebäude, besonders die Schaafställe und deren Einrichtung vortrefflich, alle Wege und was sich sonst darzu eignet, mit Obstbäumen bepflanzt, und überhaupt alles in einem Zustande, der jeden aufs gefälligste ansprechen muß.

Ehe wir weiter gehen, muß ich Ihnen noch Einiges sagen über manche Gebräuche, die in den meisten sächsischen Schäfereien noch statt finden. Die Schäfer und Knechte haben hier nämlich noch Vorvieh, und heißen alsdann, weil sie dieses mit wegnehmen und in die Heerden mengen, wohin sie ziehen, Menger. Es ist über die Unbequemlichkeit und den Nachtheil, den diese Einrichtung für den Besitzer unvermeidlich herbeiführt, schon so viel gesagt und geschrieben worden, daß ich es für überflüssig halte, auch etwas darüber zu sagen. — In den Gräflich Breslerschen Schäfereien ist dieser Gebrauch auch noch, nur am Orte Lauske selbst

nicht. Denn da hat der Schäfer den Rein-Ertrag von 50 Schaafen, ohne weitere Tantième oder Lohn, sein Deputat ausgenommen. — Bei den hiesigen Mengern fand ich aber nicht, was mir in andern Schäfereien weiterhin oft aufstieß, nämlich, daß sie die feinsten und besten Schaafe hatten; denn hier waren es eher die schlechtesten, wenigstens würde ich sie erst nach den herrschaftlichen gewählt haben.

Von hier aus gegen Bautzen ist der Boden sehr ungleich, und es wechselt der schönste Weitzenboden oft in einer kleinen Entfernung mit geringem Haferlande. Die Agrikultur fand ich nirgends gerade ausgezeichnet, ob sie gleich auch nicht auf der niedrigsten Stufe steht. Kleebau wird schon ziemlich stark betrieben, dagegen fand ich nicht allein hier, sondern auch in dem ganzen Theile der Lausnitz, den ich durchreiste, die Wiesen in hohem Grade vernachläßigt. Es ist auffallend, daß dieser so wesentliche Theil des Landbaues überall noch so wenig berücksichtigt wird, und daß gerade die Wiesen der Theil der Ländereien sind, von denen man einzig und allein nur immer nehmen will, ohne auch nur im mindesten daran zu denken, ihnen etwas wieder zu geben. Hier sind nun noch die Hütungsservitute Ursach, daß man es nicht der Mühe werth hält, etwas für die Wiesen zu thun, da sie an den meisten Orten bis zum Anfange, auch wohl bis gegen die Mitte des Mai beweidet werden.

In der Nähe von Bautzen ist der Boden ein sehr fruchtbarer, der sich bis gegen Camenz und drüber hinaus erstreckt. Er trägt sehr lohnenden Weitzen, und wird auch hier und da zum Anbau von Handelsgewächsen, als Rübsen ꝛc. benutzt.

Weniger gut ist er zwischen hier und Dresden, und er wechselt hier schon weit mehr.

Zwischen Dresden und Meißen wird ein nicht viel mehr als mittelmäßiger Boden durch regen Fleiß in einen sehr tragbaren verwandelt. Man benutzt ihn fortwährend, und ersetzt durch reichliche Düngung immer wieder, was man ihm abnimmt. Ohne systematischen Fruchtwechsel haben die kleinern Grundbesitzer doch einen ziemlich zweckmäßigen. Kartoffeln, Kohl, Getreidefrüchte und Klee wechselt man auf dem Boden, je nachdem das Bedürfniß es heischt, oder der Vortheil es anräth. Dabei haben sie fast stets reiche Erndten, und die Felder prangen vor allen in der entfernteren Gegend. Freilich wird hier der Landbau durch das sehr milde Klima und den leichten Absatz der Produkte ungemein begünstigt, abe dennoch können die hiesigen Felder einen Beweis dafür abgeben, was ein, der Oertlichkeit mit Verstande angepaßter Fruchtwechsel für den Boden und Bebauer für Vortheile bringe, und wie günstig er für den ganzen Zustand der Landwirthschaft wirke. Der Weinbau ist hier auch eine nicht unbedeutende Sache, und das Mißrathen des Weins

gehört schon zu den Hauptkalamitäten der Gegend. In derselben sind auch viele ausgezeichnete Schaafheerden, und besonders wurden mir die von Siebeneichen und Bozdorf gerühmt. Nur Schade, daß mich die Eil meiner Reise hinderte, sie zu sehen.

Man weicht hier in der Ackerbestellung von der in der Lausnitz in sofern ab, daß man hier in breite Beete, bis zu 30 Furchen pflügt, wogegen man dort nur Beete von 6 — 8 Furchen macht. Der hiesige gleichmäßigere Boden, der überdies eine nur mäßig anhaltende, oft aber auch eine durchlassende Unterlage hat, ist wohl die Ursach, daß man es zweckmäßiger findet, nicht so viel Acker auf die Menge Furchen, die bei schmalen Beeten vorkommen, zu verschwenden.

Von Meißen weiter westlich, und besonders etwas gegen Süden, geht ein sehr fruchtbarer Boden an, den man in die Reihe der vorzüglich guten Bodenarten stellen kann. Besonders gilt dies von der Gegend von Lommatsch. Hier ist der gesegnetste Strich von Sachsen, und das Haupt-Weitzenland desselben. Die Güte des Bodens zeigt sich auch an den Wohnungen so gut, als an den Einwohnern selbst, und man kann die Gegend dem Hauptcharakter nach mit der von Jauer in Schlesien vergleichen. Fruchtwechselwirthschaften sind jedoch hier noch höchst selten, und man behält die Dreifelderwirthschaft fast allenthalben bei. Man nennt dies

Dreiartig wirthschaften. Es ist überhaupt eine Bemerkung, die sich mir durch ganz Sachsen aufdrang, daß man nicht gern das alte einmal Eingeübte ändert, und es so lange als möglich dabei läßt. Es kann dies seine großen Vortheile haben, aber man kann doch auch zu seinem größten Schaden hierin zu weit gehen.

In der Nähe von Oschatz kommen wir nach Zeschau, dem Amtshauptmann Herrn von Boblick gehörig. An ihm finden wir einen Mann, der mit dem größten Eifer und Verstande den Landbau betreibt. Dies beweist zuerst die ganze innere Einrichtung seiner Wirthschaft. Seine Viehbestände sind von der besten Art. Die Schaafheerde steht auf einer hohen Stufe der Feinheit, und stammt meist von dem eine Meile von hier liegenden Mockritz ab, wo eine der frühesten Merino-Heerden gegründet ward. Deshalb ist auch wahre Originalität in ihr nicht zu verkennen, auch hat die Wolle eine große Ausgeglichenheit und einen schon ziemlich constanten Charakter. Sie ist dem größten Theile nach zu der kurzgestapelten, oder gedrängt wolligen Escurial-Raße zu zählen, und bedarf nur der Aufmerksamkeit von wenigen Jahren, um hierin ganz constant zu werden.

Herr v. B. hat, wie hier überall, Dreifelder-Wirthschaft, jedoch mit starker Benutzung der Brache. Er baut bedeutende Flächen mit Klee, Kartof-

feln und Kohl. Auch betreibt er den Rapsbau nicht unbedeutend. Das hiesige Land ist hüglicht, der Boden also nicht überall gleich. Die Hügel bestehen zum Theil aus Thonschiefer, hie und da auch aus einer Menge Kiesgerölle. Im Ganzen ist der Boden tragbar, und bei der guten Kultur und starken Düngung, in welcher ihn Hr. v. B. erhält, sind seine Erndten sehr lohnend. Letztere vermehrt er besonders durch die Menge Schlamm, welche er alljährlich aus den hier befindlichen Teichen fahren läßt. Da er nun außerdem keine unbedeutenden Wiesenflächen hat, so nehmen Sie leicht ab, daß bei der Aufmerksamkeit und dem Fleiße, womit er wirthschaftet, seine Wirthschaft das Muster einer guten ist, in der man Freude in allen Theilen sehen muß.

Was aber hier nicht allein, sondern auch in ganz Sachsen, bei dem jetzigen niedrigen Standpunkte aller ländlichen Erzeugnisse die Führung einer Landwirthschaft ungemein erschwert und lästig macht, das ist der über alles Verhältniß hochstehende Gesinde- und Arbeitslohn. Denn es bekommt ein Knecht jährlich 30—40 Rthl. auch wohl noch darüber Lohn, und außerdem noch eine Menge Nebensachen, als Leinwand, Kartoffelbeete ꝛc. Vergleichen Sie dies mit dem, was ein solcher jetzt in Schlesien bekommt, wo es schon zu den unerhörten Fällen gehört, wenn man ihm 30 Rthl. giebt, und wo er dann sonst nichts weiter hat, so steht dieser

Lohn in Sachsen jetzt freilich unverhältnißmäßig hoch, zumal da die Getreidepreise jetzt dort eher niedriger, als höher wie bei uns sind. Der Lohn einer Magd steht dann in Verhältniß mit dem des Knechts. Dienstzwang findet eigentlich nicht statt, nur aber hat die Herrschaft das erste Recht an diejenigen Kinder der Dorf-Insassen, welche die Eltern als Dienstbothen vermiethen wollen, und also zu ihren eigenen Geschäften nicht nöthig haben. Dabei bekommen sie aber denselben Lohn, den das fremde Gesinde hat.

Dicht bei Oschatz finden wir eine große Ueppigkeit in den Feldfrüchten. Eine Folge der starken Düngung, die durch den aus der Stadt gefahrenen Dünger vermehrt wird. Wo man diese Aushülfe hat, da ist es freilich nicht so nothwendig, in seiner Wirthschafts-Einrichtung immer hauptsächlich darauf zu sehen, daß es einem nie an diesem Haupthebel der ganzen Wirthschaft fehle, was man bei der Fruchtwechselwirthschaft am besten erreicht. Wie wesentlich man aber durch eine mögliche so starke Düngung einen Boden verbessere, das beweisen alle Aecker in der Nähe von großen Städten; aber eben so sehr auch die, wo man schon seit längerer Zeit Fruchtwechselwirthschaft eingeführt hat.

In Oschatz folgen Sie mir in die zwar kleine, aber nichts desto weniger sehr ausgezeichnete Schäferei des Herrn Gadegast. Da dieser mit großem

Enthusiasmus für die Sache, auch sehr richtige Ansichten vereinigt, so hat er es schon zu einer großen Vollkommenheit gebracht. Seine Heerde ist ohne Tadel gut gehalten, und unter allen sächsischen Heerden, die ich sah, Rochsburg ausgenommen, am stärksten gefüttert. Der größte Theil derselben gehört zu der lang gestapelten oder gedehnt wolligen Escurial-Raße; ob ich gleich eine Menge Individuen sah, die wieder mehr zu dem Gedrängtwolligen neigten. Die Wolle hat übrigens schon einen hohen Feinheitsgrad und weicht hierin im Ganzen wenig an den einzelnen Thieren von einander ab.

Der Kleebau wird in der hiesigen Gegend sehr stark betrieben, und da man den Gips zu entfernt, mithin zu theuer hätte, so dedient man sich statt seiner zur Düngung der Abfälle von den Salinen aus Schönebeck, die unter dem Namen von Düngesalz hier allgemein bekannt sind, und viel verbraucht werden. Die Wirkungen derselben setzen diejenigen, welche hierüber komparative Versuche gemacht haben, denen des Gipses wenig nach.

Vier und vierzigster Brief.

Ehe wir die hiesige Gegend verlassen, mache ich noch im Allgemeinen die Bemerkung, daß in Sachsen die Schaafzucht nicht blos bei den Dominien auf einer so hohen Stufe steht, sondern daß es auch sehr viele Dörfer giebt, wo die Bauern für

die Wolle ihrer Schaafe 28—36 Rthl. für den Stein bekommen. Diese Allgemeinheit der feinen und guten Wolle ist denn auch wohl hauptsächlich der Grund von dem so allgemeinen Rufe der sächsischen Wolle, und diese ist es denn auch, wodurch Sachsen sich noch immer auszeichnen wird, wenn auch andere Provinzen in einzelnen Schuren dasselbe erreicht oder auch wohl übertroffen haben werden.

Wenn man hier nach der Ausgiebigkeit der Schur frägt, und man bekommt zur Antwort, man scheere auf 8 bis 10, so heißt das nicht, wie wir Schlesier es gewöhnlich verstehen, daß man 8 bis 10 Stein von hundert Schaafen schiert; sondern daß man zu einem Stein Wolle 8 bis 10 Schaafe brauche. Ein Mißverstehen hierin ist es denn auch wohl oft gewesen, wenn man bisweilen behauptet hat, daß manche von den hochfeinen sächsischen Schäfereien nur 8 Stein Wolle von hundert Schaafen geben.

Von hier wenden wir uns nach Dahlen. Dem Rufe nach gehört die hiesige Schäferei zu den besten in Sachsen. — Es kommt mir nicht zu, diesen Ruf bestätigen oder herabsetzen zu wollen. Aber doch will ich Ihnen getreulich berichten, was ich hier sah.

Der Hauptcharakter der hiesigen Heerde ist die gedehnte oder langgestapelte Wolle, und ich habe immer wenigstens zwei Thiere von diesem Charakter in den Händen gehabt, ehe mir eins mit kurz-

gestapelter oder eins, was zwischen beiden in der Mitte stand, vorkam. Deshalb aber ist sie doch entfernt von Fladdrigkeit und noch mehr vom Gezwirnten. Mehrere Wollproben, die ich aus dieser Heerde vor mir habe, bestätigen dies. Im Feinheitsgrade steht sie wohl so hoch, als irgend eine, aber dennoch bin ich der Meinung, daß es nicht allzuleicht, auch in nicht ganz kurzer Zeit möglich seyn dürfte, einen ganz constanten Wollcharakter der einen oder andere Art in ihr zu erreichen.

Unter den bereits verkauften Märzen sah ich sehr vorzügliche Thiere, d. h. in Beziehung auf Wolle, um so mehr mußte es mich daher befremden, daß Herr Rudolph André, der hier mehrere gekauft, manche von den vorzüglichsten grade nicht gewählt hatte. Er soll zwar, wie ich vernahm, ganz besonders die Absicht gehabt haben, Thiere zu kaufen, die von dem Fehler der barschen und filzigen Wolle am allerentferntesten sind, und dies soll seine Wahl denn hauptsächlich geleitet haben. Jedoch kann ich mich nicht enthalten, zu bemerken, daß er sein sich hierin gestecktes Ziel wohl nicht auf die schnellste Weise erreichen dürfte. Einer der größten Wollkenner in Leipzig, dem ich Wollproben von diesen Thieren zeigte, theilte mit mir dieselbe Meinung. Diese erkauften Schaafe haben nämlich eine sehr schlichte, mit flachen Bogen gestaltete Wolle. Die Stapel sind spitz, lang und hängend. Was mir

aber besonders auffiel, war dies, daß mehrere darunter in den Wollhaaren unter einander nicht ausgeglichen waren, was die Bildung der einzelnen kleinen Stapel deutlich genug zeigte, und was man mit bloßem Auge, wenn es scharf ist, gar leicht bemerken kann. Schaafe mit solchem Wollcharakter mit Negretti's gekreuzt, können aber nach meinem Dafürhalten nur im allerglücklichsten Falle ein günstiges Resultat geben. Und dies glaube ich um so mehr, wenn man zu dieser Kreutzung kurz- oder gedrängtwollige Negrettis anwendet. Auch habe ich hierüber schon ziemlich feste Ueberzeugung, da mir ähnliche Versuche bekannt sind, wo das Ergebniß nicht zur sonderlichen Zufriedenheit ausgefallen war. Es giebt dies in der Regel eine Nachzucht mit verworren gewachsener Wolle, deren Stapel ungleiche Bildung und selbst die Haare bei ungleicher Stärke oft auch ungleiche Länge haben. Wie unvortheilhaft sich aber eine solche Wolle zu ganz feinen Fabricaten arbeite, wird daraus klar, wenn man bedenkt, daß die einzelnen Haare derselben nicht allein ungleiche Stärke, sondern auch ungleiche Dehnbarkeit haben, mithin einen höchst ungleichen Faden geben müssen.

Im Orte Dahlen haben die Ackerbürger Schaafe, deren Wolle schon einen bedeutenden Feinheitsgrad hat, wozu sie besonders durch Böcke aus der herrschaftlichen Heerde gelangt sind. Aber hier, so

wie in so vielen Gegenden Sachsens sind die gegenseitigen Servitute, besonders bei der Hütung drükkend, und eine Menge Land, was viel vortheilhafter benutzt werden könnte, bleibt als Hütung liegen, die deshalb, weil nie etwas an ihr gethan wird, voller Hügel und Gruben ist, und also eine sehr geringe, oft auch ungesunde Weide giebt. Auch beschränkt man sich gegenseitig in der Zahl der Schaafe, die man halten darf.

Es ist wohl gewiß vorauszusehen, daß dergleichen Observanzen für die Folge nicht mehr von langer Dauer seyn können, da sie sowohl dem Geiste als allen bürgerlichen Verhältnissen der jetzigen Zeit so sehr entgegenstehen.

Der Boden in hiesiger Gegend gehört zu einer guten Mittelklasse, und hat eine stark anhaltende Unterlage. Dies ist auch der Fall in Börln. Es mußte mich daher um so mehr befremden, da mir der hiesige Pächter die Erfahrung mittheilte, die er seit einer Reihe von Jahren hier gemacht hätte, daß der rothe Klee wenig lohne; indem er zwar im Frühjahre freudig wüchse, dann aber, wenn er, wie man sagt, erst recht auseinander gehen sollte, eher ab- als zunähme. Es kann dies aber wahrscheinlich nur von den Feldern gelten, wo die Unterlage nicht anhaltend ist, deren es hier auch eine Menge giebt. Und ich bin versucht zu glauben, daß man aus Unmuth über das Mißrathen des Klees auf

einigen Aeckern, dies von der ganzen Feldmark aussagte. Wäre dies aber nicht, so würde es ein neuer Beweis seyn, wie vorsichtig man seyn muß, einen Boden, den man nicht ganz genau kennt, beurtheilen zu wollen, da äußere Kennzeichen nicht allemal einen ganz sichern Schluß machen lassen. Was mich aber für die erste Meinung bestimmt, ist das üppige Wachsthum des weißen Klees auf den hiesigen Feldern. Dies ist so groß, daß man ihn nicht gern in die Brache zur Weide für die Schaafe säet, weil man, wie mir versichert ward, ihn nicht wieder los werden könne, indem er sich nachher auf den Aeckern wie Unkraut hege. Ein Boden aber, der für den weißen Klee so höchst günstig ist, trägt in der Regel auch den rothen gut, und es ist mir dessen noch keiner vorgekommen, der unter diesen Umständen nicht wenigstens einen sehr guten Mittelklee getragen hätte. — Sonderbar wäre es aber doch, aus dem Grunde, weil man den weißen Klee nicht mehr los zu werden fürchtet, diese schöne Weide aufgeben, und sich lieber mit einer magern, und auf Boden, wie der hiesige, oft sehr ungesunden begnügen zu wollen. Denn bricht man nur eine solche weiße Kleeweide zur rechten Zeit um, so daß kein Klee zur Reife kommt, und begünstigt die Witterung nur einigermaßen die Ackerbestellung, so ist es wohl ein höchst seltener Fall, daß sich der weiße Klee im andern Jahre wieder einfindet.

Die Schaafheerde in Börln gehört mit zu den vorzüglichsten in Sachsen, steht auch, was den Feinheitsgrad ihrer Wolle anbelangt, auf einer hohen Stufe. In Ansehung des Wollcharakters aber dürfte es schwer werden zu bestimmen, welcher Klasse sie näher stünde, nämlich der gedrängt- oder der gedehntwolligen. Denn was ich davon sah, neigte sich auf gleiche Weise zu beiden Klassen. Es hatte sich aber auch eine Mittelklasse daraus gebildet, die sich sehr vortheilhaft darstellte und zu feinen Fabrikaten mancherlei Art wohl sehr passend seyn dürfte. Ich sah freilich auch Thiere, die ich nicht für fehlerfrei erklärt haben würde, und die eine unregelmäßig gewachsene, unter sich selbst in der Stärke des Haares sehr verschiedene Wolle trugen. Aber dies findet man auch in den vollkommensten Heerden, und zwar in denen am meisten, wo noch kein ganz konstanter Charakter der einen oder der andern Art Wolle vorherrschend ist. Ein Wink der Natur für jeden intelligenten Schaafzüchter, nur nach der Vollendung des einen oder des andern zu streben, um das höchste Ziel zu erreichen.

Hier in Börln haben die Hütungsobservanzen unter andern noch das ausgesucht Lästige, daß auf der einen Feldmark kein anderes, als Muttervieh geweidet werden darf, während auf der andern nur Hammel gehen dürfen. Sagt nun auch die Weide den Schaafen gerade umgekehrt zu, so darf man

dem Vortheile der Heerde gemäß nicht wechseln, und man würde, wollte man dies thun, nur seine Gerechtsame verlieren. In der That sinnreich gesuchte Fesseln, die man sich gegenseitig anlegt. —

Von hier hinüber gegen Wurzen sah ich unterweges noch ein paar Heerden, die ich zwar nicht für die einzigen guten in der Gegend ausgeben will, weil ich nur sie sah, die aber, ob sie gleich noch keinen so ausgebreiteten Ruf haben, dennoch auf einer gar nicht niedrigen Stufe zu stehen scheinen. Ich meine die von Tschorna und Rötsch. Erstere traf ich am Wege weidend, und fand sie schon dem äußern Ansehen nach ziemlich ausgeglichen. Dies bestätigte sich den auch an den Thieren, die ich mir greifen ließ. Ein schon recht hoher Grad von Feinheit und ein sehr regelmäßiger Wollwuchs war es, der die meisten auszeichnete, und gab es auch noch Exemplare, die dies in weniger hohem Grade hatten, so war doch im Ganzen der große Fleiß, der seit einiger Zeit auf diese Heerde verwandt worden seyn soll, gar nicht zu verkennen. Hohe Feinheit und übrige Fehlerlosigkeit der Wolle war hier unverkennbar als vorgesteckes Ziel zu bemerken.

Dasselbe gilt auch von der zweiten oben erwähnten Heerde, nämlich von der in Rötsch bei Wurzen. Sie ist diesem Ziele schon etwas näher gerückt, als die von Tschorna, besonders da sie auch schon älter seyn soll. Die Wolle der letztern neigt

mehr zu der langgestapelten, so wie ich in der ersten mehr gedrängtwollige Thiere sah.

Nach meinem Erachten darf man diesen beiden Heerden nur den guten Fortgang wünschen, den sie bis jetzt gehabt haben, und sie werden sehr bald in die Reihe der ersten treten. Nur müßte jetzt freilich, da einmal ein bedeutender Feinheitsgrad in ihnen da ist, auch hauptsächlich darauf gesehen werden, einen gleichmäßigen Wollcharakter in denselben zu erlangen.

Es giebt nämlich nach meinen Ansichten und Erfahrungen in der höhern Schaafzucht drei Stufen, wenn ich mich so ausdrücken darf, die man am leichtesten erreicht, wenn man jedesmal klar genug einsieht, auf welcher man mit seiner Heerde ist; wogegen man aber auch oft entweder auf einer stehen bleibt, oder wohl gar auf die vorhergehende zurückkommt, wenn man glaubt, es bedürfe, wenn man die eine erreicht hat, nur ein gleichmäßiges Verfahren mit dem frühern, um auf die andere zu kommen. Wenn ich Ihnen die Stufen selbst nenne, so wird Ihnen die Sache klar werden.

Die erste ist: Verfeinerung der Wolle. Man erreicht sie durch ausgezeichnete Böcke sehr schnell, und es sind mir mehrere Beispiele vorgekommen, wo sich Heerden durch dieselben in zwei bis drei Jahren um mehr als 30 — 40 p. C. in ihrem Feinheitsgrade gehoben hatten. Hieraus leuchtet Ihnen

nun

nun sehr bald ein, welch einen hohen Werth da ein vorzüglicher Bock haben müsse, und wie man diesen nicht leicht zu theuer, dagegen aber auch ein mittelmäßiges, oder vielleicht noch weniger als solches Thier immer noch zu theuer kaufen kann, wenn auch der dafür bezahlte Preis noch so geringe ist.

Die zweite Stufe ist: Ausgeglichenheit des Feinheitsgrades der Wolle in der ganzen Heerde. Sie erlangt man am schnellsten durch eine richtige Klassificirung der Heerden, wo dann das Ausmärzen von unten herauf, bei übrigens gesundem Stande der Heerde und immer gleicher Wahl von vorzüglichen Stöhren, die ziemlich gleiche Feinheit der Thiere in derselben in nicht gar langer Zeit erreichen läßt.

Da ich eine solche Classifikation mehrerer Heerden auf den Wunsch der Besitzer derselben besorgt habe, so lasse ich mich über dieselbe etwas weiter aus. Meist nennt man sie eine Sortirung, was aber deshalb nicht der beste Ausdruck ist, weil er leicht zu Mißverständnissen führen kann, indem man es mit einer Wollsortirung verwechselt. Da nun aber Wollhändler sowohl als Fabrikanten eine solche Sortirung nicht wünschen, auch wohl nicht wünschen können, weil bei verschiedenem Wollcharakter, selbst bei glücklich getroffenem ganz gleichem Feinheitsgrade, dennoch die Sortimente nicht so ausfallen kön-

nen, wie sie dieselben zu ihren verschiedenen Zwecken brauchen; überdies auch ein Zerreißen des Vließes bei der Verpackung nothwendig wird, so hat dies manche Schaafzüchter von der für den glücklichen Fortgang ihrer Schäferei zum Grade der hohen Feinheit so heilsamen Classificirung abgehalten; und es sind Heerden, die schon weit vorgerückt waren, in Jahrzehenden nicht allein nicht weiter, sondern eher zurückgegangen. Ein unrichtig gebrauchter, von den Käufern daher mißverstandener Ausdruck, ist es also lediglich, wenn letztere das Sortiren der Schaafe abriethen, weil sie immer darunter ein Sortiren der Wolle verstanden. Sehr verständige und die Sache im Großen treibende Wollhändler sind hierüber auch ganz mit mir einverstanden. Wird dagegen das Klassificiren einer Heerde mit der gehörigen Kenntniß und mit einem sichern Blicke vollzogen, so kommt dieselbe dadurch in drei Jahren weiter, als sonst in zehn, und das Vorwärtsschreiten ist sicher und für den Besitzer derselben höchst angenehm, weil er den Standpunkt, auf welchem er mit seiner Heerde steht, theils selbst sehr genau kennt, theils auch mit andern, die auf gleiche Weise behandelt werden, vergleichen kann. Auch entsteht für die Käufer solcher Schuren der große Gewinn, daß sie nicht ein solches Gemisch finden, wie dies bei so vielen Wollen der Fall ist, wodurch der ganze Handel eine Art Lotto wird,

dessen Gewinn oder Verlust erst klar wird, wenn die Sortirung derselben geschehen ist.

Doch es ist Zeit, daß ich Ihnen die dritte Stufe der höhern Schaafzucht nenne. Sie ist: gleichmäßige Beschaffenheit der Wolle, bei gleicher Feinheit oder constanter Charakter. Denn, wenn eine Heerde auch die zweite Stufe vollkommen erreicht hat, d. h. wenn der Feinheitsgrad in derselben wenig abweicht, so kann doch diese Wolle so verschiedenartig seyn, daß sie sich keineswegs zu einerlei Verbrauch eignet. Für den Fabrikanten ist dies denn eine große Unbequemlichkeit, und er kann sie bei weitem nicht so vortheilhaft nützen, als er dies bei vollkommener Gleichmäßigkeit im Stande wäre. Mithin kann er sie denn auch nicht so theuer bezahlen. Weniger hindert eine solche Ungleichmäßigkeit dem Wollhändler. Denn er kann durch Sortirung diesen Nachtheil heben, und es kommt sodann jede Art in die rechten Hände. Da nun aber hierzu erst Zwischenhandel und mehrere Arbeit unvermeidlich wird, so sehen Sie leicht ein, daß solche Schuren, bei ganz gleichem Feinheitsgrade gegen gleichmäßige, dennoch einen geringern Preis haben müssen, und deshalb den Schaafzüchter zum Uebergange auf die dritte Stufe anfeuern.

Habe ich nun aber durch eine richtige Classification meiner Heerde schnell die zweite Stufe erreicht, so wird es mir auch nicht schwer werden,

auf die dritte zu kommen. Um aber dahin zu gelangen, muß ich dann zweierlei im Auge behalten. Einmal, welche Art Wolle der Masse und dem Werthe nach am höchsten rentirt, und zweitens, zu welcher meine Heerde am meisten neigt. Um das erste richtig inne zu werden, muß man sich nun freilich durch einzelne Käufer nicht irren lassen, sondern vielmehr auf die Allgemeinheit des Begehrs achten. Das zweite giebt der Augenschein. Es kann freilich eines dem andern widerstreiten, d. h. ich kann die Mehrheit von der Wolle in meiner Heerde haben, die gerade nicht die gesuchteste ist. Ist aber diese Mehrheit nur nicht allzuüberwiegend, so wird es dennoch möglich, diese allmählig herauszuschaffen, und die mehr Gesuchte zu begünstigen. Dies erreicht man dann ganz besonders durch verständige Wahl der Böcke. Mich aber hierüber so weitläuftig auszulassen, wie ich es nach meinen gesammelten Erfahrungen wohl könnte, würde mich hier zu weit führen. Ich verspare mir es deshalb, und theile Ihnen gelegentlich manches darüber mit.

Einen einmal herrschenden Wollcharakter aber schnell herausbringen zu wollen, würde ein in jedem Falle mißglückendes Unternehmen seyn, und ein langes Schwanken herbeiführen; wie diejenigen, welche dies versuchten, hinlänglich erfahren haben. Besonders war dies aber da der Fall, wo man durch die Wahl der Extreme bei Bock und Mutter das

Ziel am schnellsten und sichersten zu erreichen hoffte. Eine verworren gewachsene Wolle, wo, wollte man die einzelnen Haare eines Stapels herausblasen, man aus diesen mehrere Sortimente machen könnte, wird häufig das Erzeugniß einer solchen Nachkommenschaft. Welchen Werth aber eine solche Wolle habe, ist Ihnen bekannt.

Folgen Sie mir nun über Wurzen hinaus auf das linke Ufer der Mulde. Der Boden ist hier zunächst etwas sandig, und von geringerer Beschaffenheit als auf dem rechten Ufer, ob er gleich weiterhin wieder besser wird, und besonders in der Nähe von Leipzig meistentheils zu dem guten zu zählen ist.

Hier finden wir in einer zwar nicht ausgezeichnet großen, aber mit sehr vielem Verstande und Fleiße geführten Wirthschaft ungemein viel, was uns auf die freundlichste Weise anspricht. Es ist dies in Schmölln, dicht am Ufer der Mulde. Der Kreishauptmann, Herr v. Nitzschwitz, hat hier in Zeit von wenigen Jahren bewiesen, was aus einem, im Rufe sowohl, als in allen Theilen der Wirklichkeit verfallenen Gute zu machen sey, wenn man nur, neben pekuniärer Abhülfe, den Verstand und den guten Willen dazu hat. Gehen wir zuerst an dem Ufer des Flusses herauf, so gehört dasselbe so weit, als es in der musterhaftesten Ordnung, durch eine Menge hier geführter Bauten, erhalten ist, nach Schmölln. Und dennoch war es diese Parthie ge-

rade, die früher abschreckte, und wobei alljährlich eine Menge Land weg, und den untern oder gegenüberliegenden Nachbarn zugeschwemmt ward. Die Mittel zur Abhülfe des Uebels lagen nahe, aber die Intelligenz des jetzigen Besitzers fand sie auch schnell, und wandte sie auf die vortheilhafteste Weise an. Steinbrüche nicht weit vom Ufer boten durch die Menge abfallendes Gerölle viel hierzu an. Wer überhaupt Aehnliches, und zwar mit dem geringsten Kosten-Aufwande, ausführen will, der kann dahin gehen und sich belehren.

Die Aecker der hiesigen Feldmark sind in der besten Kultur, und der Stand der Saaten verrieth die Kraft, in welche sie Herr v. N. versetzt hat. Auch bewies mir derselbe aus seinen Rechnungen, daß seine Erndten jetzt meist doppelt so reich sind, als die frühern. Allenthalben an Rainen und Wegen und sonst unbenutzten Plätzen, hat derselbe eine Menge Obstbäume gesetzt, die den besten Fortgang haben. Den Futterbau betreibt er sehr ausgebreitet, daher denn auch sein Vieh beim Anblicke nur Freude gewähren kann. Die Sommerung bringt er, da der Boden mehr leicht als schwer ist, mit dem Ruhrhacken unter, und rühmt den Erfolg dieses Verfahrens sehr. Es ist dasselbe, was ich Ihnen in meinen früheren Briefen bei Jauer und Striegau in Schlesien bemerkte.

Die hiesige Schaafheerde stammt zum Theil

von der von Mockritz, aber nicht unmittelbar, ab, sondern erst durch Königsfeld, wohin wir später noch kommen werden. Bei letzterer wurden früher auch Böcke von Rochsburg gebraucht. Jetzt aber wird mehr Inzucht mit eigenen Böcken betrieben.

Die Berechnung von allem, was die vielen Verbesserungen, die Hr. v. N. in Schmölln schon gemacht hat, gekostet haben, legte mir derselbe mit der größten Offenheit vor, und wenn sie auch nicht gerade gering sind, so ist doch der durch dieselben gesteigerte Werth des Gutes wohl doppelt so hoch.

Da wir in Königsfeld uns über die rege Wirksamkeit dieses ausgezeichneten Landwirthes noch einmal freuen werden, so verlassen wir denselben jetzt.

Fünf und vierzigster Brief.

Ich führe Sie nun nach Machern. Hier ist es einzig und allein die Schaafheerde, welcher wir unsre Aufmerksamkeit widmen. Sie hat die von mir oben angegebene dritte Stufe fast ganz erreicht. Der darin beinah vollendete constante Charakter ist der gedrängtwollige. Zwar giebt es noch einzelne Individuen, die sich zu der gedehntwolligen Art neigen, aber eins, was entschieden dazu gehörte, habe ich nicht gesehen. Deshalb ist auch ihr äußerer Anblick schon hinlänglich, sich von ihrer Gleichmäßigkeit zu überzeugen. Der Feinheitsgrad ist in dieser Heerde bis zu einer nicht sehr gewöhnlichen Höhe

gestiegen, und ich habe Thiere in den Händen gehabt, die nichts zu wünschen übrig ließen, und die mit den vorzüglichen der Mögliner Heerde in die Schranken treten konnten. Besonders erfüllen die eigenen Sprungböcke alle Forderungen, die man an Thiere dieser Art nur machen kann. Durch die richtige Wahl derselben beweist denn Herr Schnettger auch, daß er das Ziel richtig aufgefaßt hat, wornach der verständige Schaafzüchter streben muß. Sein Emporsteigen zum Vollkommensten ist auch ein anspornendes Beispiel für alle, denen es, so wie ihm, wahrer Ernst ist, Heerden zu bilden, die für Wollerzeuger so gut als Wollverbraucher einen freudigen Anblick geben.

Da ich Ihnen aber gesagt habe, daß die hiesige Heerde in der Gedrängtwolligkeit beinah constant sey, so sage ich Ihnen hier noch einiges in Beziehung auf den Aufsatz des Herrn Staatsraths Thaer: „Ueber die Abarten der Merinos," der im vorigen Hefte dieser Annalen steht. Dort heißt es Seite 429. 30. Der Stapel dieser Merinos werde bei starker Fütterung und guter Haltung nicht leicht über 1½ Zoll, wogegen er bei schwacher Fütterung und schwächern Thieren unter 1 Zoll bleibe. Ich gestehe: daß ich nicht weiß, wie ich dies zu verstehen habe, da ich aus der Heerde von Machern 8 durch mich selbst abgenommene Proben, von ganz gedrängtwolligen Thieren vor mir habe, wovon auch nicht

eine einzige unter 1½ Zoll mißt. Dies nämlich im natürlichen unausgespannten Zustande. Dagegen sind einige darunter, die 2 und nahe an 2½ Zoll messen. Abgenommen habe ich sie am 7ten April, also noch einen Monat vor der Schur, mithin müssen sie völlig ausgewachsen noch um $\frac{1}{12}$ länger seyn. Zur noch mehrern Bestätigung vergleiche ich mit denselben mehrere Wollproben, die ich persönlich durch die Güte des Herrn Staatsraths aus der Mögliner Heerde erhielt, und die im Hauptcharakter denen von Machern so ähnlich sind, daß es nicht schwer wäre, sie für aus einer Heerde entnommen zu halten. Diese letztern messen fast alle über 2 Zoll.

Was mir aber eben so wenig klar ist, das ist die Bestimmung der Stapel-Länge bei den gedehntwolligen Escurials. Von diesen habe ich eine Menge Proben theils aus sächsischen, theils aus schlesischen Heerden vor mir, wovon keine Einzige unter 2½ Zoll mißt. Die eine aus Rochsburg von einem zweijährigen Lieblingsbocke des Herrn Grafen von Schönburg von mir selbst abgenommen, mißt 3½ Zoll, und dennoch kann man sie nicht überfüttert nennen. Eine andere Probe aus derselben Heerde, die zwischen lang und kurzgestapelter Wolle in der Mitte steht, hält 2¾ Zoll. Diese Proben sind aber nicht etwa vom Halse oder den Lenden, wo die Wolle am längsten ist; sondern da abgenommen,

wo sie gerade das Mittel des ganzen Vließes hält, nämlich eine Spanne vor dem Kreutze und eine halbe Spanne unter dem Rückgrade.

Kürzer fällt in der Regel die Negretti-Wolle aus. Denn da messen die aus schlesischen und österreichischen Heerden von mir abgenommenen Proben der gedrängtwolligen Art im ausgewachsenen Zustande nur $1\frac{1}{4}$ und die längsten 2 Zoll. Dagegen aber die langwolligen 2—3 Zoll, auch noch drüber. Uebrigens hat unser nie genug zu verehrender Vater Thaer durch die Scheidung der gedrängt- und gedehntwolligen Merinos eine Leuchte aufgesteckt, die manchem aus dem Dunkel helfen wird, in welchem er zeither noch tappte.

Ueber das charakteristische der gedrängten oder kurzen Electoral-Wolle bemerke ich Ihnen aber noch dieses, daß die Bogen derselben meist von ellyptischer Form sind, und die Höhe derselben sich zu ihrer Sehne wie etwa 2 zu 3 verhält. Bei der gedrängten Negretti-Wolle aber sind sie meist eckig; ja sie wechseln auch in der Länge des Stapels herauf mit ellyptischen, und ihre Höhe ist mit ihrer Sehne fast gleich, bisweilen übertrifft sie dieselbe auch. Dies rührt ohne Zweifel von ihrer mehrern Kraft und der daraus folgenden Barschheit her.

Bei der gedehnten Escurial-Wolle sind die Bogen nicht ganz gleich mit der gedrängtwolligen, und sie nähern sich mehr der Cirkelform. Daher ist

denn auch Verhältniß der Höhe zur Sehne nicht ganz dasselbe, und ich würde es ohngefähr wie 5 zu 7 stellen. Sobald es dieses Verhältniß sichtbar übersteigt, das heißt, sobald die Höhe im Vergleich zur Sehne steigt, bekommt eine solche Wolle die Neigung zum Perlen, und jemehr es zunimmt, zum Zwirnen.

Die Vermuthung des Herrn Staatsrath Thaer, daß Letzteres aus einer quantitativen Vermischung der gedehnt- und gedrängtwolligen Raße entstehe, hat in dieser Hinsicht sehr viel für sich, indem die Ungleichheit der Bogen in den Wollhaaren leicht ein Ineinanderwickeln zur Folge haben könnte. Da man jedoch diesen Fehler in denjenigen Heerden am meisten findet, wo gerade die langgedehnte Wolle vorherrschend ist, und man wenig gedrängtwollige Thiere antrifft: so möchte ich wohl lieber annehmen, daß dieser Fehler aus der Verschiedenheit der Geschmeidigkeit der Haare entstehe, und daß die Paarung mit einem Bocke von spröderer Wolle mit einer Mutter von geschmeidiger oder umgekehrt diesen Fehler am allerleichtesten erzeuge. Daß er von der Mischung spröder mit geschmeidigen Haaren herrühre, scheint mir auch daraus hervorzugehen, daß er sich am allererſten immer auf dem Vorderbuge oder den Schultern des Schaafes einfindet. Und da sind doch allemal die sprödesten Haare am ganzen Körper. Dazu kommt denn noch,

daß die langgedehnte Wolle sich meist in lauter kleine dünne Stapel bildet, und ein Zusammenspringen oder Verwickeln derselben um so leichter wird.

Es gibt aber auch eine andere Art von gezwirnter Wolle, die meist das Mittel zwischen langer und kurzer hält. Diese bildet sich oben in schraubenförmige Windungen, und nimmt die Form von Pfropfenziehern an, weshalb man ihr denn auch diesen Namen beilegt. Diese entsteht nun wohl ohne Zweifel aus einer Mischung der gedehnt- und gedrängtwolligen Escurial-Raße. Untersucht man ihre Haare genau; so findet man auch die Verschiedenartigkeit der beiden Raßen in ihnen; auch wächst ein Theil derselben über die andern empor, und diese Theile sind es hauptsächlich, welche diese Schrauben bilden. Ich habe mehrere Proben vor mir, die das Gesagte wörtlich bestätigen.

Da ich mich einmal etwas weiter über diese verschiedenen Arten der Merino-Wolle ausgesprochen habe, so gebe ich Ihnen auch meine Meinung über den Unterschied der Negretti's und Escurials, in so weit sie sich auf die von mir gesammelten Erfahrungen gründet.

Daß sich diese beiden Raßen sehr scharf trennen, auch meist im Körperbau und dem äußern Ansehen der Wolle schon von weitem unterscheiden lassen, ist eine ausgemachte Sache. Jedoch habe ich eine Menge Erfahrungen gesammelt, die mich

bestimmen, den Satz aufzustellen: daß es möglich seyn muß, durch fortwährende Aufmerksamkeit bei der Inzucht aus Negretti's, Escurials und aus diesen auch Negretti's zu ziehen. Denn ich habe Heerden gesehen, wo niemals andre als Escurial-Böcke bei Escurial-Müttern gebraucht worden waren, und wo dennoch viele Thiere vorkamen, die im Baue des Körpers sowohl, als in der Eigenschaft der Wolle reine Negretti's waren, auch aus einer Negretti-Heerde, wären sie darunter gemischt worden, von einem, der sie vorher nicht kannte, wohl nicht würden wieder herausgefunden worden seyn. Umgekehrt kommen in reinen Negretti-Heerden wieder Thiere vor, die alle Eigenschaften der vollkommensten Escurials haben. Daß ihre Nachzucht wieder in den Negretti-Stamm schlägt, kommt wohl nur daher, weil sie wieder mit Individuen aus diesem gepaart wurde. Aber das ist erwiesen, daß, wo einmal dieser Stamm in einem Individuo hervortritt, er viel leichter weiter verbreitet wird, als umgekehrt, wo sich die Escurial-Roße ausdrückt. Eine kräftigere Natur, die die Negrettis zeigen und haben, ist wohl hiervon die Ursache. Daher denn auch Böcke von diesen nothwendig bei der ersten Veredlung auf Landschaafe vortheilhafter wirken müssen, weil die kräftigere Natur in der Nachzucht schneller hervortreten muß, als bei Escurials. Beide Stämme sind also wohl nur Modificationen einer

Hauptraße, und mein obiger Satz ist deshalb nicht ganz falsch.

Uebrigens geht hieraus hervor, daß es mehr Aufmerksamkeit und Sorgfalt erfordere, einen Stamm von Escurials rein zu erhalten, als einen von Negretti:s. Denn obgleich die Natur dieser Thierart überhaupt vielleicht auf das Kräftige derselben nicht entschieden stärker wirkt, als auf das Zartere, so kommt dann, ist das Kräftigere einmal da, die individuelle Natur desselben dazu, und überwindet leicht die der zartern.

Doch es ist Zeit, daß ich Sie mit meiner weitern Reise bekannt mache.

Nehmen wir nun unsern Weg gegen Leipzig, so fällt es uns vorzüglich auf, daß in einem Boden, wie der hiesige, wo das Ackerland noch dazu einen so hohen Werth hat, allenthalben so breite Grenzraine gelassen werden. Denn die meisten haben die Breite von mehr als 6 Fuß. Um Gras darauf zu erndten, kann man sie aber unmöglich liegen lassen, weil man das Land doch zu Futterkräutern wenigstens dreimal so hoch nützen könnte. Es ist also wohl auch bloße Observanz, deren Abschaffung, wie ich schon angeführt habe, hier allenthalben so schwer zu seyn scheint. Ich kann nicht umhin, Ihnen hierüber eine Bemerkung mitzutheilen, die ich von einem angesehenen und sehr achtungswerthen Manne hörte. Dieser sagte, wenn

dergleichen Mißbräuche, als Vorvieh der Schäfer, lästige Hütungsservitute ꝛc. bei Versammlungen auf Landtagen zur Sprache kommen, so scheint jeder die Nothwendigkeit der Abschaffung derselben zu fühlen, aber dennoch wird nichts darüber beschlossen, und ein jeder wundert sich am Ende, daß es immer wieder beim Alten bleibt.

Merkwürdig für den Schaafzüchter sind die Wollsortirungsanstalten der großen Wollhändler in Leipzig. Denn hier lernt er erst einsehen, wie wichtig und auch zugleich nothwendig eigentlich dieser Zwischenhandel sey, um die Wolle von so vielerlei Art richtig zu ordnen, und dadurch in die rechten Hände zu bringen, und wie verschieden dieses Produkt oft in einem einzigen Vließe sey.

Auf den Fluren östlich und südöstlich von Leipzig sind die Spuren der Verwüstung von 1813 gänzlich verwischt, auch in den Dörfern sind sie nicht mehr zu erkennen. Reger Fleiß und Betriebsamkeit ist überall unverkennbar, und man benutzt den Boden, der nur mittelmäßig, hie und da sehr sandig, und meist mit Steinen übersäet ist, dennoch sehr hoch. Handelsgewächse als Rübsen, Taback ꝛc. werden angebaut; auch ist man auf Viehfutter sehr bedacht, da das Rindvieh in der Nähe der Stadt eine hohe Rente trägt.

Wir eilen nun vorwärts gegen Rochlitz. Eine halbe Meile vor demselben kommen wir nach Kö-

nigsfeld, von dem ich Ihnen schon bei Schmolln sagte. Hier ist das Ganze schon mehr vollendet, da es das Stammgut von Hrn. v. Nitzschwitz ist. Schwer dürfte es seyn, eine größere Ordnung in Hinsicht auf Viehzucht sowohl, als auf Ackerbau aufzufinden.

Der hiesige Boden ist meist ein strenger Thonboden, der eine fast undurchlassende Unterlage hat, und bei Regen gern bald so zerschwimmt und ersäuft, daß es sehr gewagt ist, ihn zu ruhren. Letzteres nennt man in Sachsen allgemein „hacken." Wagt man dies, und es kommen, noch ehe er wieder in Beete gebracht werden kann, heftige Regengüsse, so wird er auf eine Zeitlang unpraktikabel, und die übeln Folgen dieses Ersäufens zeigen sich auf eine lange Zeit. Ob er nun gleich diese Bindung hat, so trägt er doch nicht allenthalben sicher Weitzen, was wohl eine Folge seines wenigen natürlichen Reichthums ist.

Dieses nun, daß er der Nässe so sehr ausgesetzt ist, mag wohl auch die Ursach seyn, daß sich die Schnecken so leicht als verwüstendes Ungeziefer auf ihm einfinden. Denn dies war auch in diesem Jahre der Fall, wo sie sehr ansehnliche Breiten mitunter so kahl gemacht hatten, daß man hie und da gar nicht mehr erkannte, was da gestanden hatte. Dies war aber vorzüglich auf den Aeckern der Fall, wo Erbsen und Wicken als Vorfrucht gestan-

standen hatten. Was sich wohl aus der mehrern Feuchtigkeit, die sich während dem Stande dieser Früchte auf dem Acker hält, erklären läßt. Denn im Sommer hatte sich dieses Ungeziefer erzeugt, und der so sehr milde Winter hatte es nicht getödtet.

Da dieses Uebel aber die hiesige Gegend zunächst nicht allein traf, sondern sich dasselbe über den größten Theil des Leipziger und Erzgebirgischen Kreises, auch über einen Theil des Meißnischen erstreckte, und auch vor einigen Jahren nicht allein diese Gegenden, sondern mehrere entfernte heimsuchte, so verdient es wohl die Aufmerksamkeit sämmtlicher Landwirthe, demselben, wo möglich im Entstehen zu begegnen, oder doch, wenn es einmal da ist, ihm so wirksam als möglich entgegenzutreten. Die Walze soll, wie mir versichert ward, zwar etwas zur Vertilgung der Schnecken wirken, aber doch viel zu wenig, um sie ganz auszurotten, weil dieselben sich bald in ihre Schlupfwinkel unter den Acker-Klößen verbergen. Zur Nachtzeit angewandt, soll sie noch am wirksamsten seyn, weil dieses Ungeziefer alsdann auf seine Nahrung ausgeht. Kalk soll dagegen, wie mir versichert ward, das allerbeste Mittel zur Vertilgung derselben seyn, und besonders in der Nacht zur Zeit des Mondscheins stark aufgestreut, die glücklichsten Resultate liefern. Da dieses Mittel doch nicht so gar schwer zu haben ist, man übrigens dadurch auch dem Acker

noch zugleich eine Düngung giebt, so gestehe ich, daß es mir sehr auffiel, daß ich ihn nicht häufiger angewendet fand. Es müssen daher, wie ich vermuthe, doch wohl gewisse Modifikationen da seyn, unter denen der Erfolg nur ganz gewiß seyn kann. Und bei der Unterlassung mancher Regel hiebei war vielleicht wenig oder gar kein Erfolg sichtbar. Denn Indolenz bei einer Sache von solcher Wichtigkeit, wo der Schaden den Menschen schon aufmerken lehrt, ist nicht denkbar. Diejenigen würden sich daher um ihre Mitgenossen kein geringes Verdienst erwerben, welche das gedachte Vertilgungsmittel mit gutem Erfolge anwandten, wenn sie dies, und zwar in den genauesten Einzelnheiten, bekannt machten.

Da der hiesige Boden dann aber fast eben so schwer zu behandeln ist, wenn er sehr verdorrt, so wendet man mit recht gutem Erfolge ein Ackerinstrument an, welches man den Igel nennt. Es sind dies eigentlich drei neben einander in ein spitzes Dreieck gestellte Eggenbalken, mit sehr scharfen eisernen Zähnen. Diese Balken lassen sich näher oder entfernter stellen, je nachdem es die mehrere oder wenigere Widerspenstigkeit des Bodens heischt. Hinten sind Stelzen befestigt, um das Instrument zu leiten. Mit einem Pferde bespannt, greift nun dasselbe scharf in die Erde ein und zerkrümelt die Klöße zugleich, indem es sie aufreißt.

Ein anderes fast ähnliches Instrument ist das, was man Grummer nennt, nur daß an diesem unten an den Zähnen kleine Schaufeln befestigt sind. Es ist eigentlich ein Extirpator im kleinen Maaßstabe, und er erfüllt dadurch einen doppelten Zweck, daß er das feste Erdreich aufbricht und zugleich die Unkräuter vertilgt.

Hr. v. N., dem keine nützliche Einrichtung so leicht entgeht, hat zur Wiesenbewässerung unendlich viel gethan, und keine Kosten zu deren Anlage gescheut, weil er sehr wohl einsah, daß diese Kosten ein Kapital waren, das er zu hohen Zinsen anlegte. Eine Anstalt dieser Art hat er auch so angelgt, daß eine, dem Hofe gegenüber liegende, Bergwiese mit der Gölle aus der Mistgrube bewässert wird. Die Jauche wird nämlich durch ein Pumpwerk in die Höhe gehoben, dadurch bekommt sie in den unterirdischen Leitungen einen solchen Druck, daß sie bis zu einer bedeutenden Höhe an dem gegenüber liegenden Berge steigt, und so trockene und hohe Lehnen wässert.

Alle Wege und Raine, welche die Feldmark durchschneiden, sind mit Alleen von den besten Obstbäumen besetzt, die Felder in der sorgfältigsten Kultur und alles bietet ein Muster einer guten Landwirthschaft dar.

Das Rindvieh ist eine starke, inländische, gut gehaltene Race. Die Schaafe sind zum Theil von

Mockritzer Abkunft, früherhin auch viel mit Rochsburger Stöhren gekreuzt. Sie stehen schon auf einem bedeutenden Grade der Feinheit und neigen mehr zu der gedrängtwolligen Art. Ob es gleich auch viele giebt, die man zu der gedehntwolligen rechnen muß, und auch viele, die zwischen beiden in der Mitte stehen.

Da hier in Königsfeld ein sehr guter und bequemer Schaafstall ist, so erinnert mich derselbe an eine Menge solcher Gebäude, die ich in Sachsen sah, die dem Werthe der guten Heerden, die darin ihre Wohnung hatten, keinesweges entsprachen. Außer den Königl. Schäfereien sah ich wenig vorzügliche Schaafställe, die von Lauske, Machern und Rochsburg ausgenommen. Wenn es nun auch gleich wahr ist, daß manche aus Liebhaberei zu schönen Gebäuden, hierin zu weit gehen, und der Stall bisweilen mehr werth ist, als die Schaafe, so ist es doch auch nicht zu leugnen, daß in einem engen, niedrigen und dunklen Stalle sich diese unmöglich so gut befinden können, als in einem geräumigen und hellen.

Noch führe ich Ihnen etwas für den Landwirth Merkwürdiges von Königsfeld an. Es ist dies eine Dreschmaschine, die vom Wasser getrieben wird. Das Gebäude, worin sich dieselbe befindet, steht an einem Abhange von dem Damme des Teiches, aus welchem sie getrieben wird. Eine

Brücke führt von diesem Damme in das Dach des Gebäudes und die Wagen können hier mit dem Getreide hineinfahren. Nur Schade, daß dies zur Aufnahme desselben zu klein ist, um die Maschine lange beschäftigen zu können.

Der Mechanismus der Maschine ist ungefähr folgender. Zwei Kammräder, eins oben und eins unten, greifen in ein Mittelrad, welches vermittelst einer Welle das Ganze treibt. Dieses dreht sich durch eine Säule, in welche Kämme von der Hauptwelle greifen, im Kreise herum. Die mittlere Scheibe, auf welche das Getreide gebracht wird, hat ungefähr 28 Fuß im Durchmesser und dreht sich mit dem an sie befestigten äußern Rande auf Walzen und Rädern in Form eines Mühlsteines (um die zu große Reibung zu verhindern) herum. Durch die obere Welle werden auf jeder Seite 11 Stampfen, die von Büchenholz und an der Seite mit Eisen beschlagen sind, in Bewegung gesetzt, und diese fallen so schwer auf, daß das Stroh sehr weich gedroschen, aber, was grade nicht vortheilhaft ist, auch einzelne Körner zerquetscht werden. Aus letzterem Grunde wird auch kein Sommergetreide auf ihr gedroschen. Wenn abgedroschen ist, wird alles über Bord auf den Rand der Scheibe geworfen, dieser besteht aus lauter Latten, und es fallen Körner und Spreu durch, die nun unten gesammelt und auf der Tenne ge-

wurft werden. Vorzüglich vortheilhaft soll sie zur Reinigung des Kleesaamens seyn.

Sechs und vierzigster Brief.

Ehe ich Ihnen etwas über Rochsburg, wohin wir jetzt kommen, sage, mache ich noch einige Bemerkungen über die Bauetn der hiesigen Gegend und ihre Besitzungen. Sie werden, wie bei uns in Schlesien, nach Hufen bestimmt. Diese sind aber fast noch verschiedener, wie die unsrigen. Denn es giebt deren, die nicht über 27 Magd. M. enthalten, wogegen die größten mehr denn 70 M. austragen. Das Sonderbarste aber dabei ist, daß diese Verschiedenheit der Größe in ein und demselben Dorfe vorkommt, und daß die auf solchen Rustical-Grundstücken haftenden Lasten nicht etwa nach der größern oder kleinern Fläche derselben, sondern einzig und allein nach der mehrern oder mindern Hufenzahl repartirt werden. Der kleinere Grundbesitzer ist daher in allen Lasten, als Frohnen, Steuern u. s. w. dem größern gleichgestellt. Wie drückend dies aber für ihn seyn müsse, leuchtet ein. Darum muß aber auch der Werth dieser kleinen Besitzungen unverhältnißmäßig gering seyn, wenn nicht die Erwerber derselben bald zu Grunde gehen sollen.

Man pflügt hier allgemein in schmale Beete und zwar mit zwei Zugthieren. Ochsen werden

weniger als Pferde gehalten. Den Acker richtet man ziemlich gut zu, baut auch einigen Klee.

Wenn man die Fluren von Rochsburg betritt, so erkennt man auf den ersten Blick die hohe Intelligenz und Ordnungsliebe, die hier herrscht. Denn alle Wege sind zu guten Landstraßen umgeschaffen, und mit Bäumen bepflanzt; die Aecker sind in einer Cultur, woran auch der strenge Tadler nicht leicht etwas zu erinnern finden würde. Die Kraft derselben zeigt sich in allen Früchten. Der Fruchtwechsel, den man hier hat, ist ganz auf Erzeugung von Futter sowohl, als auf Benutzung der gesammelten Kraft berechnet. Da man hier die Stallfütterung der Schaafe auch den größten Theil des Sommers hat, so ist ersteres auch besonders nöthig.

Doch es interessirt Sie wohl bei Rochsburg nichts mehr als die Schaafheerde, weil deren in Schlesien eine so große Menge sind, die ihren ursprünglichen Stamm von da bezogen haben, und deshalb theile ich Ihnen auch das, was ich hier sah, wieder etwas ausführlicher mit.

Der Hauptcharakter der hiesigen Wolle ist die gedehnte oder langgestapelte. Deshalb giebt es aber auch eine Menge Thiere, die zwischen dieser und der gedrängtwolligen in der Mitte stehen. Solche aber, die man ganz entschieden zu letzteren hätte zählen können, dürften schwer hier zu finden seyn.

wenigstens habe ich keines in Händen gehabt. Auch scheint man sich gar nicht das Ziel gesteckt zu haben, diesen Charakter zu erzeugen, weil er in keinem von den Sprungstöhren sichtbar war. Ob nun aber auch die hiesige Wolle zu den langgestapelten gehört, so ist sie nichts destoweniger doch sehr dicht, und die Thiere sind fast sämmtlich sehr reichwollig. Diese Allgemeinheit befremdete mich deshalb, weil, wie Sie wissen, in den Schlesischen Heerden, die sich von Rochsburg angestammt haben, diese Reichwolligkeit gerade nicht so groß ist. Findet dies auch nicht bei allen statt, so gilt es doch von den meisten. Die Hauptursache liegt wohl darin, daß die Besitzer dieser Heerden, durch falsche Ansichten früher irre geleitet, das Höchstfeine in dem Geperlten suchten. Dadurch nun, daß sie Stöhre und Mütter von dieser Qualität ganz besonders hegten, und dichtwollige dagegen in der Meinung, sie wären gröber in der Wolle, verwarfen, entstand das Fladdrige und Gezwirnte, was man in vielen Rochsburger Abstammungen findet. Dies war nun um so schneller da, weil, wie ich oben schon bemerkt habe, die langgestapelte Escurial-Wolle von Natur schon dazu hinneigt.

Wenn ich Ihnen nun meine Meinung über die Rochsburger Heerde abgeben soll, so wäre sie ungefähr folgende. Sie steht in Hinsicht der Feinheit, Reinheit der Race, Vollwolligkeit und vor-

züglicher Haltung mit an der Spitze der sächsischen Heerden. Der Charakter der langgestapelten Wolle ist in ihr entschieden. Deshalb kann es dennoch eine Menge Thiere in ihr geben, durch welche man, wenn man sie bei einer Heerde, die zum gedrängtwolligen neigt, anwendete, auch diesen Charakter leicht hervorbringen könnte. So wie es überhaupt möglich ist, aus einer langgestapelten Heerde mit der Zeit eine kurzgestapelte und umgekehrt zu erzeugen.

Von hier wenden wir uns nach Penig. Da es hier nur die Schaafheerde ist, womit ich Sie bekannt machen will, so sage ich Ihnen sogleich, daß sie zwar zu den vorzüglichsten gehört, aber dennoch mir nicht allzuausgeglichen vorkam. Denn ich fand in allen den Thieren, die ich in Händen hatte, eine große Verschiedenheit, besonders eine große Abstufung von der lang- zu der kurzgestapelten Wolle. Da nun in dieser Heerde Exemplare vorkommen, die das schraubenförmige der Stapel hatten, was ich oben für den Ausdruck: Pfropfenzieher bestimmte, so bestätigt dies meine Vermuthung, daß diese Art Zwirnen hauptsächlich durch Vermischung der gedehntwolligen Race mit der gedrängtwolligen entstehe.

Da ich die Heerde sehr früh besuchte, etwa eine Stunde nach Sonnenaufgang, und man eben damit beschäftigt war, die Lämmer von den Müttern

zu scheiden, so bringt mich dies auf zweierlei, was ich Ihnen noch über die sächsischen Schäfereien bemerken wollte. Das erste ist das frühe Austreiben auf die Weide. Denn es war diesen Morgen ein so starker Thau, als ob es geregnet hätte, und dennoch trieb man die Heerden auf eine Thalfläche, wo der Thau noch in Masse auf dem Grase lag. Die Erfahrung muß doch dafür seyn, daß dies den Schaafen nichts schadet, sonst würde man es wenigstens nicht so oft wiederholen. In Schlesien glaube ich aber doch, daß es schwer seyn dürfte, die Bedenklichkeiten hierbei zu beseitigen. Auch bin ich der Meinung, daß, wenn es auch nicht jedesmal schadet, dies doch vorkommen kann, und vielleicht dadurch Krankheiten in der Heerde entstehen, die sich erst später entwickeln und die man andern Ursachen zuschreibt.

Das zweite ist die späte Lammung, die fast in allen sächsischen Schäfereien vorkommt. Denn Lämmer, welche im Februar kommen, gehören zu den frühen. Meist kommen sie erst im März. Der Mangel an Futter ist Urfach, deß man diese Zeit wählt. In Rochsburg fand ich es freilich anders.

Von Penig aus hat das ganze Land schon Gebirgscharakter. Ein schon kalter und deshalb nicht allzufruchtbarer Boden geht hier an. Da er bei seiner hohen Lage noch meist eine undurchlassende Unterlage hat, so läßt sich dies leicht erklären.

Beides mag auch wohl Ursach seyn, daß man ihn in so sehr schmale Beete arbeitet. Denn diese enthalten meist nur sechs, häufig auch gar nur vier Furchen. Hie und da sahe ich auch wohl breitere, auf denen das Getreide sich eher vortheilhaft als nachtheilig auszeichnete. Es mag also wohl hie und da das Hängen am Alten, und Liebe zur Bequemlichkeit Ursach seyn, daß man die schmalen Beete beibehält. Denn mit diesen fördert die Arbeit mehr.

Bei Wiesa und Lichtenwaldau zieht sich ein Zug röthlicher Boden hin, dem bei Loehn, Friedland und mehreren Gegenden Schlesiens ähnlich. Fast dasselbe gilt auch in Hinsicht seiner Tragbarkeit von ihm, was ich Ihnen bei jenem bemerkte. Es ist nicht Eisenocker, sondern wohl rothbüchiger Kies, der ihm diese Farbe giebt.

Bei Schöna fand ich wieder eine Schaafheerde nicht weit von der Straße weiden. Die nähere Ansicht derselben überzeugte mich, daß sie nicht schlecht sey, und bestärkte mich aufs neue in der Ueberzeugung, daß, wenn man in Sachsen im Eifer nicht nachläßt, es jeder andern Provinz schwer werden wird, ihm in der Allgemeinheit der feinen Wolle gleich zu kommen.

Von Oederan herüber nach Freiberg ist ein magerer aber durchlassender Boden. Hier findet man den Ruhrhacken wieder, den man auch in der Gegend von Chemnitz schon anwendet. Auch

arbeitet man hier wieder in breite Beete. Einzelne kleine Striche ausgenommen ist der Boden von Natur sehr arm und zum Verquecken geneigt. Auch ist es eine auffallende Erscheinung, daß, ungeachtet der gar nicht so bedeutenden Höhe, dennoch die Temperatur der Luft um so viel kälter ist, als bei Dresden, und daß die Vegetation immer so weit zurück ist, daß die Ernte hier in der Regel drei Wochen später trifft, als in den Elbthälern.

Eine auffallende Aehnlichkeit fand ich in Sachsen fast überall in den Ausdrücken und Gebräuchen der Landleute mit denen in Schlesien. Die vielen Verbindungen, welche zwischen diesen beiden Provinzen bestehen, können allein hievon wohl nicht Ursache seyn, sondern es leitet sich dies vielleicht mehr von gleicher Abstammung der ursprünglichen Bewohner beider Provinzen her. Was aber Sachsen von Schlesien sehr vortheilhaft auszeichnet, das ist die Nettigkeit und mehrere Eleganz der Wohnungen, die meist zwei Stockwerk hoch sind. Diese Nettigkeit aber vermißt man außer dem Gebirge in Schlesien gar sehr.

Von Freiberg herüber ist der Boden meist von geringer Beschaffenheit, bis er etwa auf dem halben Wege nach Dresden wieder anfängt, etwas besser zu werden.

Das Thal von Tharand bietet dem Landwirthe weniger Bemerkenswerthes, als dem, der Natur-

schönheiten sucht. Am Ausgange desselben sah ich die Heerde von Zaucherode. Sie steht nach dem, was ich davon sah, noch über der von Schöna, nur ist sie auch noch sehr gemischt, und ich fand neben gedrängtwolligen Schaafen auch gedehntwollige. Auch habe ich Proben aus dieser Heerde vor mir, die reine Negretti-Wolle sind. Uebrigens sah ich ausgezeichnete Exemplare in derselben, und es bedürfte nur einer strengen Musterung und allmählige Wegschaffung des Fehlerhaften, um sie zu einer vorzüglichen zu bilden.

In der Entfernung von nicht drei Meilen, die man von Freiberg herüber nach Dresden macht, ist es, als ob man drei Grad südlicher versetzt worden wäre, um so viel milder wird das Klima. Die Agrikultur steht in den Elbthälern ziemlich hoch und üppige Fluren erfreuen überall das Auge.

In Pillnitz sahen wir die erste königlich sächsische Schäferei. Sie wird aber jetzt nicht auf königliche Kosten verwaltet, sondern ist verpachtet. Hier vermißte ich die sonst in Sachsen so angenehm ansprechende Humanität. Denn da ich die Heerden nicht im Stalle fand, auch den Pächter nicht zu Hause traf, so suchte ich sie auf dem Wege nach Lohmen an der Straße auf. Der Schäfer gestattete mir auf meine Anfrage die nähere Ansicht mehrerer Stücke, ward aber dafür von dem herbeijagenden Pächter auf eine etwas starke Weise in meiner

Nähe ausgescholten; hatte er Befehl, ohne Wissen seines Herrn, keinem Fremden die Schaafe zu zeigen, so verdiente er Bestrafung, nur war es ein etwas starker Verstoß gegen die sächsische Urbanität, daß es auf eine solche Art und so in meiner Nähe geschah. Dieser Verstoß ward aber dadurch noch stärker, daß er mir, der ich auf ihn zuging, auswich und mich keines Anblicks würdigte.

Ich würde Ihnen diesen Vorfall nicht erzählt haben, wenn er nicht die Indignation mehrerer gebildeten und vortrefflichen Männer Sachsens erregt hätte, was mich zur öffentlichen Bekanntmachung veranlaßte.

Die Heerde in Pillnitz neigt weder entschieden zu der gedrängt- noch zu der gedehntwolligen und steht ziemlich in der Mitte. Jedoch würde sie wohl, wollte man eine specielle Ansicht aller Thierr vornehmen, der gedrängtwolligen näher stehen. Was ich davon sah, war ziemlich untadelhaft, auch war die Haltung der Schaafe gut.

Wir kommen nun nach Lohmen. Da Sie mir ganz besonders oblagen, Ihnen ein vergleichendes Urtheil über Lohmen und Stolpen abzugeben, so ließ ich mir es auch vorzüglich angelegen seyn, diese beiden Schäfereien so scharf als möglich in's Auge zu fassen. Ich weiß wohl, wie schwer es ist, Ihrem Wunsche zu genügen, jedoch will ich es wenigstens versuchen.

Wenn man den gegenwärtigen Standpunkt beider Heerden betrachtet, so dürfte wohl ohne Zweifel der von Lohmen der Preis zuerkannt werden. Hohe Feinheit und Fehlerlosigkeit der Wolle ist in dieser Heerde ziemlich allgemein, und giebt es auch noch hie und da ein Thier, dem eine Ausstellung zu machen wäre, so muß man bedenken, daß bis jetzt noch keine Heerde existirt, wo man dies nicht könnte. Ein gleichmäßiger Wollcharakter ist in Lohmen auch ziemlich allgemein. Was mich aber befremdete, war die Verschiedenartigkeit der Wolle auf den eigenen Sprungböcken. Ich habe Proben von diesen vor mir, wovon die eine entschieden zur langen und die andere zur kurzgestapelten gehört, und eine dritte, die zwischen beiden in der Mitte steht. Bei einer Heerde aber, die wie die hiesige schon so hoch auf der zweiten Stufe der höhern Schaafzucht steht, und die bereits die Dritte betreten hat, da dieselbe entschieden zur gedrängtwolligen Art neigt, sollte man, dünkt mich, es als unerläßlich ansehen, durch die Auswahl der Böcke dahin zu trachten, auch den höchsten Platz auf der dritten Stufe zu erreichen und zu behaupten. Ich meine damit etwa nicht, daß man fehlerhafte Thiere zum Sprunge in der eigenen Heerde brauchte, vielmehr waren alle die, welche ich sah, in ihrer Art ausgezeichnet, aber Gleichmäßigkeit oder gleichen Charakter hatten sie nicht alle. Doch beschei-

de ich mich gern, daß man bei der hiesigen Inzucht ein Ziel im Auge haben kann, das ich nicht kenne, und wodurch man die höchste Vollkommenheit der Heerde schneller erreicht und leichter erhält, als ich mir einbilde.

Vergleichen wir mit der Lohmener Heerde die von Stolpen, so ist letztere zwar in dem gegenwärtigen Augenblicke im ausgeglichenen hohen Feinheitsgrade etwas hinter der ersteren, aber in Gleichmäßigkeit des Charakters steht sie ihr gewiß gleich. Sie enthält eine constante Mittelwolle zwischen der kurz- und langgestapelten. Es ist freilich, wie ich gewiß glaube, schwerer eine solche Mittelstraße constant zu erhalten, als die eine oder andere der genannten beiden. Aber dennoch hat man den Vortheil, daß es einem leichter werden muß, zu einer von beiden Hauptklassen überzugehen, sobald der pekuniäre Gewinn es vortheilhaft macht, als wenn einer von beiden Charakteren entschieden da ist. Daß übrigens in Stolpen dieser bereits constante Wollcharakter bleibend werden müsse, dafür bürgt die Auswahl der Sprungböcke, die alle, wenigstens so viel ich deren sah, gleichmäßig waren. Hier würde man also, neben dem Ziele, was man bereits sicher ins Auge gefaßt hat, nur immer auf die höchste Feinheit zu sehen haben, um zum Vollkommensten zu gelangen. Sonach liegt das Ziel der höchsten Vollendung beider Heerden fast gleich

nahe,

nahe, läßt sich aber dennoch bei gleicher Aufmerksamkeit und Intelligenz in Lohmen wohl schneller erreichen.

Wenn ich aber von der Stolpener Heerde im Allgemeinen spreche, so meine ich nur die hier stehende Hauptheerde, und nehme die aus Italien hieher gekommenen Merinos aus. Denn diese haben entschieden den Negretti-Charakter; auch halte ich es nicht für vortheilhaft, eine Kreuzung derselben mit Escurials zu versuchen, da die hiesige Heerde das, was man etwa dadurch zu erreichen beabsichtigen könnte, d. i. Vollwolligkeit in ziemlich hohem Grade hat.

In Ansehung der Trift und der Unterhaltung der Heerde im Sommer haben beide Schäfereien die große Unbequemlichkeit, daß sie sehr weit auf die Weide zu treiben haben. Blos in Thiergarten ist diese Unbequemlichkeit nicht. Man hat die Berechtigung, auf den Rustical-Grundstücken zu hüten, und Lohmen hat hierzu 14 Dörfer. Daraus entstehen denn eine Menge Inconvenienzen für den Berechtigten sowohl als für den Belasteten. Diese Hütungsgerechtsame erstreckt sich denn auch auf Wiesen und Kleefelder, die bis zu alten Walpurgis, d. i. bis zum 12ten Mai von den Schaafen beweidet werden dürfen. Nehmen wir nun einen Frühling, wie den diesjährigen, wo um die gedachte Zeit der Klee an den meisten Orten schon

einen sehr lohnenden Schnitt gab, so ist klar, was die Belasteten dabei verlieren. Dies ist denn auch wohl Ursach, daß dieselben hie und da aufsätzig werden, und besonders das auch als Grund zur Abschaffung dieser Belastung anführen, weil die Schäfer dieses Recht noch mißbrauchten und manche Stellen so kahl hüteten, daß gar kein besonderer Nachwuchs mehr zu erwärten wäre.

Um nun gegen diese Last einige Repressalien zu gebrauchen, haben sich die Belasteten ausbedungen, daß immer nur zu einer bestimmten Zeit die oder jene Fläche behütet werden darf. Dann haben sie die Triebe für die Schaafe so schmal gelegt, daß diese nur mit Noth darauf gehen können; auch dürfen sie nie auf demselben Wege zurückgetrieben werden, wo sie hinausgehen. Trifft nun Platzregen oder Hagel die Gegend, und der Schäfer wird dies nicht früh genug inne, so bleiben die Schaafe diesem ausgesetzt, weil die Entfernung und der gedehnte Weg es unmöglich machen, noch vor Anbruche des Wetters den Stall zu erreichen. Wenn unter solchen Umständen nicht beide Theile mit Aufopferung zu einer Ausgleichung die Hand bieten, so müssen Ursachen da seyn, die nur dem mehr Eingeweihten klar sind.

Der Boden der hiesigen Gegend ist meist ein recht guter Mittelboden, zwar etwas bergigt, aber dennoch sehr tragbar.

Von Stolpen nach Bautzen hin aber ist er von geringerer Beschaffenheit, auch machen die Menge von Steingeschieben seine Bearbeitung schwierig. Man bestellt hier die Herbstsaat gern zeitig, weil sie dann in der Regel sicherer ist, dagegen zögert man lieber mit der Frühjahrssaat. Dies ist in den meisten Gegenden Sachsens, den wärmern Boden ausgenommen, der Fall.

Um Löbau wechselt der Acker bald mit Sand- bald mit Weitzenboden. Dies geht fort bis in die Gegend von Herrnhut. Von dort an gegen Zittau ist er mitunter sehr gut, namentlich ist dies bei Hirschfelda der Fall. Man pflügt ihn aber dessenungeachtet in schmale Beete. Ein Landmann, den ich darüber fragte, meinte, sie thäten dies hauptsächlich deshalb, um den Acker besser durcharbeiten zu können. In der That eine höchst sonderbare Meinung. Denn durch die schmalen Beete bleiben grade eine Menge Streifen auf dem Rükken der Beete, wo die Furchen zusammengestrichen werden, unbearbeitet. Es ist dies ein neuer Beweis, wie gern man etwas zur Beschönigung einer Verfahrungsart vorbringt, ohne selbst zu überlegen, ob man dadurch die Sache bestätigt oder widerlegt.

Wir kommen nun nach Reibersdorf. Wäre auch hier nichts, als der vorhandene Viehbestand

zu loben, so lohnte es doch jedem Landwirthe, einen Abstecher hieher zu machen. Das Rindvieh ist dem Ansehen nach eine Kreutzung von Schweitzer- und Oldenburger-Race. Die verschiedenen Abtheilungen des Stalls sind jede mit den Thieren von einerlei Farbe besetzt. Da nun jedes derselben in seiner Art ausgezeichnet ist, so können Sie sich vorstellen, welch einen angenehmen Anblick dies dem Freunde einer gut gepflegten Viehgattung gewährt.

Die Schaafheerde kennen Sie bereits aus dem Rufe. Und daß dieser nicht zu viel sage, kann ich Ihnen versichern. Sie steht auf einer hohen Stufe der Feinheit, neigt aber mehr zu der langgestapelten. Dies jedoch nicht ganz entschieden. Denn es giebt eine Menge Exemplare, die zwischen gedrängter und gedehnter Wolle in der Mitte stehen, so wie es deren auch giebt, die zu den gedrängtwolligen gehören. Lange kultivirte reine Race ist übrigens in ihr unverkennbar, und Thiere von den ausgezeichnetesten Qualitäten sind viele in ihr. Das Hinstreben zur dritten Stufe ist in ihr leicht, da sie so hoch auf der zweiten steht.

Die ganze innere und äußere Wirthschaftsführung verräth in Reibersdorf die größte Ordnung und Einsicht. Leider konnte ich wegen Beschränktheit der Zeit darin nicht tiefer eindringen. Was

ihr aber das Wort sehr redet, das ist die gute Meinung, die auch der gemeine Mann in der Gegend von ihr hat. Denn ich hörte mehrere Aeußerungen, daß es diese Wirthschaftsführung vorzüglich sey, die wegen ihrer Musterhaftigkeit zur Nachahmung gereizt und für die ganze Gegend gute Folgen gehabt habe.

Der um Zittau und Hirschfelda vorhandene gute Boden geht auch weiter herüber gegen Radmeritz und Schönberg. Er besteht meist aus mildem Lehme und nicht ganz unbeträchtlichem Reichthume. Ob nun gleich die Früchte auch recht schön auf demselben standen, so schien es mir doch, als wenn man ihn nicht gerade aufs allervortheilhafteste benutze. Denn der Kleebau wird hier eben nicht ausgebreitet getrieben, und doch hat die Gegend keinen Ueberfluß an Wiesen.

Ehe wir Sachsen verlassen, gebe ich Ihnen noch einige allgemeine Bemerkungen über den Landbau desselben.

Das Fruchtwechselsystem hat, wie Sie aus dem Verfolge meiner Mittheilung schon entnommen haben, noch wenig Platz gegriffen, so große Verehrung ich auch für unsern Thaer meistentheils bemerkte. Die Ursach hiervon liegt wohl hauptsächlich in der Menge gegenseitiger Servitute und Observanzen. Auch kann man der Anhänglichkeit

ans Alte, die hier mehr als irgendwo zu herrschen scheint, wohl etwas mit beimessen.

An Fleiß und Betriebsamkeit fehlt es dem hiesigen gemeinen Landmanne so wenig als irgend einem, nur wird dieselbe durch die oben angeführten Servitute meist noch mit drückenden Fesseln belegt. In der Geisteskultur steht er im Durchschnitt vor dem schlesischen.

Der Boden ist mehr gut als schlecht und steht mehr zwischen beiden in der Mitte. Es giebt keine so ausgezeichnet fruchtbaren Striche, wie wir deren in Schlesien haben. Dagegen kommen deren auch bei uns wieder vor, die so ausgezeichnet schlecht sind, daß es schwer wird, deren in Sachsen zur Vergleichung zu finden.

Die Gerechtsame der Grundherrschaften sind für diese nicht in eben dem Grunde vortheilhaft, wie sie für die Belasteten nachtheilig sind. Daher beide Theile, wenn sie ihren wahren Vortheil kennen, die Hand zu einer Ablösung bieten müssen.

Die äußern Verhältnisse sind für den Landbau drückender, als bei uns, sobald die Preise der Produkte auf gleicher Höhe stehen. Denn Gesinde und Arbeitslohn, Schmiede und andere Handwerksarbeiten sind theuer.

Die öffentlichen Abgaben sind geringer, als bei uns, und die der Grundherrschaften sind sehr ähnlich mit denen in der Mark Brandenburg.

Die Schaafzucht steht, wie Sie wissen, in der ganzen Viehzucht oben an. Aber auch die Rindviehzucht ist nicht vernachlässigt. Pferde kauft man zum Theil von außen. Die im Lande gezogenen sind von keiner ausgezeichneten Race.

Gefälligkeit und Gemüthlichkeit ist im Allgemeinen der Hauptzug des Sachsen, besonders auch der dasigen Landleute, und diese machen dem Fremden den Aufenthalt eben so angenehm, als er dem Eingebornen seyn muß.

VII.

Ist es vortheilhafter in großen Wirthschaften den Häcksel (auch Siede genannt) für die Pferde durch besonders dazu angestellte Arbeiter, oder durch den Pferdeknecht selbst schneiden zu lassen?

Vom Herrn Livonius.

Es wird sich diese Frage schwerlich zu einer allgemeinen Bestimmung dahin beantworten lassen, daß unbedingt das eine so wie das andere für alle und jede Wirthschaft anzuempfehlen seyn möchte, vielmehr glaube ich, daß vielseitig zu nehmende Rücksichten darüber entscheiden können.

Ich hatte Gelegenheit in ein und derselben Wirthschaft sowohl, als auch unter verschiedenen Lokalitäts-Verhältnissen, durch angestellte Versuche wehrere Beobachtungen dieserhalb zu machen, wodurch, wenn diese unbefangen, ohne Vorliebe und

Vorurtheil mit Aufmerksamkeit verfolgt werden, der über seine Wirthschaft denkende Landwirth stets Fingerzeige erhält, was für seine Wirthschaftsverhältnisse das gerathenste sey. Daher nur als einen Beitrag eines zwar bekannten, jedoch vielleicht von manchen noch nicht hinlänglich beobachteten Gegenstand, deren man ja zur Berichtigung in wirthschaftlichen Gegenständen nicht leicht zu viel haben kann, um unter mehreren das Beste zu wählen, habe auch ich meine dieserhalb gemachten Beobachtungen zur Veranlassung näherer Prüfung hier mittheilen wollen.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß das Schneiden des Häcksels, von besonders dazu angestellten Leuten, manche Annehmlichkeiten in einer Wirthschaft habe, aber anderer Seits muß man in einer jeden gut organisirten Wirthschaft doch auch die Anforderung machen, und zwar ganz mit Recht, daß auch die geringste Operation im gerechten Verhältniß hinsichts der Vortheile zu ihren Annehmlichkeiten aber auch wieder zu ihren Kosten-Aufwand, den sie in einer Wirthschaft verursacht, stehe. Die Vortheile, welche das Schneiden des Häckerlings durch eigen dazu angestellte Leute gewährt, dürften von den Vertheidigern für dieser Art in folgenden Angaben bestehn, wenigstens hörte ich sie oft dafür aufzählen.

1) Kann ich den Knecht zu jeder Zeit, des Mor-

gens, Mittags und Abends mit mehrerer Aufmerksamkeit für seine Pferde beim Futtern und Putzen derselben beschäftigen, wo nicht gar Nebenbeschäftigungen von ihm verrichten lassen;

2) bin ich ungebunden meine Pferde länger als die sonst gewöhnlichen Arbeitsstunden, wenn es nöthig seyn sollte, arbeiten zu lassen, indem die ängstliche Rücksicht, dem Knecht die gehörige Zeit des Futterschneidens geben zu müssen, wegfällt;

3) bin ich doch immer versichert, daß meine Pferde nie hungern dürfen, was doch oft der Fall ist, wenn der Knecht einmal nicht genug Häcksel Vorrath hat, was häufig doch dem besten Knecht passirt;

4) bekommen meine Pferde stets ein gleichmäßig geschnittenes Futter, was auch sein gutes hat, und

5) endlich kann ich schon eher einen schwächern Knecht, der sonst gute Eigenschaften besitzt, annehmen, der aber, wenn er sich auch Futter schneiden sollte, zu schwach seyn würde.

So einleuchtend, so annehmlich und vortheilhaft diese Gründe auch scheinen, so wird der aufmerksame, an Denken und Rechnen gewöhnte Wirth doch nicht blind darauf eingehn, sondern nach genauer Prüfung folgende Gegengründe angeben können.

Erstlich hört sich der Grund, die Knechte zur Futterzeit mit ungewöhnlichen Arbeiten zu beschäftigen, zwar gut an, allein wer dies nur mit einiger Aufmerksamkeit in der Wirklichkeit hat ausführen lassen, wird bald auf eine Menge von Schwierigkeiten gestoßen seyn, die, mit Nachtheile anderer Art verbunden, mehr dem Allgemeinen der Wirthschaft schaden als nützen, denn stets wird der Knecht bei den ihm übertragenen Nebenbeschäftigungen, die Fütterung der Pferde, die ihm auch wirklich unterbricht, vorschieben, und höchst wahrscheinlich beides vernachlässigen.

Mit der Nebenbeschäftigung im Stalle hat es eben so seine Schwierigkeiten, der Knecht wird angewiesen, während die Pferde fressen, und er selbst seine Mahlzeit zu sich genommen hat, im Stall sich nützlich zu beschäftigen. Das An- und Abschirren der Pferde, um zu Putzen in der Mittagszeit, nimmt so viel Zeit weg, als der Knecht vielleicht übrig hat, wenn nur zwei Stunden, wie in gewöhnlichen Verhältnissen der Fall ist, Mittag gegeben werden. Die kleinen Reparaturen an den Geschirren und dergleichen mehr unterbleiben nur zu leicht, wenn nicht die allerstrengste Aufsicht statt findet und der angesprochene Vortheil besteht rein in dem Wahn.

Der Knecht legt sich nur zu gern, wo er Gelegenheit dazu hat, auf die Seite und schläft, die

Futterzeit wird verschlafen und die Pferde oft hungrig angespannt. Hier giebt das schneiden des Häckfels eine gute Gelegenheit solches zu verhindern, denn der Knecht wird gewissermaßen schon durch die Nothwendigkeit getrieben, seine Pferde nicht ohne Futter zu lassen, wenigstens würde dies zu schnell bemerkbar, und der nachläßige Knecht entweder gebessert oder als unbrauchbar entfernt. Diese Nothwendigkeit zur Beschäftigung verhindert das ein sonst guter Knecht nicht in den Fehler der Faulheit verfalle, was nur leider zu oft der Fall ist, und das bekannte Sprichwort an ihm ein wahres Wort wird: (Gewohnheit wird Natur.)

Dem zweiten Grund, in der Arbeits- und Futterzeit nicht beschränkt zu sein und dabei nicht die gewisse Zeit, die zum Futterschneiden erforderlich ist, ängstlich berücksichtigen zu dürfen, ließe sich durch folgenden Grund entgegnen, das erstlich ein ordentlicher Knecht immer einen gewissen Vorrath von Häckfel sich halte, daß wenn die Zeit des Schneidens etwas beschränkt wird, er dagegen wieder Gelegenheit bekommt, den angerissenen Vorrath zu ergänzen und zu vermehren. Zweitens wird man aber auch in einer großen Wirthschaft immer wohl thun, für ungewöhnliche Fälle einen Häckfel-Vorrath zu haben, damit, wenn der Fall eintritt, daß zur Saat- und Erntezeit, oder bei Reisen und dergleichen, die Zeit des Knechts

und der Pferde mehr in Anspruch genommen, wo vielleicht nur eine Stunde und noch weniger Zeit zur Fütterung gegeben wird, ein solcher Vorrath dazu dient, für diese Fälle nicht in Verlegenheit zu gerathen.

Das drittens dem Uebel, die Pferde nicht hungrig an die Arbeit zu führen, dadurch nicht abgeholfen werde, wenn der Knecht den Häckerling geschnitten bekömmt, ist schon im ersten Widerlegungs-Satze bewiesen, auch wäre dies Mittel immer das letzte, welches ich ergreifen würde, den Knecht darum weniger zu beschäftigen, um ihn dadurch desto thätiger zu erhalten. Aber gesetzt auch den Fall, es entginge der Aufmerksamkeit des Wirths, was jedoch eigentlich nicht geschehen darf, und bald entdeckt werden wird, daß die Pferde etwas zu wenig Häcksel erhalten hätten, so ist dies gerade der Theil des Futters, der nur für die mechanische Verdauungs-Werkzeuge hauptsächlich gereicht wird, und am wenigsten nachtheilige Folgen auf den Kraftzustand des Thieres äußern würde.

Der Grund viertens, daß der Häckerling immer gleichmäßiger gereicht werden kann, wenn selbiger durch eigends dazu angestellte Leute geschnitten wird, läßt sich hören, aber auch durch folgende Erfahrungssätze entgegnen. Erstlich ist es schwierig in einer jeden Wirthschaft immer ein und denselben Tagelöhner für das Schneiden des Häck-

sels zu erhalten, denn in den mehrsten Fällen arbeiten sämmtliche Tagelöhner des Guts gern wechselseitig gleichmäßig alle vorkommende Arbeiten, und man würde hierdurch schon dieserhalb des Wechselschneidens ausgesetzt seyn, und solchen deshalb nicht so gleichmäßig erhalten; auswärtige fremde Tagelöhner kann man sich zwar heranziehen, allein will man sie stets zu diesem Geschäft conserviren, so werden sie auch um so kostbarer. Also nur mit einer für eine Wirthschaft nicht unbedeutenden Aufopferung ließe sich dies durchsetzen. Den mit Maschienen geschnittenen Häcksel habe ich auch nie so gleichmäßig gefunden, als solches durch einen geübten Schneider auf einer gut eingerichtete Forkenlade geschehen wird.

Fünftens daß ein schwächerer Knecht, wenn er den Häcksel nicht zu schneiden nöthig hat, einem Gespann vorstehen kann, ist mehr oder weniger auch nur ein Scheingrund, der, welcher mit vier Pferden alle vorkommende Arbeiten verrichten soll, kann auch so viel Häcksel schneiden, wenn er, was Hauptsache ist, einige Uebung hat. Ich habe es oft gesehen, daß ein 18jähriger Bursche seine Pferde besser mit Häcksel versah, als ein 36jähriger Mann; die Ursach lag aber darin, daß ersterer mit Lust und Liebe an seine Arbeit ging, die der letztere weniger hatte, und so wäre denn für diesen Satz auch das alte Sprichwort ein wahres Wort, und als

Richterspruch anzuerkennen: Lust und Liebe zum Dinge, macht Mühe und Arbeit geringe.

So wie nun in allen Stücken Thun und Treiben jedes Ding sein Für und Dawider hat, so scheint es mir auch mit dem Schneiden des Häcksels durch die Knechte oder eigends dazu angestellte Leute zu seyn. Lokalitäts-Verhältnisse, so wie Individualität des Wirths selbst entscheiden größtentheils, oft aber ist der eine gleichgültiger wie der andere gegen die Vortheile, die eine wirthschaftliche Operation bewirkt.

Eine Kostenberechnung des zu schneidenden Häcksels nach Verhältniß der zu haltenden Pferde, der in einer jeden Wirthschaft erforderlich seyn wird, dürfte hier vielleicht nicht am unrechten Orte seyn.

Im Durchschnitt und in gewöhnlichen Verhäliniſſen kann man annehmen, daß ein Arbeitspferd von mittlerem Schlage täglich, das heißt in 24 Stunden, einen Scheffel Häcksel zu dem gehörigen Futterkorn verzehrt. Dies richtet sich nun freilich mehr oder weniger nach der Quantität und Beschaffenheit des Futterkorns und des etwanigen zureichenden Heues, allein in gewöhnlichen allgemeinen Wirthschaftsverhältnissen, wo man Pferde doch nicht darum hält, um nur gemästete Pferde zu haben, sondern auch ihr Futter in Verhältniß zu ihrer Arbeit bestimmt, wird sich der oben angegebene

Satz stets und nur mit geringerer Abweichung ergeben.

Ein gut geübter Häckselschneider schneidet in einer Stunde vier Haufscheffel, und zwar von der Länge, die mit der Breite des Strohes gleich mißt. Solchen Häcksel habe ich immer am wohlthätigsten und den Pferden am gedeihlichsten gefunden. Daß dies ein geübter Arbeiter leisten kann, habe ich nicht an einem sondern an einer ganzen Gesellschaft von mehr denn 16 bis 20 Tagelöhnern erfahren, die zwar erst Schwierigkeiten aufsuchten, sich aber wie sie diese von allen Seiten begegnet fanden recht gut einübten, mehrere sogar ein bedeutendes mehr leisteten. Bedingung hierbei würde seyn, daß die Futterklingen und Laden in gutem gangbarem Stande gehalten würden. Soll der Arbeiter sich aber das Stroh selbst, und vielleicht von entfernten Orten, herantragen, dazu auch etwas Zeit auf unvorhergesehene Unfälle gerechnet bekommen, als das Aufschneiden auf kleine Stöcke und Steine, die sich oft im Stroh befinden, uud ein augenblickliches schleifen und wetzen der Klinge verursachen, so nehme ich unter diesen Umständen drei Scheffel für die Stunde von oben erwähnter Beschaffenheit für das jedenfalls zu erreichende minimum an.

Ein Tagelöhner kostet in gewöhnlichen Verhältnissen, in den Marken und Pommern, in dem Winterhalbenjahre täglich sechs Groschen, denn

wenn

wenn gleich der auf dem Gute wohnende Tagelöhner billiger arbeiten muß, so kommt nach einer richtig angelegten Berechnung die Emolumente, welche ein solcher Tagelöhner vom Gute genießt, mit eingerechnet, der Lohn eines Arbeiters stets so hoch, auswärtige Tagelöhner würde man vielleicht manchmal noch theurer bezahlen müssen.

In dem Sommerhalbenjahre möchte es selten gerathen seyn zu solche Arbeiten, die im Winter am paßlichsten verrichtet werden können, Tagelöhner anzustellen, denn die im Laufe des Sommers, Herbstes und Frühjahrs sich häufende Ernte und Meliorations-Arbeiten werden mit größerem Vortheile die Arbeitskräfte absorbiren, und es muß in dem Winterhalbenjahre der nöthige Häcksel für den Sommer vorräthig geschnitten werden.

Demnach würde die Berechnung folgendermaaßen zu stehen kommen: es sind sieben Arbeitsstunden für jeden Winterarbeitstag zu rechnen, wenn gleich in den kürzesten Tagen des Dezembers und Januars weniger Arbeitszeit fällt, so gleichen die Monate October und März dies wieder aus, und es würden sodann im Durchschnitt täglich 21 Scheffel geschnitten, diese kosten nach angenommenen Sätzen 6 Groschen, der Scheffel mithin $3\frac{3}{7}$ Pfennig. Ein Pferd, welches jährlich 365 Scheffel verzehrt, verursacht also wegen Schneidens des Häcksels einen Kostenaufwand von 4 Thaler 8 Gr.

$3\frac{3}{7}$ Pfennig, welches nun zwar als Einheit genommen, nicht so auffallend erscheint, in einer Wirthschaft wo 24 Pferde arbeiten aber doch über 100 Thaler ausmacht, welche als reiner Gewinn verloren gehen, wenn man den Häcksel durch eigends dazu angestellte Arbeiter schneiden läßt. Dagegen in den meisten Wirthschaftsverhältnissen wo man mit nicht zu kostbaren Pferden arbeitet, schon die Zinsen des in den Pferden steckenden Kapitals dadurch erworben seyn würden, wenn der Knecht selbst den Häcksel schneidet.

Um aus den gesagten und den entgegneten Gründen ein Resultat zu ziehen, wird jeder nach sein Lokalitäts- und Individualitäts-Verhältniß sehr leicht ausmitteln, was für ein jedes Verhältniß am gerathesten seyn dürfte; ich selbst werde jedoch immer möglichst darauf halten, daß der Knecht auch seinen Häcksel schneidet, wie man denn solches in vielen energisch betriebenen Wirthschaften antrifft.

Kletzke, den 13ten November 1821.

Livonius.

VIII.

Literatur.

Bericht über die Bewirthschaftung der Königl. Baierschen Staatsgüter Schleißheim, Fürstenried und Weihenstephan erstattet von M. Schönleutner, Königl. wirklichem Rathe und Administrator der genannten Güter. München 1822. in 4to. mit 2 lithographirten Karten.

Eine sehr merkwürdige Schrift, da in selbiger von dem Bestande und der Bewirthschaftung dreier bedeutenden Staatsgüter, die vormals sogar einen Zuschuß erforderten, ein genauer Bericht gegeben und eine amtliche und öffentliche Rechnung über die Kosten und den Natural- und Geldertrag vom Jahre $18\frac{19}{20}$ abgelegt wird. Da diese Wirthschaf-

ten zugleich zu Muster- und Unterrichts-Wirthschaften bestimmt sind, so ist diese Publicität um so wichtiger, da die Richtigkeit aller Angaben durch die officielle Rechnungs-Legung verbürgt wird. Wir müssen uns begnügen, eine allgemeine Uebersicht mit einigen Bemerkungen zu geben, da ein Auszug die Abschreibung des halben Buchs erforderte.

Zuvörderst bemerken wir, daß ein Würtembergscher Morgen 1,302 Preußische, ein Scheffel 3,044 Preußische halte. Ein Würtemberger Scheffel vom Würtemberger Morgen ist also = 2,338 ($2\frac{1}{3}$) Preußische Scheffel vom Preußischen Morgen.

Schleißheim hat Ackerland 1204,37 Morg. Der Boden hält 60 p. C. Kiesel und Kalksand auf sehr durchlassenden aus Granit- und Kalk-Kies bestehenden Untergrunde und hat 42 p. C. Wasserhaltung. Die Urproductivkraft ist wie die verkümmerten Eichen, das Sandriedgras und das Haidekraut zeigen sehr geringe. Der Ertrag von 319 M. zweimähigen und 398 M. einmähigen Wiesen ist schwach, 5 Ctn. p. Morgen. Daneben hat es ein großes Moor- und Haideland.

Den früheren Betrieb unterscheidet der Herr Verf. in verschiedene Perioden, in welcher das Gut bedeutende Zuschüsse erforderte.

Mit dem Jahre 1811 hob die rationelle Bewirthschaftung an, die sich wieder unterscheidet

in die vorbereitende und nun als constant begonnene Periode.

Das Vorwerk Hohenmuthig ging die Fruchtfolge durch:

1) reine Braache, gedüngt,
2) Winterung,
3) Hülsenfrüchte, gedüngt,
4) Sommerung mit Klee und Esper,
5) Mäheklee,
6) Mäheklee,
7) Weide,
8) Hafer.

Und begann dann folgende:

1) Braachfrüchte, gedüngt,
2) Sommergetreide,
3) Klee,
4) Klee,
5) Sommergetreide,
6) Mengefutter, gedüngt,
7) Roggen,
8) Hülsenfrucht,
9) Hafer, (indem noch ein Schlag hinzugekommen war.)

Das Hauptvorwerk Schleißheim ging zuerst die Fruchtfolge durch:

1) Braachfrüchte, gedüngt,
2) Gerste mit Klee,
3) Klee,

4) Getreide,
5) Hülsenfrüchte, gedüngt,
6) Hafer.

Dann nach Hinzukommen eines 7ten Schlages trägt der Acker:

1) Braachfrüchte, gedüngt,
2) Gerste,
3) Klee,
4) Getreide,
5) Mengefutter, gedüngt,
6) Roggen,
7) Hülsenfrüchte.

(Rec. mögte wohl vorschlagen, die Hülsenfrüchte nach den behackten Braachfrüchten zu nehmen, was keine Störung der Fruchtfolge machen und das Gedeihen der ersteren mehr sichern würde.)

Das Vorwerk Mallertshofen hatte zuerst:

1) Braache, gedüngt,
2) Roggen,
3) Klee,
4) Weide,
5) Weide,
6) Hafer.

Dann nach hinzugetretenem 7ten Schlage:

1) Braachfrüchte, gedüngt,
2) Getreide mit Klee,
3) Klee,
4) Klee oder Weide,

5) Getreide,
6) Mengefutter,
7) Getreide.

Der Erfolg davon ist, daß das Gut schon im Durchschnitt 200 Scheffel Getreide-Ertrag mehr wie bei der vorigen Administration gegeben hat, ungeachtet es dreimal Hagelschlag erlitten, der im Jahre 1817 wenigstens die Hälfte der Ernte zu Grunde richtete, und ungeachtet der durch die starken Kartoffel- und Futterernten beschränkten Aussaat.

Dann folgen die detaillirten Ergebnisse des Jahrs $18\frac{19}{20}$ von jedem Vorwerk:

An Wiesenheu, theils mooriges, waren gewonnen	5498,00 Pfd.
An Klee, Mengefutter, Esper	8216,25 Pfd.
	13,714,25 Pfd.

(100 Pfund werden als Centner ausgesprochen. Das Würtembergsche Pfund ist um ein kleines geringer als das Preußische.)

Vom Arbeits-Vieh, dann vom Nutzvieh.

Der Reinertrag der Molkerei von 105 Köpfen ist gewesen 3398 fl. 50 Kr. Es sind verfüttert 4940,73 Pfund = Heu. Der Centner hat sich also bezahlt mit 41,2 Kr. Bei der Viehaufzucht bezahlte sich der Centner zu 37,7 Kr.; bei der Mastung, die nicht bedeutend war, zu 32,6 Kr. Die Preise von Allem standen niedrig.

Bei der Schweinezucht bezahlte sich das auf Heu reducirte Futter der Centner mit 18,3 Kr.

Die Schäferei bestand aus einer aus Frankreich angekauften Merino-Heerde von 158 Stück
aus einer älteren spanischen Heerde von 485 =
aus Mestizen 733 =
1,376 Stück.

An Lämmern fielen 655 Stück. Die Lammung, besonders der Mestizen, ging schlecht. Die Merinos sind von der Negretti-Art.

Dazu 360 Stück Hammel, also überhaupt 1736 Köpfe, wovon 1708 zur Schur kamen. Diese gaben an rein auf dem Pelze gewaschener Wolle 3421½ Pfund, das Stück also 2 Pfund. Es werden 37 Ctnr. à 102 fl. berechnet = 3774 fl.
525 Stück erwachsene Lämmer
à 4 fl. 2100 fl.
5874 fl.

Davon gehen ab an Kosten 1221 fl. 14 Kr.
Bleibt in runder Summe eine
Nutzung von 4650 fl.

Diese mit dem Winterfutter von = 3919,68 Pfd. Heu verglichen, verwerthet sich der Ctnr. zu 1 fl. 11 Kr.; abgesehen von der Weide. (Ich mögte dem würdigen Administrator versprechen, daß er die Nutzung der Schäferei aufs doppelte treiben werde.)

Ueber das Dünger-Erzeugniß legt er eine de-

taillirte Rechnung an. Es waren mit allen Vieharten, nach unserer bekannten Reduction auf Heu, verfüttert 18,328,84 Pfd.

Dazu Getreide-Stroh, ausschließlich des als Schaaffutter berechneten Hülsenfrucht-Strohes	6,473,59 Pfd.
an Moosstreu eingebracht	2000,00 Pfd.
an Waldstreu	1300,00 Pfd.
Streu überhaupt	9773,59 Pfd.

An Dünger sind ausgefahren 3151 Fuhren, die Fuhre zu 1800 Pfd. angenommeu = 60,318,00 Pfd. Der Stoff dazu beträgt 28,102,43 Pfd. und ist in dem Erzeugten 2,14 Mal enthalten, der Pferch und Gölle ungerechnet. Jener thue auf diesem Boden keine sonderbare Wirkung und solle abgeschafft werden. Die Dünger-Erzeugung sey in diesem Jahre schwächer gewesen, da der Stoff dazu aus dem dürren Jahre 1818—19 komme, was wohl allgemein der Fall war. Den Dünger-Bedarf für das Gut berechnet der Verf. auf 61,768 Ctnr. für das Jahr, nach dem gemachten Plane. Es werde ein Ueberschuß erfolgen, der für die Wiesen bestimmt ist.

Dann wird die Düngerbereitung beschrieben. Ferner von der bleibenden Grundverbesserung, von den Geräthen. Er hat den landüblichen Pflug beibehalten, weil der Acker dadurch doch recht gut bearbeitet werde und ihm die Vorzüge eines besseren,

die Kosten und Schwierigkeiten der Einführung nicht aufzuwiegen scheinen. Den Exstirpator (Grubber) gebraucht er sehr viel und setzt seine großen Vortheile auseinander. Zum Bearbeiten der mannigfaltigen Braach- oder Hackfrüchte bedient er sich der Thaerschen Werkzeuge; zum Säen auf ebenem Boden zum Theil der Fellenbergschen Maschine. Auch ist eine Dreschmühle der kleineren schottischen Art da, wobei er aber, wenn sie mit Thieren getrieben werden muß, keinen Vortheil findet, weshalb er ihr ein Wasser-Getriebe, so wie auch der Häcksel-Maschine — indem er sehr viel auf das Schneiden des Futters hält — zu geben denkt. Endlich von den Arbeitern, ihren Kosten und Leistungen und zuletzt über die Rentirung der Landwirthschaft zu Schleißheim im Jahre 1819—20, was man ganz lesen muß. Die Forstwirthschaft und Nebenzweige und Gewerbe übergehen wir.

Auf gleiche Weise ist nun die Bewirthschaftung des Guts Fürstenried dargestellt, welche in 8 Schlägen folgendermaaßen geschiehet:

1) Braachfrüchte gedüngt,
2) Sommergetreide mit Klee,
3) Klee,
4) Getreide,
5) Mengefutter, gedüngt,
6) Wintergetreide,

7) Hülsenfrüchte,
8) Hafer.

Der Boden hält nur 40 p. C. ausgeschwemmten Sand, hat 51 p. C. Wasseransaugung. Die Krume ist bis 1 Fuß tief und darunter eine unergründliche Lage Kalkkies, zu jeder Production und besonders für rothen Klee geeignet.

Die Schäferei ist hier bloß als ein Zuchtwidder-Depot zu betrachten, aus welchem Widder unentgeldlich, bloß unter der Bedingung einer guten Haltung, verliehen werden, und giebt nur durch Wolle, nicht durch Lämmer Ertrag.

Weihenstephan ist schon seit längerer Zeit von dem Hrn. Verf. bewirthschaftet und schon im Jahre 1810 in einer besondern Schrift beschrieben worden. Es hat einen guten, allen gewöhnlichen Früchten zusagenden Lehmboden und liegt in 7 Schläge:

1) Braachfrüchte, gedüngt,
2) Gerste und Klee,
3) Klee,
4) Weitzen,
5) Mengefutter, gedüngt,
6) Roggen,
7) Hafer.

Die Düngung wird mit 12 oder 10 schweren Fudern p. M. bewirkt. Der Durchschnitts-Ertrag

aller Getreidearten ist hier 17,7 Korn gewesen. Es versteht sich, daß jedes einzeln angegeben sey.'

Im Jahre 1819 gab der Morgen im Durchschnitt aller Getreidearten:

Stroh 2741 Pfund, Körner 1251,4 Pfund,
daher 1 Pfund Stroh 0,456 Pfund Körner.

Im Jahre 1820 gab er:

Stroh 2780 Pfund, Körner 955 Pfund,
daher 1 Pfund 0,343 Pfund Körner.

Bei den Hülsenfrüchten gab der Morgen im Jahr 1819:

2871 Pfund Stroh und 1359 Pfund Körner,
daher 1 Pfund Stroh 0,473 Pfund Körner.

Im Jahr 1820:

2103 Pfund Stroh und 876 Pfund Körner,
daher 1 Pfund Stroh 0,412 Pfund Körner.

Bei den Futterkräutern gab der Morgen:

1819 = 2356 Pfund trockenes Gewicht,
1820 = 3204 " " "

Der Rückschlag der letzten Ernte, die Futterkräuter ausgenommen, gehe aus der naßkalten Witterung im Monate Juni hervor, die dieser Lehmboden nicht ertragen könne.

Auf diesem Gute ist eine Schaafheerde, des Königs Majestät privates Eigenthum, welche von dem Herzoge von Leuchtenberg (Eugen Beauharnois) erkauft worden. Sie sey aus dem Stamme St.

Paular genommen und auf den Gütern des Herzogs in Italien, namentlich zu Pelucca rein erhalten worden und 1815 nach Baiern gekommen. Der vorstehende Charakter ihrer Wolle sey die äußerste Sanftheit, mit starker aber regelmäßiger Kräuselung, sie gehöre also zu der Art, welche man jetzt Escurial-Race nennt. Es finden sich jedoch auch Stücke des gedrängtwolligen Schlages — Negretti — darunter, welche Wolle von vorzüglicher Elasticität und Kraft in bedeutender Menge und von vorzüglicher Feinheit tragen, die sich überdies durch eine auffallende Gleichheit auf allen Theilen des Körpers auszeichne. (?) Die Widder dieser Heerde werden gebraucht, um die Heerde zu Schleißheim von Negretti-Art in diesem Schlage umzubilden. In Weihenstephan werde der sanfte und hochfeine Charakter des Escurials erhalten und noch wo möglich mehr ausgebildet. 99 alte Mütter gaben in der Schur p. Kopf 2 Pfd. 10,7 Loth; 114 alte und junge Widder 3 Pfund 11,4 Loth im Durchschnitt. Aus der Wolle zusammen = 632 Pfund wurden gelöset 906 Fl.; ist mithin nach ihrer Qualität sehr schlecht bezahlt, welches der Verf. auf die wenige Concurrenz der Käufer in alt Baiern schiebt. Für des Königs Majestät sey ein Stück Tuch in der Utzscheiderschen Fabrik von dieser Wolle verfertigt worden, welches dem besten Tuch jeder andern Fabrik an die Seite gestellt werden könnte.

Man beabsichtigt die Heerde auf 600 Stück zu bringen.

Dann über die baierschen Staats-Güter überhaupt, ihren Zweck, Organisation, Personal u. s. w.

Es sind 2 ungemein saubere, lithographirte Karten, die eine den vormaligen, die andre den gegenwärtigen Zustand von Schleißheim darstellend, beigefügt, welche dem besten Kupferstich nichts nachgeben.

Sehr erfreulich ist es mir, einen der frühesten meiner Schüler, so thätig, glücklich und ganz in meinem Sinne wirken zu sehen, indem er nicht blos das Gewerbe an sich, sondern auch die Förderung und Verbreitung seiner Wissenschaft vor Augen hat. Es wird jetzt beabsichtigt, in Schleißheim eine Lehr-Anstalt für 2 verschiedene Classen von Zöglingen anzulegen. Wir dürfen wohl erwarten, daß der Hr. Verf. dem Publiko den ferneren Fortgang der Wirthschaft mit eben der Genauigkeit und mit wissenschaftlicher Rücksicht mittheilen werde. Besonders bitten wir ihn, auf den fortschreitenden Dungstand und die Ergiebigkeit der ganzen Wirthschaften und der einzelnen Schläge, ferner alle Aufmerksamkeit zu richten, obwohl daraus erst nach einer Reihe von Jahren ein entschiedenes aber für die Wissenschaft sehr wichtiges Resultat hervorgehen kann.

Thaer.

IX.

Ueber
die Gattungen der Merino-Wolle.

Schreiben des Hrn. Oberamtmann Lueder zu Reifenstein und Catlenburg an den Staatsrath Thaer.

Werde ich es wagen dürfen, mein höchst und innigst verehrtester Freund! nach so langem Schweigen Ihnen mich wieder schriftlich zu nahen? — Ohne Ihre so kostbare, — im wahren Verstande der lebenden und kommenden Generationen kostbare — Zeit für das Lesen auch nur einiger, dieses lange Schweigen erläuternder Entschuldigungen in Anspruch zu nehmen, will ich nur gleich zu dem Gegenstande übergehen, welcher dieses, in Folge meiner noch immer sehr complicirt gewesenen Lebenslage, wiederum eingetretene lange Schweigen, jetzt gleichsam gewaltsam durchbricht! —

Es ist das Ihre Abhandlung über die Abarten

der Merinos in dem April-Hefte der Mögliner Annalen d. J., welche man durch Ihre Abhandlungen darin, die Annalen der Schaafzucht-Veredlungs-Wissenschaft nennen mögte, auf welche Stufe Ihr Beobachtungs-Scharfsinn nun auch diesen wichtigen Zweig unsers vielseitigen Gewerbes unwidersprechlich erhoben hat.

Stets waren mir diese Ihre, die höhere Schaafzucht betreffenden, Abhandlungen in diesen Annalen die wahren eigentlichen Perlen derselben, und es gewährte mir eine eigenthümliche freudige geistige Genußsucht — unabhängig von allen äußern Umgebungen — wenn ich bei dem Empfang eines neuen Heftes derselben, eine solche Abhandlung im Inhalts-Verzeichnisse fand. Gern gestehe ich Ihnen aber, daß diese Ihre neueste Abhandlung mir ein ganz neues, gleichsam die Vereinigungs-Möglichkeit mancher Beobachtungen und Reflexionen über die von Ihnen zur Sprache gebrachten Merino-Abarten, erleichterndes Feld eröffnet, und daher eine ungemeine, und ganz neu für dieses interessante Fach ermuthigende Befriedigung gezeigt hat.

Nachdem ich früher auch in dem Irthume gewesen war, daß ein charakteristischer Unterschied der Französischen und der Sächsischen Merinos in dem gedrängten, geschlossenen Vließe jener, und in dem längeren, spitzenreicheren, ungeschlossenen, dünneren Vließe dieser bestehe, und meine Verwunderung,

derung, als ich die ersten Machernschen und Hohnsteinschen Schaafe und Widder mit eminent geschlossenen kurzwolligen Vließen zu sehen bekam, einige Aufklärung aus Ihrer Darstellung jener, unter den Sächsischen Merinos bestimmt zu erkennenden zwei Hauptarten der Kurz- oder Gedrängtwolligkeit und der Gedehntwolligkeit erhielt, wonach ich mir nun z. B. den Pötnitzer Stamm mit seinem, im Allgemeinen, langen Stapel, und doch, im Allgemeinen, eben so geschlossenen, aber von jenem, die Wäsche so sehr erschwerenden, pechähnlichen Ueberzuge der Französischen Merinos, völlig freiem Vließe, als eine constant gewordene, vielleicht absichtlich geleitete, Mischung jener beiden Electoral-Stämme dachte, fehlte mir nun eben diese Eintheilung auch der Französischen Merinos oder Negrettis in kurz- und gedehntwollige, indem ich, bei nun geweckter Aufmerksamkeit dafür, in meinem völlig rein erhaltenen und originalen Rembouilletter Stamme, handgreiflich und unwiderleglich, Thiere mit ungeschlossenen, spitzenreicheren Vließen, wiewohl bei weitem in der Minderzahl, erkannte, ohne zu der Anmaaßung gelangen zu können, bei mir selbst diese Erscheinung durch die Annahme einer andern, als der von Ihnen, auf den Grund so viel weiter ausgedehnter Uebersicht dieser verschiedenen Schaaf-Familien, früherhin festgestellten Classification derselben zu erklären. — Es

waren diese, durch die stete Anwendung von Widdern mit entschieden geschlossenem Vließe immer mehr aus meinem Stamme verdrängten, spitzwolligen Negrettis, ebenfalls ungleich weicher und seidenartiger in der Wolle, als die mit geschlossenen Vließen; aber der Stapel, in natürlichem Zustande bei weitem nicht so lang, als bei den entschieden gedehntwolligen Sächsischen Merinos, welche ich z. B. aus dem Rochsburger Stamme sahe; und vielleicht daher kommt es, daß bei uns die Erfahrung fest steht, daß diese Negrettis oder Französischen Merinos mit ungeschlossenen Vließen und weniger elastischer und derber, in Spitzen auslaufender Wolle, weniger Schur-Gewicht liefern, als die gleich reich gefütterten Negrettis mit den kurzwolligen geschlossenen Vließen, was der Grund war, daß wir, aus Furcht vor Fladderhaarigkeit, nie einen Widder jener Art zuließen *). —

---

*) Ohne mir klar beantworten zu können, warum? habe ich bei dem Anfühlen beiderlei Art Wolle, immer das Gefühl, als müsse die derbere aus dem geschlossenen Vließe specifisch schwerer seyn, denn die weichere aus dem ungeschlossenen Vließe. — ?

Allein auch ohne ein solches Verhältniß dieser beiden Wollarten zu einander, ist das Resultat des geringeren Schurgewichtes dieser ungeschlossenen Vließe gegen die geschlossenen in

Da dieses mit Ihrer Erfahrung über das Schurgewicht beider Gattungen streitet, und ich mir die Uebung und Erfahrung auf keine Weise anmaßen kann, nach dem Grade der Weichheit oder Sanftheit der Wolle allein die Gränz-Linie zwischen dem selbst schon erkennen zu können, was zu den Negrettis, und was zu den sogenannten Escurials zu rechnen sey, so würde ich glauben, daß diese, unter den Französischen Merinos mit erhaltenen Thiere ungeschlossenen Vließes urstämmlich zu der Abart gehören mögten, welche in den jetzigen Sächsischen Merinos mit ungeschlossenen Vließen die hervorstechende ist, und daß etwa dann jene derberen Negrettis, kurz- oder langwollig, als Regel mehr Schurgewicht gäben, denn die zartwolli-

---

diesem hiesigen Negretti-Stamme an sich sehr erklärlich, da die Wollhaare in jenen ungleich dünner stehen als in diesen, während die Stapel-Länge jener, die Stapel-Länge dieser keinesweges ansehnlich überschreitet. Auffallend ist es nur, daß, wahrscheinlich durch die Kreutzungen beider Gattungen, die gedehntwollige Abart das Dünnerstehen ihres Haares beibehalten, ihre, das Schurgewicht sonst ausgleichende, Stapel-Länge aber aufopfert, mithin durch die Kreutzung offenbar verloren hat, was zu noch mehrerer Vorsicht in Vermischung dieser beiden Abarten vielleicht beachtungswerth ist.

gern, jetzt in Spanien vielleicht nur vertilgte, kurz- oder langwollige Abart der jetzigen sächsischen Stämme zu liefern vermöge, wenn nicht die Eigenthümlichkeit der ungleich schwierigern Wäsche im Vergleiche zu den gedrängtwolligsten sächsischen Merinos, diesen besagten Rembouillletter Thieren mit ungeschlossenen Vließen ebenfalls zu eigen wäre, wie denen mit geschlossenen Vließen, und also jene in meinem Rembouillletter Stamme befindlichen Thiere wohl so gut wie diese zu der eignen Abart gehören, welche wir bis jetzt Negretti nennen. Es müssen also wohl die Individuen mit ungeschlossenen Vließen, welche ich sehr einzeln unter meinen Rembouillettern hatte, und in noch geringerem Maaße noch jetzt habe, wohl nicht mehr die eigentliche langwollige Negretti-Art in ihrem reinen Zustande seyn, welche Sie pag. 448 jener Abhandlung charakterisiren, wobei es jedoch auffallend bleibt, daß diese, an sich die gedrängtwolligen Negrettis im Schurgewichte übertreffen sollende Abart, durch eine Kreutzung mit diesen, nur im Schurgewichte gegen diese selbst zurückstehen. — ? *)

*) Auch kann der Grund davon, daß unsere gedrängtwolligen Negrettis stets mehr Schurgewicht, als die gedehntwolligen lieferten, nicht in ärmlicher Fütterung liegen, welche auf die erstern weniger nachthei-

Ich gestehe, daß im Allgemeinen Ihre, als Natur gemäßer angedeutete, Abtheilung der Merinos in die, mit kurzen und geschlossenen und in die, mit gedehnten und offenen Vließen, als Haupt-Abtheilungen, und dann jede wieder in kraftwollige und in sanftwollige, mir für die Erscheinung der Extreme der Vließ-Verschiedenheit an sich vollkommen erschöpfend erscheint, und schon oft hat sich mir der Gedanke aufgedrängt, ob wohl nicht der Urstamm der noch jetzigen Spanischen oder Französischen, und der in Sachsen zuerst einheimisch gewordenen Merinos, ein und derselbe sey, und diese constant gewordene mehrere Sanftheit der Wolle der letztern, wie ihre mehrere Ausgeglichenheit, vereinte Folge der aufmerksamern Cultur, und des auf viele Generationen gewirkt habenden gemäßigteren hiesigen Climas sey? da der ungewöhnlich heiße Sommer 1819 doch eine allgemeine Klage über

---

ligen Einfluß als auf die letztern hätte haben können; denn alljährlich noch ist die Hauptklage der uns besuchenden Wollhändler gewesen, daß zu stark gefüttert, die Wolle zu mastig sey. Auch stehe ich unter allen meinen Nachbaren in dem tadelnden Rufe, daß ich meine Schaafe mäste, was jedoch von mir nicht zugegeben wird, wenn gleich ich allerdings gern gut füttere.

barscher gewordene Wolle in dem Handelsstande von ganz Deutschland zur Folge hatte. — Alle Schäfereien sollten zurückgegangen seyn!

So viel ich jetzt von der Sache begreife, so wird zunächst eine weitere Beachtung des Gleichbleibens und der Ausdauer der Eigenthümlichkeit der schwierigern Wäsche als Folge des pechartigen, eine Art von Ueberzug bildenden Schweißes, und das Behaartseyn der neugebornen Lämmer, mit der weniger sanften Eigenthümlichkeit der Wolle, in den neuerlich zu uns verpflanzten und in sich rein erhaltenen neuern originalspanischen Stämmen, es entscheiden können, ob jene „Kraftwolligkeit" und diese „Sanftwolligkeit" Folge von ursprünglich verschiedenem Blute, oder Folge von Sächsischer Cultur und Clima sey? — Ist das erstere der Fall, so glaube ich allerdings, daß es das Festhalten der Unterscheidung dieser zwei verschiedenen Urstämme*) erleichternder seyn mögte, das Kraft-

---

*) Von Urstämmen soll lieber nicht die Rede seyn, weil wir schwerlich historische Data darüber erhalten werden, es damit also sehr problematisch seyn würde. Es sind aber verschiedene Tendenzen, welche die Natur bei der Bildung der Merino-Wolle nimmt, die wir durch homogene Paarung festhalten und dadurch

wollige und das Sanftwollige, wie von Ihnen bisher durch verschiedene Geschlechts-Namen der Thiere selbst geschehen, — 1) Negrettis, — 2) Escurials, — als Haupt-Abtheilungen beizubehalten, und das geschlossene oder offene Vließ, in sofern jenes stets mit Kurzwolligkeit, dieses stets mit Gedehntwolligkeit verbunden erscheint, in seinen mannigfach verschiedenen quantitativen Vermischungen, die verschieden zu nüancirenden Unterabtheilungen zwischen den beiden End-Punkten bilden zu lassen.

Der Rembouilletter Stamm, welchen ich besitze, ist durch Napoleon 1810 nach Cassel, und von da 1812, 1813 und 1814 im Nachwinter, in drei Absätzen, zu mir gekommen. Noch ist der außerordentliche Unterschied der mehreren und minderen Schwierigket der Wäsche gegen die sächsischen Merinos in derselben Heerde, in demselben Stalle und in demselben Wasser an ein und demselben Tage der nämliche, wiewohl keinesweges

---

den Bedarf der zu verschiedenen Fabrikaten vorzüglich geeigneten Wolle aufs vortheilhafteste befriedigen können. Diese Festhaltung ist bisher noch selten bewirkt, sondern dem Zufall überlassen oder ihr gerade entgegen gewirkt worden. Aber wir haben schon hinreichende Beispiele, die beweisen, daß sie möglich sey. Th.

der nämliche bei allen Thieren dieses Rembouilletter Stammes unter einander. — Die Zahl der haarig gebornen Lämmer, — denn nicht alle fielen von jeher so *) — ist leider nicht von Anfang notirt. Wenn mich aber die allgemeine Erinnerung nicht täuscht, was freilich so leicht möglich ist, so nimmt das Verhältniß der haarig geboren werdenden Lämmer zu der des Ganzen ab. — Ueber eine etwa verbesserte Sanftwolligkeit dieser Thiere kann ich um so weniger urtheilen, als mir die Art von Hart- oder Barschwolligkeit, welche, bei vielleicht selbst größerer Feinheit, dennoch eine charakteristische Verschiedenheit von der Wolle der jetzigen sächsischen Merinos bilden soll, selbst jetzt noch nicht anschaulich klar ist.

Bis zu der Sprungzeit von 1820 sind diese Rembouilletter ganz rein in sich selbst erhalten, und wurden den seit 1818 mit in der Heerde befindlichen sächsischen Merinos deshalb ebenfalls nur solche Negretti-Widder beigegeben. — Ich hatte bis dahin bei weitem zu wenig Beurtheilungsfähigkeit der Wolle gehabt, um jetzt gewiß darüber seyn zu können, ob das, was in der Progeni-

*) Aber auch die Lämmer, welche bei der Geburt nicht über den ganzen Körper mit Haaren überzogen waren, hatten deren wenigstens einige hinter dem Kopfe.

tur später mir nicht gefiel, Folge jenes Verfahrens an sich, oder Folge einer schlechten Auswahl der Widder unter den Negrettis war. Erst der stockende Wollhandel von 1819, und die so nützlichen, und von mir stets werth gehaltenen und gern beachteten, durch jene schlechte Conjunctur mit veranlaßten Mäkeleien der Wollhändler, öffneten uns hier auf einmal die Augen darüber, was eigentlich feine und auch dann noch gesuchte Wolle sey.

Die Progenitur der beiden Sprungzeiten von 1818 und 1819, von der Kreutzung zwischen sächsischen Merino-Müttern und Rembouillletter-Widdern, ist allerdings im Allgemeinen feiner und auch milder, als die reinen Rembouilleter, bei ererbter Wollmenge der letzteren, auch ist das Vließ, so weit unsere Beurtheilungsfähigkeit reicht, sonst in sich gleich und fehlerfrei, auch namentlich an den Extremitäten weiter herab ausgeglichen, als die reinen Rembouilletter es waren; aber — das ganze Vließ ist doch nicht so fein, und vorzüglich auch harscher, als die der Sachsen-Mütter es waren; und das war, was mich bestimmte, die Idee aufzugeben, durch die Vereinigung der Negretti-Widder vorzüglich mit den Pötnitzer Schaafen, die in vielen Theilen sonst etwas homogenes mit einander haben, den noch mehreren Wollreichthum und Kör-

per-Stärke der ersteren, mit dem feinern und milderen Woll-Charakter der letztern, und mit deren Eigenthümlichkeit, so auffallend viel leichter zu erlangender guter Wäsche, in der Progenitur zu vereinen.

Ihrer gediegenen Theilnahme für Schäferei-Veredlung verdankte ich dann 1820 die zwei vorzüglichen Escurial-Widder Ihrer Heerde, welche mit dem, von Ihnen in Frankenfelde für mich bei der Versteigerung ausgewählten Widder den Sie unter Nr. 62 als einen Moncey bezeichneten, im August 1820 zu jener, aus Negretti- und sächsischen Merino-Müttern zusammengesetzten Heerde kamen, und darin Thiere erzeugten, und zwar vorzugsweise auch mit den Rembouilleter-Müttern, welche ihre Väter und Mütter handgreiflich und zweifelsfrei, in Feinheit bei weitem übertreffen. — Das feinste aber und über den ganzen Körper, bei sehr kräftiger und starker Natur, ausgeglichenste, was ich jemals an Widdern gezüchtet habe, ist von dem Kulmen-Bocke Nr. 107 aus Ihrer Heerde und einer Pötnitzer Mutter gezogen. Dieses Effectes ungeachtet, bewogen mich dennoch andere Gründe, die mich hier zu weit führen würden, desgleichen wissenschaftliches Interesse im Allgemeinen, meinen Negretti-Stamm nicht untergehen zu lassen, sondern in sich rein zu erhalten, mit dem Bestreben, ihn durch

nun sachverständiger gewordene Auswahl der Zucht-Thiere in ihm, in Feinheit und Milde oder Sanftheit der Wolle in sich selbst so weit als nur möglich zu führen; und schon in der Sprungzeit von 1821 ließ ich die auserwähltesten Negretti-Mütter, mit 2 ausgesuchten selbst gezüchteten ganz reinen Rembouilletter-Widdern allein hüten, was nun völlig consequent in der Art fortgesetzt werden wird, daß in Reiffenstein und Scharfenstein:

1) Die feinsten und mildesten Rembouilleter-Mütter, und die nur wenigern, mit gar zu großer Abnahme des Schurgewichts, exaltirt fein, oder zu leichtfellig werdenden Sachsen-Mütter in einen Haufen kommen, und das Feinste und Mildeste von reinen Rembouilleter-Widdern zugegeben erhalten, was ich besitze, wogegen

2) die tadelfreien Sachsen-Merinos, und die starkwolligsten Rembouilletter-Mütter wieder in einen Haufen kommen, und das auserwählteste, was ich von reinem Escurial-Blute von Ihren beiden Widdern, und Pötnitzer und Rochsburger Müttern an jungen Widdern besitze, zugegeben erhalten, — dabei aber neben der Feinheit und Ausgeglichenheit, stets auch die Geschlossenheit des Vließes beachtend, — so daß ich in der Abtheilung 1)

reine Rembouilletter veredelnde Inzucht, und den Versuch corrigirender Kreutzung mit vorzüglichen Negretti-Vätern bei Escurial-Müttern, und in der Abtheilung 2) reine Escurial veredelnde Inzucht, und den Versuch corrigirender Kreutzung mit vorzüglichen Escurial-Widdern bei Negretti-Müttern, ferner unter übrigens völlig gleicher Localität zu beobachten Gelegenheit habe.

Ich gab dem von Ihnen erhaltenen Kulmen-Widder Nr. 107 bei weitem den Vorzug, und gestehe, daß mir der Hörner-Widder Nr. 19 auch bei völlig ausgebildetem Vließe, noch immer nicht eigenthümlich fein erscheint. Die Lämmer aber, welche ich von diesem in einem eminenten Maaße ausgeglichenen und stumpfwolligen Widder gezüchtet habe in beiden Jahren, sind vortrefflich, und die nun ausgebildeten Jährlinge von der Sprungzeit 1820 übertreffen diesen ihren Vater, wie theilweise ihre Mütter in der Feinhet des Vließes zwefelsfrei, und es ist mir daher das um so merkwürdiger, was Sie, diese Erscheinung gewissermaaßen erleuternd, pag. 438 des neuesten Annalen-Hefres, über die geringeren Wirkungen eines exaltirt feinen Widders im Vergleiche zu 6 bis 7 gradigen Widdern sagen, — wobei iedoch gewiß Alles auf die

Stamm-Aeltern der Widder ankömmt. Wenn auch sehr verspätet, so sage ich Ihnen, mein innigst verehrtester Gönner! nun doch mit um so mehr Ueberzeugung nach vorliegender Ausbildung der Progenitur, auch um so wahrhafter und herzlicher, nochmals meinen recht tief gefühlten Dank, für diese Ihre damalige Ueberlassung dieser beiden von Ihnen bevorzügteten Widder, die mir von großer Wichtigkeit für die Folge in meinen Schäferei-Plänen bleiben werden.

Der damals durch Ihre gütige Auswahl von Frankenfelde mit erhaltene Malmaison-Widder aber, gestehe ich Ihnen offen, wurde in Feinheit und Ausgeglichenheit des Vließes von unsern selbst gezüchteten vorzüglicheren Rembouilletter-Widdern doch so sehr übertroffen, daß er nur wegen seiner fast colossalen Statur, in Beziehung auf hier gar sehr zu berücksichtigende Hammelzucht, zu der in der Wolle geringsten Mestitzen-Abtheilung kam. — Auch mit dessen Progenitur aber habe ich, verhältlich, volle Ursache zufrieden zu seyn.

Auffallend aber ist es mir dabei, daß dieser, in aller andern Hinsicht wie mir scheint Regretti-artige Malmaison-Widder, jenen pechartigen, die Wäsche erschwerenden Ueberzug des Vließes fast gar nicht hat, und bei gleich reichem Futter immer jenes grau weiße Ansehen behält, während der Moncey-Widder,

welcher an Feinheit und Sanftheit der Wolle den Electoralen so viel näher kommt, und welchen Sie auch den Sachsen-Müttern zureichend homogen und paßlich erachteten, solchen pecartigen Ueberzug in einem ganz eminenten Maaße hat. — Daß diese Eigenschaft, wenn sie sich constant und vererbend zeigt, der Beachtung bei Zuchtthieren höchst bedürftig sey, scheint mir zweifelsfrei.

Als allgemeine Eigenthümlichkeit ist sie offenbar constant und vererbend bei den Rembouillettern ꝛc., eine Verschiedenheit des Maaßes ist aber auch bei diesen zu beachten, und mit der Vorzug darin bestimmte uns, diesen in seinen übrigen Qualitäten von unsern eigenen Negretti-Widdern übertroffen werdenden Malmaison-Widder, überall zuzulassen.

In Catlenburg erhalte ich die dort eingeführten Escurial-Merinos ganz rein und frei von Negretti-Blut, und da von den 1820 erhaltenen Mutter-Stämmen der stärkste und vorzüglichste, der Zahl und Qualität nach, der Pötnitzer war, und ich daher gleichzeitig einige sehr vorzügliche Widder durch die Gefälligkeit des Herrn Oberamtmanns Nordmann dabei erhielt, so wird die völlig reine Inzucht in diesem Pötnitzer Stamme mit sorgfältiger Auswahl fortgesetzt, wogegen die in der Heerde seyenden sonstigen sächsischen Me-

rinos mit diesen Widdern reiner Pötnitzer Zucht begangen werden.

Aber auch die, durch Ihre gütige Vermittelung erhaltenen 20 Frankenfelder Mütter habe ich dort behalten, und es sind davon aus der Kreuzung mit freilich sehr auserwählten Pötnitzer Widdern, ein Paar, als Jährlinge nun ausgebildete, Zibben gefallen, welche in Feinheit, Ausgeglichenheit, Dichtwolligkeit und Statur, eigentlich nichts zu wünschen übrig lassen. Auch ein Widder ist davon gefallen, welcher, gleichwohl bei etwas minderer Feinheit als jene Zibben, in Ausgeglichenheit sowohl des einzelnen Haares in sich, als der verschiedenen Theile des Körpers, in Dicht- und Stumpfwolligkeit selbst an den Extremitäten, so wie von Statur, zu den vorzüglichsten Thieren gehört, welche wir jemals züchteten. Auch von jenem Pech auf dem Vließe ist er ganz frei. —

Es versteht sich von selbst, daß die Ohrmahle also eingerichtet sind, daß wir allenthalben stets sogleich erkennen können, aus welchem Stamme väterlicher und mütterlicher Seits jedes einzelne Thier gefallen sey.

Die individuellen Aeltern durch angehängte Nummern zu bezeichnen, ist uns nach enormer Arbeit dadurch dennoch mißlungen, daß das Verlieren einzelner Nummern nicht zu verhindern stand, und Ihre vortreffliche Zeichnungs-Methode durch

Kerben in den Ohren, war bei den erkauften Müttern mit schon vielfachen Ohren-Zeichen, nicht mehr anwendbar. Die jetzigen Jährlings-Zibben werden im nächsten Frühjahre, — da Erfahrung uns gezeigt hat, daß man erst bei den Erstlingen das Vließ als bleibender ausgebildet betrachten könne, — nach ihren Vließen classificirt und in jener Art nummerirt werden. —

Bis dahin helfen wir uns damit, daß wir die Mutter nach ihren Vließen mit Berücksichtigung des ganzen Charakters neben der Feinheit, in größere gemeinsame Classen bringen, und jede Classe in der Sprungzeit für sich mit für sie ausgewählten Widdern besonders hüten lassen *).

Für den Haufen, aus welchem in Catlenburg, Widder gezüchtet werden sollen, werden für jetzt nur

---

*) Es ist so eben von der Königl. Kammer für das Catlenburgsche Vorwerk Albrechtshausen ein auf Stallfütterung mit berechneter Stall von 180 Fuß Länge und 52 Fuß Tiefe verwilligt, welche bei dann zu Hülfe zu nehmender Stallfütterung die einzuführende Paarung aus der Hand begünstigen und erleichtern wird. — Ein gleiches wird auch hier in Reifenstein möglich werden, mit Hülfe eines ebenfalls von dem Königl. Finanz-Ministerio auf eine sehr liberale Weise verwilligten sehr vorzüglichen neuen Schaafstalles.

nur Widder aus dem Pötnitzer Stamme väterlicher und mütterlicher Seits erwählt. Fallen aber von den Müttern anderer Merino-Stämme Thiere, so ausgezeichnet für das mir vorgesteckte Ziel, als z. B. jener erwähnte Widder von einer Frankenfelder-Mutter, so werden solche den Metis-Heerden beigegeben, — und der Ueberschuß an nicht selbst bedürftigen Widdern in Catlenburg wie in Reiffenstein wird mit genauer Angabe der Stamm-Aeltern verkauft.

Auf das allerlebhafteste ergreift mich Ihre neueste vortreffliche Abhandlung in den Annalen für die mercantilische Räthlichkeit, ja selbst Nothwendigkeit, in jeder Schäferei nur eine der von Ihnen geschiedenen Abarten zu cultiviren, und selbst in den Metis-Heerden, schon aus mercantilischen Rücksichten, nicht bloß mehr nach der Feinheit des Haares, sondern eben so sehr nach dem ganzen Charakter des Vließes auszumärzen. Wenn man aber neben der Veredlung der Metis-Heerde gleichzeitig deren beträchtliche Erweiterung zu poussiren hat, — ich fand auf den Amts Reiffensteinschen Königlich Preußischen Gütern 1811 überhaupt = 800 Stück, auf den Amts Catlenburgschen Königlich Hannövrischen Gütern 1820 überhaupt = 1400 Stück Schaaf-Vieh vor, und gehe in dem nächsten Winter an beiden Orten zusammen, mit = 5000 Stück zu

Stalle, — so muß man vorläufig sich schon begnügen, in den Metis-Heerden das Ausmärzen von dem Grade der Feinheit und Ausgeglichenheit, — eigentliche Fehler-Freiheit des einzelnen Vließes an sich vorausgesetzt, — abhängig zu machen, und dem Ziele eines bestimmten Characters einer einzelnen Abart durch die ganze Schäferei, vorläufig nur durch die Auswahl der Widder entgegen zu streben *). —

Auf keine Weise aber vermag ich es auszudrücken, wie tief und wie lebhaft ich davon durch-

---

*) Eine auffallende und mir noch nicht ganz erklärliche Erscheinung ist es aber, daß die Reiffensteiner Metis-Heerde, welche seit 1812 ebenfalls stets nur die selbst gezüchteten Negretti-Widder beigegeben erhielt, die vorhandenen Original-Stämme, in Feinheit der Wolle zum großen Theile nicht blos eingeholt hat, sondern übersteigt, so daß ich anfange verlegen zu werden, gleichfeine Widder für die erste Classe der Metis-Heerde aus den Original-Stämmen zu finden. Eine gleiche Erscheinung bieten zwei andere benachbarte Schäfereien dar; die eine erhielt seit langen Jahren die Widder aus der andern ihr weit überlegenen, und selbst bis jetzt nie andere Widder, und dennoch hatte diese jüngere Schäferei jene ältere in der Feinheit eingeholt und überstiegen? — Sollte nicht das, der Metis-Heerde immer neue, fremdere Blut des andern Stammes doch einigen Antheil daran haben —?

drungen bin, wie unendlich viel, und welch eine ganz neue Richtung, Ihrer scharfsinnigen Auffassung und Trennung der in unsern Merino-Heerden zu erkennenden Abarten, unsere vaterländische Schaafzucht verdanken wird; und ein neues und unvergängliches Denkmal Ihrer Verdienste um unser Gewerbe und um unsere Wissenschaft, haben wir und unsere spätesten Nachkommen darin zu verehren! —

Durchdrungen von dieser für die Wissenschaft wie für die Praxis gleich hohen Wichtigkeit eines solchen gemeinsamen wirklichen Studii der Merino-Abarten, unter dem großen Vortheile Ihrer Leitung, erlaube ich mir nun die herzliche Bitte, mir die Theilnahme an dem von Ihnen pag. 454 des Aprilheftes der diesjährigen Annalen auf eine so geistvolle Weise vorgeschlagenen Conventes der nach Vervollkommnung strebenden Schaafzüchter, zu meiner weiteren Belehrung zu vergönnen, und gern füge ich dabei hiemit die Verpfändung meines Ehrenwortes hinzu, daß ich zu der näher zu eröffnenden Zeit in Leipzig persönlich, oder unglücklichsten Falles durch einen Substituten, erscheinen, oder die Conventional-Strafe von 5 Louisd'or einsenden werde, von welcher Verpflichtung mich nichts als der Tod befreien soll und kann *).

*) Diese Bedingung ist jetzt aufgehoben. Th.

Ich habe geglaubt diesem meinem Wunsche jene nähere Andeutung des Standpunktes der von mir cultivirt werdenden Schäfereien und ihrer Stämme paßlich voranzuschicken, da solches vielleicht Gelegenheit giebt, mir Anleitung zu einzelnen bestimmten Beachtungen in jenem Schäferei-Cultur-Betriebe zu ertheilen, welche für gewünschte Erörterungen bei jener Zusammenkunft einiges Interesse haben könnten; daher ich auch mein Verfahren offen vorgelegt habe, wie es war, und wie es ist, — Belehrung über dabei eingetretene Mißgriffe wünschend und erbittend, und nicht fürchtend.

Ihrer auffordernden Erlaubniß zu Folge mögte ich meiner Seits zur Vorbereitung der Erörterung nachstehende Fragen vorschlagen:

1) Werden in den als vollkommen constant anerkannten sächsischen eigentlichen Merino-Schäfereien noch jetzt wohl Lämmer mit durchsichtig stehenden Haaren geboren, unter denen der eigentliche künftige Pelz, dichter auf der Haut, in den ersten Monaten versteckt ist, und welche Haare dann abfallen? —

2) Wird man, wenn dieses nicht der Fall ist, nicht Nachrichten darüber aus den ursprünglichen Königl. Sächsischen Stamm-Schäfereien erhalten können, ob dieses Behaartseyn der Lämmer auch daselbst ursprünglich nicht

statt gefunden, oder ob es sich nach und nach verloren hat?

3) Ist es von denjenigen, welche Stämme haben, worin Lämmer dieser Art vorfallen, vielleicht beobachtet worden, ob dergleichen behaart geborne Lämmer demnächst stets kurz- und gedrängtwollige und geschlossene Vließe bekamen, oder sind auch die in solchen Stämmen vorkommenden gedehntwolligen Individuen von ungeschlossenen Vließen mit dergleichen Haaren geboren?

4) Hat man allgemein die Bemerkung gemacht, daß die Vließe der Thiere, welche mit dergleichen Haaren geboren wurden, demnächst etwas gleichartig weniger sanftes, weniger geschmeidiges, etwas derberes und harscheres erhielten, als die der Individuen, die ohne dergleichen Haare geboren wurden?

5) Finden sich in den jetzigen sächsischen eigentlichen Merino-Stämmen überall keine Individuen, deren ausgewachsenes Vließ mit jener schwarzbraunen, pechartigen, bei den stumpfwolligen gleichsam kleine Kugeln bildenden, bei den spitzwolligen die Stapel-Spizzen gleichsam zusammenleimenden, in der Wäsche schwer auflöslichen Substanz überzogen ist, welche bei weitem der Mehrzahl der Oester-

reichischen, Französischen oder neu-original Spanischen Merinos eigenthümlich ist?

6) Wenn deren in den jetzigen sächsischen alten Stämmen überall nicht mehr vorkommen, sondern solchen sämmtlich jene, auch bei dem reichsten Futter verbleibende, mehrere Lockerheit der nicht gleichsam verpichten Stapel-Spitzen, jetzt eigenthümlich ist, werden dann wohl nicht glaubwürdige Nachrichten darüber zu erhalten stehen, ob dieses von jeher so war? oder ob man ursprünglich bei den, in den sächsischen Urstamm-Schäfereien eingeführten original-spanischen Thieren auch mit dieser Unannehmlichkeit zu kämpfen hatte, und solche sich dann nach und nach verlor.

In Verbindung mit dem, was ich weiter oben über die weitere Verfolgung der Untersuchung äußerte, ob die jetzige mehrere Sanftheit und Milde der sächsischen Merino-Wolle im Vergleiche zu jener Französischen, Oesterreichischen und überhaupt jetzigen original-spanischen Wolle, Folge sey verschiedenen Urstammes, oder Folge der Cultur und climatischen Wirkungen auf eine lange Reihe von Generationen in den sächsischen Schäfereien; in Verbindung mit dem, was ich weiter oben über die, mir

jetzt noch offen scheinenden Wege für eine solche Untersuchung äußerte, wird man leicht erachten, daß ich mit jenen 6 Fragen eine weitere Discussion über solche Hauptfrage in Verbindung zu setzen wünsche, und jene nur als Vorbereitung und Unterstützung solcher Untersuchung an sich betrachte; indem deren ernstlichste weitere Verfolgung wohl nicht bloß ein allgemein naturhistorisches, als vielmehr ein sehr großes rein praktisches Interesse für unsere höhere Schaafzucht, und besonders für diejenigen hat, welche dergleichen, in der Sanftwolligkeit und Ausgeglichenheit der jetzigen sächsischen Merinos nachstehende, in manchen andern Qualitäten solche aber vielleicht auch übertreffende, neuere original-spanische Stämme besitzen, da, wenn ein und derselbe Urstamm zum Grunde läge, bei jetzt weiter vorgerückter Intelligenz in dieser höheren Schaafzucht, es doch vielleicht möglich wäre, diese Vorzüge der jetzt sächsischen Merinos, jenen neueren original-spanischen Stämmen durch Cultur in unserm Clima ebenfalls anzueignen, ohne manches von ihren Vorzügen dabei aufzuopfern. Wenigstens würde diese Discussion vielleicht zu der Verabredung und Feststellung der weiter wünschenswerthen Be-

obachtungen von Seiten der Besitzer solcher neuerer original = spanischer Merino = Stämme führen, und werde dazu auch ich nach Anleitung und Uebereinkunft des Conventes gern erbötig seyn.

Ich erlaube mir nun noch eine

7te Frage hinzuzufügen über die Gränzlinie der Vorzüglichkeit und der Fehlerhaftigkeit der Kräuselung der, zu feinen Tüchern bestimmten, Wolle, wozu mir John Luccock in seinem allerdings klassischen Werke, „Ueber Wolle im Allgemeinen" Veranlassung giebt.

Er sagt Theil I. pag. 180. §. 68 über Kräuselung: „die besondere Eigenschaft, sich zusammenzuziehen, kann in der Wolle in keinem zu hohen Grade vorhanden seyn u. s. w." Dann sagt er weiter pag. 182, „doch darf der Wollpfleger nicht glauben, daß jede Art von Kräuselung, die er an den Vließen seiner Schaafe bemerkt, ein Zeichen sey, daß sich die kardätschte Wolle zusammenketten, und eine Rolle, die erste Grundlage des Fadens, bilden werde." — Er tadelt dann vorzüglich die Art von Kräuselung, „daß die Krümmungen in dem Wollhaar auf eine ganz eigene Weise in einander passen, als wenn sie durch eine von außen auf den Stapel wirkenden Druck gebildet worden wären, nicht aber durch eine Ur-

sache, die auf jedes einzelne Haar besonders wirkt, so wie es durch die Poren der Haut kommt u. s. w." Zu wünschen mögte es seyn, daß alle diejenigen, welche an der Discussion über diesen Gegenstand Theil nehmen wollen, diesen ganzen, überaus interessanten, belehrenden, und auf die hohe Wichtigkeit der Beachtung der Art der Kräuselung des Wollhaares den Schaafzüchter aufmerksam machenden §. 68. in Luccocks angeführtem Werke, als Vorbereitung auf solche Diskussion, in seinem ganzen Zusammenhange nachlesen mögten.

Deutlicher über den Gegenstand zu reden, als Luccock es thut, scheint nicht möglich, und dennoch drängt mir dieser Paragraph eine Art von Verwirrung der Bilder auf, welche ich bis dahin respective von der Fehlerhaftigkeit oder Vorzüglichkeit der Kräuselung der Wolle aufgefaßt hatte; und ich habe gefunden, daß es mehreren, gern nach dem Höheren strebenden, Schaafzüchtern also gehet. —

Bei Diskussion meiner 7ten Frage:
Welche Art von Kräuselung des Wollhaares bildet für den Zweck der feinen Tuch-Fabrikation das Ideal?
wünsche ich daher mehr eine anschauliche Belehrung, durch Vorlegung eines, wenig-

stens rücksichtlich dieser besondern Eigenschaft das Ideal erfüllenden, ungewaschenen Vließes, oder auch nur Proben im gewaschenen und ungewaschenen Zustande, und wünschte, als Unterabtheilungen solcher Frage,

a) die Gränzlinie, wo diese geforderte starke Kräuselung jedes einzelnen Wollhaares anfängt in den Fehler des Gezwirntseyns, oder eines unklaren Wuchses überzugehen, so wie

b) die Gränzlinie, wo das, was man sonst gewöhnlich als einen klaren, gleichmäßigen Wuchs in der Kräuselung des Wollhaares als einen Vorzug betrachtet, anfängt in den Fehler überzugehen, gegen welchen Luccock so so sehr warnt, daß die Krümmungen nicht übereinstimmend und in einander passend also seyn sollen, als seyen sie durch einen äußeren Druck auf den ganzen Stapel entstanden, — als Unterabtheilungen jener 7ten Frage, wünschte ich diese beiden Gränz-Linien zwischen Vorzüglichkeit und Fehler der Art der Kräuselung, ebenfalls nicht in Worten, sondern anschaulich durch vorgelegte Proben in gewaschenem und ungewaschenem Zustande, bei Gelegenheit dieses Conventes erörtert zu erhalten.

Endlich würde es

8) mir und vielleicht mehreren, eine überaus interessante Belehrung seyn, bei Gelegenheit solchen Conventes das Charakteristische=Barschere oder doch weniger sanfte der Wolle, welches die Vließe der Negrettis selbst dann noch von denen der Escurials unterscheiden läßt, wenn selbst die letztern in Feinheit den erstern nachständen, ebenfalls anschaulich unter Vorlegung zweier sich also charakterisirenden Vließe, näher erörtert zu erhalten, indem man in Vergleichungs=Sachen dieser Art, auch durch den deutlichsten Vortrag, ohne eigene unmittelbare Anschauung, zu einer klaren Erkenntniß nicht gelangen kann.

Indem ich nun nur noch Ihre Erlaubniß erbitte, mein höchst verehrtester Freund! ein oder die andere später vielleicht noch sich mir aufdringende Frage nachfügen zu dürfen, erlaube ich mir noch, rücksichtlich der Art des Zusammenseyns jenes Conventes, allerdings auch meine Stimme dahin auszusprechen, daß selbst eine dadurch etwa nothwendig werdende Mehr=Ausgabe für die Wohnung der Auswärtigen nicht zu achten seyn würde, für den Gewinn, jene Tage über gemeinschaftlich in einem

Hause zu wohnen, und werde ich jede desfallsige, mich mit berücksichtigende, gefällige Bestellung eines solchen gemeinschaftlichen Logis, dankbar anerkennen. Mit den eigenthümlichen und unauslöschlichen Dankgefühlen, welche so vielfach von Ihnen ausgehende Belehrung stets erhöhet.

X.

Nähere Bestimmungen über den künftigjährigen Schaafzüchter-Convent in Leipzig.

Vergl. Bd. VIII. S. 454.

Mein Vorschlag dazu hat so vielen Beifall gefunden und so viele Theilnehmer herbeigezogen, daß seine Ausführung keinen Zweifel mehr finden kann. Schon haben sich Theilnehmer genug gemeldet, ihn zu constituiren und es ist nur die Besorgniß entstanden, daß die Versammlung durch zu großen Zudrang von blos Neugierigen zu zahlreich werden möge. Um dies zu verhindern, sind nun folgende Bedingungen des Zutritts festgestellt worden, ohne welche er nachmals nicht gestattet werden kann.

1) Man meldet sich dazu bei dem Secretair des Convents Hrn. Menzel in Möglin franco Wriezen a. d. Oder, spätestens vor Ende Januars 1823.

2) Dieser Meldung wird ½ Frd'or oder dessen Werth in Preuß. Cour. beigelegt, wovon die Druck-

kosten einer Uebersicht der eingegangenen zum Vortrage zu bringenden Gegenstände, welche den Mitgliedern einige Zeit vor dem Convente zugeschickt wird, dann des Protokoll-Auszuges, den ebenfalls jeder nach dem Convente erhält, endlich die Reisekosten und Honorar des Secretairs nebst anderen unzubestimmenden Ausgaben bestritten werden.

3) Ferner muß dieser schriftlichen Meldung eine oder andre Bemerkung, Frage, Thema oder Aufsatz, welche Gegenstände der Verhandlungen zu werden geeignet sind, beigelegt werden. Hat es Bezug auf eine besondre Wolle, so wird eine hinlänglich starke Probe beigefügt. Wenn jemand beim Vortrage seinen Namen verschwiegen wünscht, so kann es geschehen. Alles was auf Wollproduktion Bezug hat, aber nichts anderes, kann zum Vortrage gebracht werden. Was individuelle Handels-Angelegenheiten betrifft, ist ausgeschlossen.

4) Der Inhalt dieser schriftlichen Mittheilungen wird in den Versammlungen zuvörderst diskutirt; nachdem dieses abgethan worden, werden andere mündliche Vorträge nach der von dem zu erwählenden Vorsteher zu bestimmenden Ordnung vernommen.

Wer als Wollproducent die unter 1, 2 und 3 angegebenen Bedingungen vor dem bestimmten Termin nicht erfüllt, kann keinen Zutritt erhalten. Fabrikanten und Wollhändler können auf Veran-

lassung oder mit Genehmigung des Vorstehers jederzeit zugezogen werden. Die Bestimmung einer Conventional-Strafe, im Fall des Ausbleibens, ist dagegen aufgehoben, indem die Besorgniß, daß die Versammlung unvollzählig werden möge, wegfällt.

Man bittet in den Anmeldungs-Schreiben alles nicht zur Sache gehörige wegzulassen, so wie Titulaturen und Schlußformeln und die Antwort auf gleiche Weise zu erwarten, Eine deutliche Unterschrift des Namens, Orts und nöthigenfalls des Post-Comtoirs versteht sich von selbst.

Als Beispiel aufgeworfener und aufzuwerfender Fragen stehe hier folgende:

In welchem Grade ist das Zwirnen, Drehen und Perlen der Wolle so tadelhaft, daß es den Werth derselben — der großen Feinheit und Sanftheit ungeachtet, die solche zu haben pflegt — bedeutend herabsetzt? Die beikommenden 3 Proben A. B. C. zeigen diese tadelhafte Eigenschaft in 3 Graden.

A läßt sich durch Zupfen und Pflücken ziemlich leicht entwickeln und scheint dann eine ganz vorzügliche Wolle zu den feinsten Fabrikaten zu seyn.

Bei B hält es schwer sie dadurch zur völligen Klarheit zu bringen.

Bei C ist es, ohne eine mir unbekannte Procedur unmöglich.

Wie entsteht dieser Fehler? — Man hat angegeben, daß er durch eine Ungleichheit der Haare sich erzeuge, aber dies ist bei der Probe A wenigstens nicht der Fall.

Ist er erblich? — Man findet ihn häufig in gewissen Stämmen. Aber es fallen auch in anderen Stämmen, die davon sonst frei sind, einzelne Thiere, welche ihn haben.

Oft zeigt er sich nur eine Handbreit am Genick. Ist ein Bock, der eine solche Stelle hat, aus Besorgniß, daß sie sich auf die Descendenz weiter verbreiten werde, durchaus verwerflich?

Muß man schon einen Bock scheuen, dessen Mutter diesen Fehler hatte, wenn er selbst auch davon frei ist?

Einsender dieses hat Versuche bei der diesjährigen Paarung mit dem Bock, wovon die Probe A genommen ist, angestellt; wünscht aber, daß andere sie wiederhohlen und daß diejenigen, welche darüber Beobachtungen zu machen Gelegenheit gehabt haben, solche mittheilen mögen. Da es ein Fehler ist, der sich bei den feinsten Escurial-Heerden am häufigsten einfindet, so scheint er ihm der genauesten Untersuchung werth.

Thaer.

XI.

Die gegenwärtige Zeit und ihre Erwartungen aus gewerblichem Gesichtspunkte.

In Stunden einer Zeit von allgemeiner Gewerbloſigkeit und Bedrängniß, wo man muthlos gemacht durch die augenblicklichen dunkeln Aussichten, dahin neigt, ſich der Furcht und unnöthigen Sorge für die Zukunft zu ſehr hinzugeben, gewährt es oft nicht geringen Troſt, wenn man aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückblickt, wenn man gewahrt, daß Aehnliches ſich ſchon früher begeben, daß es nicht neu und ungewöhnlich iſt; daß aber oft, wenn die Zeiten am ausſichtsloſeſten waren, unerwartet und plötzlich die günſtigſte Aenderung eintrat, wo man es nicht wähnte und die alten glücklichen Verhältniſſe wiederherſtellte, und

daß im Laufe der Zeit auf dunkle Nacht immer wieder lichter Morgen folgte.

Aus Arthur Youngs Reisen, die zum Theil in der Periode der ersten Friedensjahre nach einem Kriege fallen und ein lebendiges Gemälde der damaligen Lage der gewerblichen Verhältnisse geben, kann man und können insbesondere diejenigen, welche die Furcht in der jetzigen Krisis den Vorboten eines allgemeinen Ruins erblicken läßt, in dieser Hinsicht schon vielen Trost schöpfen, wenn man daraus ersieht, wie gehemmter Verkehr die gewöhnliche Folge des Uebergangs von dem Zustande der Ueber-Aufregung zu dem der Ruhe war; wie selbst in glücklichern Verhältnissen gleiche Ursachen gleiche Wirkungen auf den Wohlstand hervorbrachten und wie sich mit der Zeit doch Alles wieder zurecht gezogen und ausgeglichen hat und der alte Wohlstand allmählig zurückgekehrt ist.

Man muß über den engen Gesichtskreis der Gegenwart hinauszublicken verstehn und sich nicht durch sie befangen lassen, wenn man sie richtig beurtheilen und mit Glück die Zukunft errathen will. Man muß in die Vergangenheit zurückgehen und hier die Gesetze erforschen, welche dem Lauf der Dinge die Richtung gaben. In der Vergangenheit liegt der Schlüssel für die Zukunft.

Daß die ersten Friedensjahre nach einem Kriege, zumal einem so langdauernden wie der ver-

gangene, in Bezug auf Gewerbe, stets kritische sind, lehrt die Erfahrung. Daß wir dahin auch die gegenwärtigen rechnen müssen, daß wir augenblicklich noch unter ihrem Einflusse stehn, wird niemand läugnen wollen, der die Ursachen und zumal die, durch verschiedene, theils zufällige Umstände, theils irrige Zeitansichten, gesteigerten Ursachen der jetzigen Krisis durchblickt. Die Ursache aber, warum die ersten Friedensjahre stets diese Wirkung haben, muß man, glaube ich, größtentheils in dem Plötzlichen des Uebergangs von einem Zustande zu dem entgegengesetzten suchen; denn kolossale Massen, wie Staaten es sind, wollen sich langsam bewegen und nur allmählig ihre Richtung ändern und jede plötzliche Hemmung oder veränderte Richtung ihrer Bewegung wirkt für den Augenblick umwälzend und zerstörend, bis sich der Zustand des Gleichgewichts der entgegenwirkenden Kräfte wiederhergestellt hat. Während des Kriegs werden eine Menge aufgehäufte Werthsvorräthe (Capitale) aus den Winkeln hervorgezogen und zu vermehrten Anstrengungen und Anschaffungen verwandt, und diese geben vermehrten Verdienst. Im wiederhergestellten Friedenszustande tritt ein umgekehrter Fall ein. Jener außerordentliche Verdienst hört nicht nur auf, sondern es sollen auch zur Abtragung von Schulden Capitale umgeschaffen und aus dem Verkehre herausgezogen werden. Theils kommt noch hinzu, daß

auch ein jeder Einzelne nach wiederhergestellter Ruhe seinen individuellen Schaden in der beregten Zeit einholen und seinen Wohlstand wieder herstellen will. Er sucht daher zu diesem Zwecke von der einen Seite mehr zu erwerben, er produzirt mehr; und auf der andern mehr zu sparen, er konsumirt weniger und darin ist wohl der erste Grund der entstehenden Stockung zu suchen.

Daß die jetzige allgemeine, so weit verbreitete Stockung im Verkehre und die dadurch entstandene Krisis, welche gegenwärtig auf alle Gewerbe mehr oder weniger ihren lähmenden Einfluß übt, hauptsächlich in der Noth des landbauenden Theils der Gesellschaft seinen Ursprung habe, entstanden durch eine durch zufällige Umstände im Zusammentreffen mit natürlichen Ursachen, an Werthlosigkeit grenzende Wohlfeilheit fast aller landwirthschaftlichen Erzeugnisse — mit alleiniger Ausnahme von Wolle — darüber ist man jetzt ziemlich allgemein einverstanden. Diese setzt die wichtige Classe des Landmanns außer Stand, sich ihre Bedürfnisse einzutauschen und verursacht dadurch die Hemmung.

Es ist begreiflich, daß in der menschlichen Gesellschaft das Ganze leidet, wenn ein Theil leidet, weil in ihrem gesittigten Zustande alle gegenseitig von einander abhängig und sich unentbehrlich sind. Jeder bringt sich seine Bedürfnisse nicht mehr direkt hervor, sondern erwirbt sie sich größtentheils

indirekt. Indem Einzelne, wie ganze Klassen, sich auf die Erzeugung eines besondern Theils derselben beschränken, benutzen sie ihre Erzeugnisse als Mittel, um sich mit Hülfe derselben ihre Bedürfnisse einzutauschen. Sie bedürfen nothwendig eines Abnehmers dafür, denn nur unter der Bedingung, daß sie ihnen abgenommen werden, werden sie ihnen Mittel zum Erwerb und sie werden dadurch von jenen abhängig. Die natürliche Folge davon, wenn dies nicht geschieht, ist die, daß sie außer Stande gesetzt werden, nicht nur sich ihren Unterhalt zu erwerben, sondern auch andern Abnehmer für ihre Erzeugnisse zu werden und es entsteht dadurch eine Hemmung im Austausch der gegenseitigen Bedürfnisse, oder im Verkehr wenn man will, welche von beiden Theilen gleich nachtheilig empfunden wird. Daß das Ganze aber sehr so leidet, ist sehr erklärlich, wenn der leidende Theil ein so bedeutender ist, wie hier der Fall. Leider wird aber die Wichtigkeit des landwirthschaftlichen Gewerbes, die sich hinter der Unscheinbarkeit desselben verbirgt, nicht genug beachtet und zu sehr übersehen und daher hat es sich so wenig des besondern Schutzes zu erfreuen, den es mit so vollem Recht in Anspruch nehmen dürfte. Daß die Wichtigkeit desselben sich verbirgt, liegt in der durch die Natur der Sache begründete Verbreitung seiner Arbeiter über eine große Fläche, wodurch sich nirgends

wie bei Fabriken, eine imponirende Menge derselben auf einer Stelle zusammengehäuft, dem Auge darbietet; und doch bedeuten diese im Vergleich damit oft wenig. Eine Oekonomie, welche hundert Menschen nähret, gehört noch keineswegs zu den bedeutenden, sie verliert sich ganz in der Masse, während eine solche Fabrik als sehr bedeutend und der besondern Aufmerksamkeit werth erscheint. Wenn aber selbst in England, das man vorzugsweise für einen handelnden und manufakturirenden Staat hält, das Einkommen aus dem Ackerbau, wie es sich ausgewiesen hat, dasjenige aus Handel und Fabriken zusammen, um das doppelte übersteigt, so möchten die Lenker des Staatsruders wohl Ursache haben, dem wichtigsten Gewerbe mehr Aufmerksamkeit zu zollen; denn wenn man anzunehmen pflegt, daß in Deutschland nur ungefähr der achte Theil der Bevölkerung in den Städten wohnt, so kann man gewiß rechnen, daß von fünf Einwohnern mehr als vier vom Ackerbau leben.

Ganz insbesondere nun aber hat die Noth des deutschen Landmanns ihre Gipfel erreicht. Sie ist größer als man es in den Städten zum Theil nur ahndet. Man muß näher damit bekannt seyn und Gelegenheit gehabt haben, vielfältig zu beobachten, um zu wissen, wie sehr sie es ist *). Das

*) Als ein kleines Beispiel davon folgende Thatsache.

Hauptprodukt des Ackerbaues, das Getreide, steht in manchen Gegenden Deutschlands fast beispiellos niedrig im Preise und in den exportirenden Provinzen sogar niedriger, als im Jahre 1810 bis 11, wo sich durch die Sperrung der Schiffahrt während der Invasion der Franzosen der Vorrath zweier reichen auf einander folgenden Ernten aufgehäuft hatte. Die Preise stehen im Durchschnitt unter dem halben Produktionswerth. In Mecklenburg z. B. wo man den Anschlagspreis des Roggens wenigstens zu 40 Schilling für den Rostocker Scheffel annehmen muß (= der Berliner Scheffel 1 Rthlr. 8 Gr. Ggr. Preuß. Cour.) und den der Gerste mindestens zu 24 Sch. (= der Berliner Scheffel 20 Ggr. Preuß. Cour.), steht der Preis jenes auf 16 Sch. (13 Ggr. der Berliner Schfl.) und noch darunter und Gerste ist zu 8 Sch. und nicht tadelfreie Waare noch niedriger verkauft worden. Die hundert Pfund Roggen kosten demnach nicht einmal 28 Sch. und eben so viel Gerste 14 Sch., was ich zur Vergleichung mit dem Preise des Heues und dem danach auszumittelnden Fut-

---

Der Verfasser schickte vor kurzem auf einige Bauerdörfer, um etwas Sackleinen kaufen zu lassen, es war aber nichts aufzutreiben, weil, wie die Bauern versicherten, sie kein Geld hätten, um etwas weben lassen zu können!!

terwerthe besonders anführe. Hafer soll in Rostock sogar zu 4 Sch. (der Berl. Schfl. 3 Ggr.) verkauft seyn, und wenn dies freilich wohl nur im Kleinen und bei einzelnen Partheien der Fall gewesen seyn mag, so ist es doch des Unerhörten wegen merkwürdig. Alte erfahrne Landwirthe, welche fast ein halbes Jahrhundert zurückdenken können, versichern, sich ähnlicher Preise wie die jetzigen nicht erinnern zu können und auch nicht von solchen erzählen gehört zu haben.

Sehr erklärlich ist es, daß der Produzent sehr leiden muß, wenn er für seine Erzeugnisse nicht einmal die Hälfte wieder erhält, was sie ihm selbst kosten, zumal bei einem Gewerbe, das die Arbeit ohnehin am schlechtesten bezahlt macht. Aber es kommen noch Verhältnisse hinzu, die sie um so drückender machen. Dahin rechne ich ganz vorzüglich, daß die ackerbauende Classe im Ganzen jetzt verhältnißmäßig ungleich weniger Kräfte hat, als sie ehemals, zumal in frühern Zeiten besaß.

Der Bauer — welcher, beiläufig sey es gesagt, als kleiner Landwirth im Gegensatz gegen den großen, in dem Verhältnisse des Handwerkers steht, dem sein Gewerbe das Mittel wird, seine Arbeit zu Gelde zu machen, oder mit andern Worten, sich ein Tagelohn zu verdienen, während das Gewerbe der großen Landwirthschaft gleich jedem andern fabrikmäßigen Betriebe eine Anlage auf Ca-

pital ist. — Der Bauer, zumal der kleine Bauer, fühlt den Druck von Conjunkturen wie die gegenwärtige weniger, weil er seinen Unterhalt und seine Bedürfnisse seinem Grundstücke, das er mit den Seinigen mit eigener Hand bearbeitet, zum größten Theile unmittelbar abgewinnt. Verkauft wird nur, was er über seinen Bedarf baut, und dieses wird ihm das Mittel, sich für seine mehr aufgewandte Arbeit ein Tagelohn zu verdienen, womit er seine übrigen einzukaufenden Bedürfnisse bestreitet. Muß er seinen Ueberfluß zu niedrigen Preisen weggeben, so ist er, vorausgesetzt, daß er im unverschuldeten Besitze des Materials seiner Arbeit, seines Grund und Bodens ist, darum noch in keiner schlimmen Lage, er erhält für seine Mehrarbeit nur ein schlechtes Tagelohn und er wird sich, da der Landmann in der Regel nicht eher kauft, als bis er das Geld dazu in Händen hat, gezwungen sehn, durch augenblickliche Ersparung von Ausgaben, das Mißverhältniß seiner Einnahme wiederherzustellen. Weniger gut ist in einem solchen Zeitpunkte, der, sein Gewerbe fabrikmäßig betreibende große Landwirth daran, welcher alle Arbeit für Geld, durch geworbene Arbeiter und zu einem feststehenden Preise verrichten läßt. Besitzt er sein Gut unbeschwert von Schulden, so wird er doch, selbst wenn seine Auslagen nicht einmal ganz gedeckt werden, nicht leicht in Verlegenheit

gerathen. Durch Sparsamkeit und äußerste Einschränkung wird er es fast möglich machen können, seine Ausgaben zu decken.

Anders verhält es sich aber mit jedem andern Landwirthe, er sey Pächter oder mehr oder weniger verschuldeter Eigenthümer des Grundstücks, das er bewirthschaftet, welcher einen Theil oder die ganze Rente des darinsteckenden Werths abtragen und an andere auszahlen muß. Sehr begreiflich ist es daher, daß in Jahren wie dem gegenwärtigen, wo manchmal, zumal da, wo die Wirthschaft hauptsächlich auf Kornbau basirt ist, die ganze Pacht zugesetzt werden muß und der Verlust Einzelner in viele Tausende geht, von der einen Seite ungeheure Summen an Kapitalien verloren werden, welche, da sie auf der andern Seite nicht wieder aufgesammelt werden, nunmehr dem Ganzen verloren gehn. Wenn man den reinen Ertrag aus Landwirthschaft auf die deutsche Quadratmeile nur zu 20,000 Rthlr. im Durchschnitte anschlägt und Deutschland daraus, auf seinen mehr als 10,000 Quadratmeilen im Einkommen von 200 Millionen zu erwarten hat, dieser Ertrag nun aber zum größten Theile ausfällt; so ist es sehr erklärlich, daß das Ganze so schmerzlich leidet und daß ein solches Jahr weher thut, als selbst ein schweres Kriegsjahr mit allen seinen Zerstörungen im Gefolge.

Dazu kommt aber, daß man annehmen kann, daß unter denen welche Landwirthschaft als Gewerbe treiben in neuern Zeiten gegen frühere verhältnißmäßig Wenige sind, welche freie Eigenthümer der Grundstücke sind, die sie bewirthschaften. Unverschuldeter Besitz kann fast nur durch ähnliche Institutionen wie die des Lehnssystems aufrecht erhalten werden. Die einem humanern Geist der Zeit gemäße Vererbung zu gleichen Theilen unter den Kindern, hat, weil die Verhältnisse selten eine wirkliche Theilung der Besitzungen erlauben, eine zunehmende Beschwerung des Grundeigenthums mit Schulden zur natürlichen Folge. Verbesserte Hypotheken-Einrichtungen, welche dem weniger Vermögenden durch Hülfe von Anleihen den Erwerb von Grundeigenthum möglich machten, worauf sie hätten verzichten müssen, wenn sie es nur unbeschwert von Schulden hätten besitzen dürfen, haben sehr dazu beigetragen, diese Art des Besitzes zu befördern. Ferner scheint der Gebrauch, daß Eigenthümer ihre Güter durch Verpachtung, statt durch Selbst-Bewirthschaftung nutzen, in neuern Zeiten sehr zugenommen zu haben. Die Capitalisten, scheint es, haben sich mehr in die Städte gezogen und diese zu ihrem Wohnplatz gewählt. Rechnet man zu diesem Allen noch die Schulden hinzu, welche ein fast dreißigjähriger Krieg, welcher größtentheils auf Kosten Deutschlands geführt ist und der mit

Hülfe des Requisitionssystems meist auf dem Landmann gelegen, auf das Eigenthum desselben gehäuft hat; so kann man sichs erklären und darf sich nicht wundern, daß die jetzigen Conjunkturen die landbauende Classe so schwer drücken.

Daher wird und kann die jetzige Stockung im Verkehre nur gehoben werden durch höhere lohnende Preise der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, die ein gerechtes Verhältniß wiederherstellen und aus diesem Grunde konzentrirt sich Alles auf die Frage: ist Wahrscheinlichkeit vorhanden daß sie sich heben?

Ehe wir aber näher hierauf eingehn, wird es nothwendig sein, einen Rückblick auf die Umstände zu werfen, welche einen so tiefen Fall erlaubten, um sich möglichst die Ursachen, welche ihn bewirkten, deutlich zu machen.

Dazu übergehend erlaube ich mir aber zuvor noch eine Bemerkung einzuschalten. Man nimmt gewöhnlich an, es sei das Verhältniß des Bedarfs zu dem Vorrathe, was die Preise bestimmt. Diese Ansicht ist aber nicht ganz richtig, denn es ist weniger das Bedürfniß selbst, als die Meinung, welche man davon hat, die sie regulirt. Die Wirkung der natürlichen Ursachen, welche sie bestimmen sollten, ist langsam und tritt spät ein, aber die entgegengesetzten Leidenschaften, Furcht und Hoffnung, greifen ihr mit der Erwartung, welche sie davon

hegen, vor. Aber eben aus dem Grunde, weil die Marktpreise ein Augenblickliches sind, wirken darauf weniger die entfernten, als die nähern Ursachen ein. Jene sind zum Theil nicht einmal zu ergründen, wir sind also auch außer Stande, ihren Einfluß zu berechnen. Der Bedarf z. B. ist eine unbekannte Größe, und da man kein Mittel hat, den Umfang der Consumtion und Produktion zu ermessen und ihr genaues Verhältniß zu einander in Erfahrung zu bringen, so bleiben uns nichts als unsichere Muthmaßungen übrig. Man muß sich begnügen, aus sehr schwankenden unzuverlässigen Anzeigen darauf zurück zu schließen, und so wird es wieder klar, daß es am Ende nur die Meinung ist, welche sich davon festsetzt und auf die Preise wirkt. Wenn man aber die Data, worauf sich die Meinung über Mangel oder Ueberfluß stützt, schärfer prüft, so wird man finden, auf welchem schwachen Grunde sie meistens ruhet. Manchmal sind es sogar nur die augenblicklich hohen oder niedrigen Preise selbst, welche die Meinung über die Größe der Vorräthe begründet. Daher ist es nicht nur möglich, sondern gewiß öfterer wirklich der Fall, als man es sich träumen läßt, daß die Preise nicht nur nicht im Verhältnisse mit dem wirklichen Bedarf, sondern in einem ganz umgekehrten stehn und daß hohe Preise bei starken Vorräthen und geringe bei niedrigen statt finden können. Denn die

herrschende Meinung übt in dieser Hinsicht eine solche Gewalt aus, daß sie für den Augenblick alle Gegenwirkungen überwindet, und so reicht oft die vorgefaßte Meinung, daß eine Waare steigen oder fallen müsse, hin, um dies trotz allen Ursachen des Gegentheils zu bewirken. Es wird daher einleuchten, wie sehr man fehl schießen muß, wenn man aus dem augenblicklichen Stande der Preise zurück schließen will und wenn man bedenkt, wie auf die Bestimmung derselben, der Zufall sowohl direkt, als auch indirekt durch die Meinung, oft so großen Einfluß und Antheil hat. Man muß daher die Ursachen, aus welchen die Preise so stehn, zuvor wohl untersuchen, ehe man sich Schlußfolgen aus denselben erlaubt, weshalb man sich denn auch sehr in Acht zu nehmen hat, aus den jetzigen niedrigen Getreidepreisen nicht zu unbedingt zurück zu folgern.

Ohne zu übertrieben großen Vorräthen an Getreide seine Zuflucht zu nehmen, um die Ursache des unverhältnißmäßig niedrigen Standes der Preise zu finden, dünkt mich, kann man ihr Sinken sehr wohl erklären, wenn man auf die Conjunkturen der vorhergegangenen Jahre zurückblickt. Ich glaube den Grund eines so tiefen Falles derselben nach guten Ernten hauptsächlich in einer großen Ermuthigung suchen zu müssen, welche die Folge vieljähriger hinter einander folgender Verluste in der Handelswelt geworden ist. Es waren die ersten

Friedensjahre, zu den ganz gewöhnlichen Nachwirkungen nnd Nachwehen des Kriegs, welche noch durch die einseiteige Tendenz der gegenwärtigen Zeit, mit aller Anstrengung und vielen Aufopferungen das Nominale mit seinem hohen Zinsfuße im Kurse zu erhalten, statt sie dem Realen, der Basis alles Werthes zuzuwenden, verstärkt wurden, kamen, als sich die aufgeregten Wogen schon zu beruhigen anfingen, ungewöhnliche Umstände hinzu, welche nun Störungen brachten. Dahin rechne ich vorzüglich die große Französische Anleihe zu Abführung der Contributionen beim Abzuge der verbündeten Truppen aus Frankreich, welche durch ein Herausziehen einer so großen Masse von Kapitalien aus dem Handel augenblickliche große Verlegenheiten auf dem Europäischen Geldmarkte bewirkten, die den Sturz bedeutender Handlungshäuser nach sich zogen und jenem dadurch den ersten heftigen Stoß versetzten. Ein Verlust zieht in solchem Falle, andere, auch indirekt durch das Herunterwerfen der Preise nach sich. Dazu gesellte sich das Mißjahr 1816, das Hungersnoth mit sich führte, welches Deutschland so theuer zu stehen gekommen ist, weil dieses kurz vorher — wie es jetzt Schweden macht, das sich seines ungewohnten Ueberflusses nicht schnell genug zu entäußern weiß — diejenigen Vorräthe, welche zur Sicherung gegen etwanigen entstehenden Mangel, nothwendig daseyn müssen, größtentheils

an Frankreich verkauft hatte, welche es hernach vom Auslande wieder beziehen und mit Geld aufwiegen mußte. Dieses Jahr erschütterte den Wohlstand Deutschlands in seinem Innersten.

Die übertrieben hohen Preise des Jahres 1817 haben uns vielfachen Nachtheil besonders in ihren Folgen gebracht, denn sie sind es, denen man hauptsächlich als Rückwirkung den spätern tiefen Fall derselben in den letzten Jahren zuschreiben muß. Folgten ihnen zwar in den nächsten Jahren bei mäßigen Ernten immer noch hohe, doch minder hohe Preise, so zog das allmählige Sinken eine natürliche Folge der frühern Ueberspannung, eine Reihe von Verlusten in der Handelswelt nach sich, welche entmuthigten und von Unternehmungen abschreckten. Es wurde beschleunigt, als bei dem in seinen Kräften ohnehin so sehr geschwächten Landmanne durch die niedrigen Preise und das Zurückhalten der Käufer, endlich nothwendig Verlegenheit entstehen mußte und ihn diese, insbesondere zur Abführung der so schwer ihn drückenden Staatslasten, augenblicklich zum vermehrten Verkaufe seiner Produkte bei gesegneter Ernte zwangen, was unter diesen Umständen einen um so schnellern Sturz der Preise herbei führen mußte, der sie in seinem Schwunge bis zum Aeußersten mit sich fortriß.

Wer nur einigermaaßen mit dem Gange des Verkehrs in größern Zeitabschnitten vertraut ist,

weiß,

weiß, daß der Handel, der Vermittler zwischen Consumenten und Produzenten, einem Steigen und Fallen, einem periodischen Wechsel unterworfen ist, den man in seinem entgegengesetzten Extreme mit der Benennung der Schwindelperiode und der Periode der Stockung bezeichnen kann. Es giebt Zeitpunkte, wo die vorgestellte Meinung, daß die Preise steigen werden, so vorherrschend wird, oder die Furcht der Consumenten nicht mit hinreichendem Bedarf versehn zu werden, das Untergewicht bekommt und sich dermaaßen der Gemüther bemeistert, daß sie ein rasches Zugreifen und dadurch eine Steigerung der Preise verursacht. Sind die vorangegangenen Jahre glückliche für die Handel Treibenden gewesen, waren sie gewinnreich, daß sie den Muth belebten, so weckt dies Steigen der Preise, daß eine Bestätigung der Richtigkeit der Voraussetzungen zu seyn scheint, den Spekulationsgeist und treibt sie, da Jeder an dem sicher vorausgesehenen Gewinn schnell Theil nehmen möchte, noch höher kommen nun besondere Umstände hinzu, welche Anlaß geben, die augenblickliche Lage der Dinge für eine ungewöhnliche und neue zu halten, die nicht mehr nach gewöhnlichen Grundsätzen beurtheilt werden könne — während im Ganzen wenig Neues unter der Sonne begegnet, was nicht unter ähnlichen Verhältnissen schon dagewesen — und allen Erfahrungsgrundsätzen spottend, den Wahn begründen,

welcher nun Alle ergreift, daß die Preise weit über die als Aeußerstes gekannte Grenze hinaus steigen müssen. So werden sie in raschem Fortschreiten bald zu schwindelnder Höhe hinaufgetrieben. Die erste Periode des Stillstands in dem Fortschreiten, die natürlich erfolgen muß, ist es, welche dann die Gemüther zur Besinnung kommen und zuerst den Gedanken der Möglichkeit, daß die Preise nicht weiter steigen, aufkommen läßt. Aus ihm entwickelt sich bei der mangelnden Nachfrage der, daß es auch nicht unmöglich sei, daß sie weichen könnten. Kommt nun die Ueberzeugung hinzu, welche sich bald aufdringt, daß der Verbrauch bei hohen Preisen nicht im arithmetischen, sondern im geometrischen Verhältnisse zu denselben abnimmt, gewahrt man die Höhe, worauf sie getrieben sind und die Größe eines möglichen Verlustes, wenn sich die Voraussetzungen, worauf man spekulirt hat, als unhaltbar beweisen sollten; so ergreift ein jäher Schreck die Gemüther, dem ein eben so rascher Sturz der Preise oft unmittelbar folgt, wenn Verlegenheiten zuerst einige Verkäufe zu erniedrigten Preisen erzwangen und ihnen ein vermehrtes Ausbieten folgt, wenn furchtsam gemacht, mehrere sich mit Aufopferung eines kleinern Verlustes zeitig aus dem bedenklichen Handel herauszuziehen suchen und dadurch nur den Sturz und damit das Ende dieser Periode beschleunigen, welches oft, und ohne daß

sich die Umstände verändert hätten, ganz im Gegensatze mit den frühern Erwartungen ausfällt. Eine Periode dieser Art haben wir vor noch nicht langer Zeit im Handel erlebt, nämlich kurz nach Aufstellung des Kolonialsystems durch jenen eisernen Mann, welchem wir so viel Uuheil verdanken; wo der Schwindel zuerst die Kolonialprodukte, später alle Einfuhrartikel mit ergriff, eine Periode welche mit ihrem Ende noch im frischen Andenken der Zeitgenossen ist.

Eine Periode ganz entgegengesetzter Art ist die der allgemeinen Stockung des Verkehrs, welche gemeiniglich mit ungewöhnlich niedrigen Preisen vergesellschaftet ist. Sind nach Jahren, wo die Preise über dem Mittelpreise standen, andere gefolgt, wo sie, um sich dem Mittel zu nähern, das sie immer wieder anzieht, allmählig fielen und folglich manche Verluste nach sich zogen; kamen andere Umstände hinzu, welche die Wirkung verstärkten und ein Fallen unter den Mittelpreis verursachten und dadurch die Reihe der Verluste vergrößerten; so wird die Furcht vor Verlust überwiegend und es bemeistert sich der Gemüther eine solche Muthlosigkeit, daß die niedrigsten Preise nicht mehr zu Unternehmungen reizen, zumal wenn die Hoffnung zu einer Besserung trotz aller Wahrscheinlichkeit schon einige Male getäuscht wurde. Die übertrieben niedrigen Preise erscheinen im Gegentheil als Beweis der

Auflösung aller bestehenden Verhältnisse und als Vorbote eines allgemeinen Ruins. Umgekehrt wie in der Schwindelperiode, wo die Furcht vor einem schnellen Steigen ein allgemeines Zugreifen veranlaßt, hält die geglaubte Möglichkeit, daß die Preise noch tiefer sinken können, vom Kaufen zurück, weil Jeder dazu den niedrigsten Standpunkt abwarten will und ihm das Uebermaaß die Bürgschaft scheint, daß sie es werden. Dagegen bewirkt von der andern Seite bei dem Verkäufer die Furcht, seine Produkte vielleicht gar nicht realisiren und dadurch in die größte Verlegenheit gerathen zu können, ein vermehrtes Ausbieten und verstärkt dadurch die Wirkung. So gewiß ist es, daß bei niedrigen Preisen die wenigste Kauflust ist, weil keiner glaubt sich damit beeilen zu brauchen, und nur daraus erklärt sich diese paradoxe Erscheinung. Sind solche Zeiten vergangen und blickt man später auf sie zurück, so erscheinen sie fast räthselhaft und man kann nicht begreifen, wie man solche Conjunkturen hat können vorübergehen lassen, ohne sie besser zu benutzen.

Eine solche Periode kann oft lange dauern, gleich wie, nach dem Gesetze der Trägheit in der Mechanik, der Zustand der Ruhe ewig währt und der Einwirkung einer äußern Kraft bedarf, um aufgehoben zu werden. Während des bleiernen Schlafs, worin der Verkehr begraben liegt, können sich

manchmal Umstände ereignen, welche zu jeder andern Zeit bedeutende Steigerungen der Preise bewirkt und die lebhafteste Spekulation geweckt hätten, ohne nur den mindesten Eindruck zu machen. Dieser dauert bis vielleicht irgend ein unerwarteter Umstand einen Anstoß giebt und den ersten Zweifel in die Richtigkeit der bisherigen Voraussetzungen, worauf sich die herrschende Meinung stützte, aufregt, oder bis wirkliches Bedürfniß sie überwindet und sich nun allmählig, aber um so sicherer die natürlichen Verhältnisse von selbst wieder herstellen und die Ueberzeugung die Oberhand gewinnt, daß die Wiederherstellung derselben ungleich wahrscheinlicher ist, als der durch die Verrückung derselben gefürchtete allgemeine Ruin. Die Stockung löset sich allmählig von selbst auf, denn das Steigen der Preise zieht Nachfrage nach sich und sie nähern sich dem natürlichen Mittelstande, bei dem sich das Ganze am Wohlsten befindet, indem sie von der einen Seite die Produktion lohnen, ohne von der andern dem Consumenten drükkend zu werden. Nach solchen Perioden pflegen demnach glückliche Jahre zu folgen, die, wenn sie auch nicht von großen Glücksprüngen begleitet sind, doch einen allgemeinen sichern Wohlstand begründen. Dieses dauert bis unerwartete Umstände die Verhältnisse wieder verrücken und vielleicht den Uebergang zu dem andern Extrem bewirken.

Ich glaube hier so ziemlich den Standpunkt bezeichnet zu haben, aus welchem der gegenwärtige Augenblick betrachtet werden muß. In zufälligen Umständen, im Zusammentreffen mit reichen Ernten finden wir die Ursache des unverhältnißmäßigen Sinkens der Getreidepreise, verstärkt durch eine fortwährende Muthlosigkeit zu Geschäften in der Handelswelt, die Folge vielfacher Verluste in den verflossenen Jahren. Wenn man dieses Alles wohl ins Auge faßt, so kann es nicht schwer werden, über unsere jetzige Lage ein richtiges Urtheil zu fällen, und wenn man die Erfahrung dabei zu Rathe zieht, mit ziemlicher Sicherheit die Entwicklung der Krisis vorherzusehn.

Die Zeitgenossen würden überhaupt ihre Zeit viel richtiger beurtheilen, wäre ihr Interesse nicht so nahe damit verknüpft und wären sie nicht selbst durch Furcht und Hoffnung darunter befangen; könnten sie die Gegenwart eben so gleichgültig betrachten, wie einen Zeitpunkt der ganz fern liegt und sie persönlich gar nicht angeht. Wer den Schlüssel dazu in der Erfahrung früherer Zeiten sucht, dem kann gar kein Zweifel darüber bleiben, daß Alles von selbst wieder in sein altes Gleis zurücktreten werde. Daher, wenn man gleich die Veranlassung dazu noch nicht absehen kann, so läßt sich doch mit ziemlicher Gewißheit voraussagen, nicht nur, daß sich die landwirthschaftlichen Pro-

dukte im Preise heben müssen, sondern daß sie es auch wahrscheinlich sehr bald werden. Eine solche Aenderung kommt, wenn die Dinge ihr Uebermaaß erreicht haben, oft plötzlich und unversehens und von einer Seite, wo man es am wenigsten erwartete, wobei ich an eine neuerliche Erfahrung im Wollhandel erinnere, wo die Preise nach einem tiefen Fallen gerade dann ihren höchsten Standpunkt erreichten, als die Aussichten dafür die trübesten waren und man es für ausgemacht ansah, daß sie nicht wieder steigen könnten, weil, so erwies man, von diesem Artikel zu viel und weit über Bedarf produzirt werde.

Die Gründe für die obige Behauptung sind folgende.

Erstlich ist es eine alte auf mehrhundertjährige Erfahrung begründete Regel, daß, so sehr die Preise des Getreides auch in kurzen Perioden wechseln, sie sich im Durchschnitt vieler Jahre wieder ausgleichen. Diese Regel wird ihre Unfehlbarkeit auch jetzt nicht verlieren und mit um so mehr Wahrscheinlichkeit dürfen wir daher der Wirkung ihrer natürlichen Tendenz zum Mittelpreise entgegen sehn. In dem Extreme des jetzigen Standes der Preise liegt die Gewähr dafür.

Ferner können die jetzigen Preise nicht auf die Dauer so niedrig bleiben, ohne eine völlige Auflösung und ein aus den Fugen Treten aller jetzt be-

stehenden Verhältnisse, worauf die Gesellschaft beruht, nach sich zu ziehen; denn wenn diese z. B. auf dem halben Produktionswerthe stehen blieben, so würde Grund und Boden gar keinen reinen Ertrag mehr geben und folglich werthlos werden. Verzagte Gemüther wollen dies freilich fürchten und den Umsturz alles Bestehenden eher möglich halten, als eine Anwendung der ungewöhnlichen Zeitumstände. Da diese natürlichen Verhältnisse aber das Unbewegliche und Feste sind, wonach sich das Wandelbare, die Preise richten müssen, so kann man mit Sicherheit voraussetzen, daß diese eher dem Impulse jener weichen werden, als jene diesen.

Drittens dürfen wir dieses Jahr nach allen Berechnungen der Wahrscheinlichkeit, nach mehreren auf einander gefolgten gesegneten Ernten nicht auf eine im Allgemeinen gute Ernte Rechnung machen, wenn gleich bisher alle Aussichten dazu da sind. Das Ungewöhnliche in der diesjährigen Witterung bleibt bedenklich und es kommt dazu der Erfahrung zufolge, daß frühe Jahre, wozu es allen Anschein hat, selten ergiebig sind.

Gründe genug, um eine Besserung zu erwarten, wenn sich freilich nicht voraussagen läßt, wie bald sie eintreten werde, weil dieses von unvorherzusehenden Umständen abhangen wird. Es ist möglich, daß die Aenderung wie bei der Wolle urplötzlich und ganz gegen Erwarten eintritt, wenn

irgend ein bedeutendes Ereigniß den ersten kräftigen Anstoß geben sollte; aber es ist eben so wohl möglich, daß sie ganz allmählig komme, denn manchmal können sich Umstände schon ganz entschieden haben und es währt dessen ungeachtet lange, ehe ihre Nachwirkung eintritt, wie wir es neuerlich erst im Jahre 1811 erfahren haben, wo kurz nach der frühen Ernte, über ihren Ausfall, insbesondere im Süden von Europa, kein Zweifel mehr seyn konnte und was doch bis in den November dauerte, ehe er in der gleich muthlosen Zeit, wie die jetzige, auf die damals niedrigen Preise Einfluß hatte.

Ich wende mich nunmehr zu einigen irrigen Ansichten, welche wahrscheinlich nur in den niedrigen Preisen ihren Ursprung haben, doch wieder nachtheilig auf sie zurückwirken.

Dahin gehört vorzüglich die Meinung, welche sich von der übertriebenen Größe der Vorräthe von Getreide festgesetzt hat. Man glaubt, die Preise könnten nicht so niedrig seyn, wenn die Vorräthe nicht wirklich ungeheuer wären. Es ist aber ein Irthum zu glauben, daß der Preis in einem irgend zu treffenden Verhältnisse zu den Vorräthen stehe. Im Gegentheil, es reicht oft ein an sich ganz unbedeutendes Mehr des Angebots über die Nachfrage hin, um die Preise ganz unverhältnißmäßig herunterzuwerfen. Folgendes Beispiel wird das deutlich

machen. Wenn in einer Stadt von mehreren tausend Häusern zufällig nur der hundertste Theil auf einmal zum Verkaufe kommt und sich vielleicht nur für die Hälfte der ausgebotenen Häuser Abnehmer finden, so kann dies, so klein ihre Anzahl im Verhältnisse zur ganzen Häusermasse auch ist, Ursache werden den Preis der Häuser um die Hälfte fallen zu machen.

Daß die jetzigen Vorräthe etwas Ungewohntes sind, kann zugegeben werden. Es ist eine Thatsache, daß sich die Witterung seit Anfange dieses Jahrhunderts sehr nachtheilig geändert hatte, und erst in den letzten Jahren wieder eine glückliche Richtung genommen hat. Das ungewöhnlich oftmalige und nacheinander folgende Mißrathen des Weins in dieser Periode im Vergleich gegen frühere Zeiten, giebt dazu den besten Beleg. Mit Ausnahme der Jahre 1809 und 10 ist vor 1819 kaum noch ein reiches Kornjahr darunter gewesen, dessen Ertrag einen bedeutenden Ueberschuß und viel mehr gegeben hätte, als um damit von einer Ernte zur andern zu reichen. Es blieben selten bedeutende Vorräthe zurück und daher sind die jetzigen allerdings etwas Ungewohntes. Sie können nur stutzen machen, weil sie das sind, nicht aber ist es in der Natur der Sache selbst begründet, daß sie erschrecken dürften. Vorräthe sind bei der Verschiedenheit des Ertrags, den der Korn-

bau ein Jahr vor dem andern giebt, durchaus unentbehrlich, um die Gesellschaft, welche doch nicht Bettlern gleich sorglos in den Tag hinein leben darf, vor Mangel zu sichern. Denn der Ueberschuß eines Jahres muß die Vorräthe liefern, die den Ausfall eines oder einiger folgenden Ernten decken.

Die augenblicklichen Vorräthe sind aber bestimmt nicht so groß, als man es sich gemeiniglich vorstellt. Auf dem Haupt-Kornmarkte unsers Welttheiles, in Amsterdam, waren sie zu Anfange dieses Jahres gegen Erwarten geringer, als wie in den verflossenen Jahren um diese Zeit und ganz insbesondere, wie die des Winters, welcher dem Hungerjahre folgte, wo sie doch keineswegs nachtheilig auf die Preise zurückwirkten. Die 900,000 Quarter Getreide, welche zu derselben Zeit in London lagerten, sind, wenn man es genauer zergliedert, keineswegs eine so unerschöpfliche Masse, daß sie allarmiren dürfte. Wäre dieses Getreide auch sämmtlich bloß zur Nahrung der Menschen bestimmt, so würde dieses Quantum, wenn man den jährlichen Bedarf eines Menschen nur zu $1\frac{1}{2}$ Quarter anschlägt, wonach auf jeden Kopf nicht viel mehr als anderthalb Pfund täglich kommt, zur Ernährung der Bevölkerung von London noch nicht für 7 Monate, für die 20 Millionen, welche Großbritannien und Irland bewohnen, kaum für zehn Tage

und für die Bewohner von ganz Europa nur auf einen einzigen Tag ausreichen. Gewiß sind im Ganzen die Vorräthe nicht übergroß und der Art, daß sie nicht durch den Ausschlag eines Mißjahres reichlich aufgewogen werden können, und man kann noch nicht wissen, wie nöthig wir sie noch haben können, Aller Tage Abend ist noch nicht gekommen.

Wan berücksichtigt aber bei Muthmaßungen über die Preise der augenblicklichen Vorräthe, einige Umstände nicht genug, und übersieht besonders, wie sehr der Verbrauch bei niedrigen Preisen, geschweige bei so übertriebenen wie die jetzigen zunimmt. Der Unterschied im Verbrauch bei hohen oder niedrigen Preisen ist es, welcher zu einem großen Theile den Uneerschied des Ausfalls der Ernten wieder ausgleicht und es sind daher, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, hohe Preise bei schlechten Ernten kein Uebel, sondern das einzige und nothwendige Mittel, um vor Noth zu schützen. Wer aber weiß wie achtlos und verschwenderisch im Gegentheile mit Sachen umgegangen wird, sobald sie für werthlos angesehn werden, wer insbesondere aus eigner Ansicht kennt, wie auf dem Lande mit dem Getreide in so wohlfeilen Zeiten umgegangen, wie es vergeudet und wie viel unnütz ins Vieh verfüttert wird, zumal wenn es so niedrig im Preise steht, wie jetzt, wo es das wohlfeilste Viehfutter ist, der wird dies sehr in

Anschlag bringen und den wird es nicht wundern, wenn sich späterhin mit dem Eintreten wirklichen Bedarfs ausweisen sollte, daß keineswegs ausreichende Vorräthe vorhanden sind. Denn diejenigen in den Städten, wenn sie auch augenblicklich bedeutend scheinen, werden alsdann nicht verschlagen und auf dem Lande darf man keine großen Vorräthe suchen, weil Geldverlegenheit die meisten Landleute zum vermehrten Verkaufe gezwungen hat; denn der Landmann hält an, oder spekulirt, wie man es nennt, in der Regel nur, wenn er die Kräfte dazu hat, das heißt in theuern Zeiten, und verkauft, wenn ihn die Noth dazu zwingt, das ist, wenn die Preise niedrig sind.

Daß große Vorräthe so niedrige Preise nach sich ziehen müssen, liegt übrigens gar nicht in der Natur der Sache selbst. Es ist keineswegs eine nothwendige Folge davon; daß es das sei, ist ein bloßes Vorurtheil der Zeit, fast möchte ich es eine kranke Ansicht nennen. Gleich als wenn Mangel gar nicht wieder eintreten könnte, hat die Furcht das lebende Geschlecht ergriffen, daß sie nicht bald genug verzehrt werden. Es wird auch wohl nicht eher davon geheilt werden, als bis unerwartete Ereignisse die Ueberzeugung aufdringen, daß Jahre der Noth wieder kommen können, was man, diesen Augenblick, fast für unmöglich zu halten scheint.

Nur bei den dem Verderben ausgesetzten Ar-

tikeln, welche sich nur eine beschränkte Zeit halten und schnell verbraucht werden müssen, wenn sie nicht werthlos werden sollen, kann ein unverhältnißmäßiges Fallen der Preise die Folge von zu großen Vorräthen sein. Mit jedem andern Artikel aber, welcher sich Jahre lang aufbewahren läßt, wo also dieser dringende Beweggrund fehlt, also auch mit dem Getreide, verhält es sich ganz anders. Denn da es nicht unbegingt nothwendig ist, daß die Vorräthe unmittelbar wieder verzehrt werden, so dürfen auch die jetzigen, und wären sie auch größer als sie wirklich sind, nicht beunruhigen. Erschrecken doch die mehrjährigen Vorräthe in den Weinlägern nicht und wirken sie nicht verderblich auf die Preise zurück, warum sollten denn die des Getreides nothwendig diese Wirkung haben müssen? In frühern Zeiten hatten sie solche nicht, wie uns der verehrungswürdige Herausgeber dieser Blätter in einem derselben erzählt hat. Gesegnete Ernten verbreiten allgemeine Freude statt Mißmuths beim Landmanne durch die Furcht, daß der reiche Ausfall ein so unverhältnißmäßiges Sinken der Preise zur Folge haben werde, daß sie für ihn dadurch in eine gänzliche Mißernte verwandelt werden können.

Auch die Meinung, daß in Folge einer neuerlich so sehr gestiegenen Cultur zu viel und über den Bedarf produzirt werde, und wobei der Umstand

des raschen Steigens der Bevölkerung, welcher zu jeder andern Zeit gerechten Grund zu Besorgnissen abzugeben, geschienen haben würde, ganz übersehen wird, ist nur aus den jetzigen Conjunkturen hervorgegangen. Man würde sie noch eher können gelten lassen, wenn nicht kaum erst einige Jahre verflossen wären, wo sich nach dem Hungerjahre eine ganz entgegengesetzte festgesetzt hatte und wo man dafür hielt, daß Grund und Boden hinführo nicht mehr zureiche, für eine zu stark angewachsene Bevölkeruug den Bedarf an Lebensmitteln zu erzeugen und wo man zum Theil geradezu die neuere Cultur anschuldigend, in ihr eine Ursache der geringern Produktion finden wollte. Aber so wenig sie damals schuld war an der Fehlernte, so wenig danken wir ihr unsern jetzigen Ueberfluß, sondern nur allein glücklicher Jahreswitterung. Verbesserte Cultur verbreitet sich, wie die Erfahrung lehrt, weder so schnell noch so allgemein, daß ihre Wirkung in so kurzer Zeit merklich werden könnte. Die Wirkung einer solchen, welche nicht eine augenblickliche Erhöhung nur, sondern eine auf die Dauer bezweckt, ist an und für sich selbst so langsam, wie der Kenner unsers Gewerbes, wo in jeder Hinsicht zuerst gesäet und dann in dem Laufe der Zeit allmählig die Reife abgewartet werden muß, am besten weiß, daß Jahre vergehen, ehe nur die Wirkungen der Vorbereitungen sichtbar

werden. Denn man muß Jahre lang sehr konsequent auf vermehrten Anbau von nur durch Dünger zu erzielenden Futtergewächsen hin arbeiten, um durch dieselben eine vermehrte Erzeugung von Dünger zu bewirken, von welchem man nach Jahren erst die Früchte wiedererwartet.

Ferner ist man stets nur zu geneigt die augenblickliche Lage der Dinge für eine ungewöhnliche zu halten. Daß dieses in ähnlichen Fällen an und für sich selbst etwas ganz gewöhnliches sey, ist schon oben bemerkt worden. Unsere Lage ist aber keineswegs neu. Auf drückend theure Jahre sind schon öfterer unmittelbar drückend wohlfeile gefolgt. Eine solche Erfahrung ist uns in einem alten holländischen Buche betitelt: Koophandel von Amsterdam, aufbehalten, die merkwürdig genug ist, um die ganze Stelle abzuschreiben.

„In den Jahren 1690 und 99," heißt es daselbst, „ist hier zu Lande wegen Kornmangel eine so theure Zeit gewesen, daß, obgleich die Obrigkeit alle in der Welt mögliche Vorsorge trug, das Getreide doch so hoch im Preise stieg, als es gewiß seit Menschengedenken nicht aufgezeichnet ist. Dahingegen war es im Jahr 1700 wieder so wohlfeil, wie man aus der folgenden Notiz ersehen kann, die wir der Mittheilung werth gehalten haben."

„In

Im Jahre 1699 mußte man in Holland für die Last Seeländischen Weitzen bezahlen 560 Gulden,
für die Last Preußischen Roggen 392 =
= = = Buchweitzen 250 =
= = = Gerste 176 =
= = = Hafer 120 =

zusammen 1498 Gulden,

und in dem Jahre 1700 konnte man für dasselbe Geld kaufen, wie folgt:

eine Last Weitzen	240 fl.
= = Roggen	126 =
= = Buchweitzen	102 =
= = Gerste	60 =
= = Hafer	42 =
1000 Pfund Süßmilchskäse	60 =
1000 Pfund Kümmelkäse	25 =
eine ganze oder $\frac{4}{4}$ Tonne Leydensche Butter	80 =
ein Oxhoft Franzwein	30 =
ein Anker Branntwein	12 =
= = Genever	8 =
= = Sektwein	12 =
einen neuen Anzug Kleider	20 =
einen fetten Ochsen oder Kuh	70 =
ein fettes Schwein von 200 Pfund	20 =
ein Paar fette Schaafe	14 =
ein Dutzend Hühner	6 =
	917 fl.

	917 fl.—Stv.
ein Dutzend welsche Hühner	9 = — =
= = Gänse	6 = — =
4 Hasen	6 = 12 =
4 Spanferken	5 = — =
12 Kaninchen	4 = 4 =
100 Pfund Barsche	15 = — =
100 Pfund Plattfische	3 = 15 =
12 Hechte, jeder eine Elle lang	3 = — =
10 Sack weiße Erbsen	22 = 10 =
10 = graue =	27 = 10 =
1000 Köpfe Kohl	25 = — =
100,000 grüne Türksche Bohnen	18 = 15 =
500 Bund Wurzeln	2 = 10 =
18 Stück Kabeljaue	3 = — =
20 Stiege Schellfische	5 = — =
10 Scheffel Birnen	7 = — =
10 = Aepfel	4 = — =
10 = Winteräpfel	9 = — =
10 Körbe Pflaumen	1 = — =
1000 Pfund Kirschen	10 = — =
einen Bock (?) von 50 Pfund	3 = 3 =
eine Last Hering	60 = — =
eine Last Salzfisch	60 = — =
ein Pferd	50 = — =
einen Chaisewagen	30 = — =
500 Pfd. Paling (eine Fischgattung)	23 = 5 =
	1342 = 4 =

	1342 fl. — Stv.
500 Pfund Aal	25 = — =
und es schoß noch über daß 48 Menschen, jeder einen Reichsthaler verzehren konnten	120 = — =
und für den Knecht und die Magd	10 = 16 =
	1498 fl. — =

Da der Verfasser die Getreidepreise von 1700, also vor länger als 120 Jahren; für übertrieben niedrig hält, so wird es interessant sein, die gegenwärtigen zur Vergleichung gegenüber zu haben. Ich füge daher hier diejenigen bei, wie sie in Amsterdam Anfangs Mai notirt wurden, nämlich: Friesischer Weitzen von 125 Pfund Gewicht 175 Gulden. 128 bis 129pfündiger Ostseeischer Weitzen 196 fl. 115 bis 120pfündiger rother Vorländischer 110 bis 137 fl. 121pfündiger Preußischer Roggen 130 fl. 120pfündiger Hollsteinscher 100 fl. Buchweitzen 108 fl. 101 bis 106pfündige Gerste 50 bis 60 fl. 111 bis 114pfündige Hollsteinsche Gerste 65 bis 71 fl. 90pfündiger Hafer 53 fl.

Wie wenig übrigens die Erfahrung der gegenwärtigen Zeit eine neue Erscheinung ist, mag man daraus abnehmen, daß Unger schon in den Funfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in seinem gediegenen Werke über die Ordnung der Fruchtpreise wörtlich folgenden Satz aufstellt.

„Es ist merkwürdig, daß wenn die Getreide-

preise drei Jahre hinter einander über den Mittelpreis gestiegen, sie sodann zwei Jahre nach einander gefallen oder niedriger als der Mittelpreis gewesen sind. Man hat also wenn jenes der Fall ist und darauf ein wohlfeiles Jahr eintritt, die Wahrscheinlichkeit, daß das nächstfolgende Jahr eben so niedrig oder noch niedriger sein werde."

Aus dieser Ansicht und der damit in Verbindung stehenden vorgefaßten Meinung, daß jetzt zu viel Korn produzirt werde, hat sich eine andere entwickelt, die nämlich: daß die Preise, wenigstens sobald nicht, steigen werden. Die Ungewöhnlichkeit des niedrigen Standes derselben ist größtentheils das, was die Spekulation auf Getreide zurückhält und so sind es zum Theil die augenblicklichen niedrigen Preise selbst, welche zurückwirkend die Fortdauer der gegenwärtigen Lähmung verursachen. Man sollte freilich denken, so niedrige Preise, wie die gegenwärtigen sind, die unter der Hälfte des kostenden Preises und an manchen Orten auf einem Standpunkte stehen, den sie in 40 Jahren nicht erreicht haben, hätten schon früher den Spekulationsgeist wecken müssen. Daß dieses nicht mehr geschehen ist, darf nicht Wunder nehmen, denn es liegt, wie schon oben auseinandergesetzt ist, in der Natur der Sache. Es gehört Kapital und ein sehr fester Charakter dazu, um in muthlosen Zeiten zuzugreifen und wenige verstehen

richtig zu spekuliren. Das aber wird stets nur derjenige, welcher nicht auf den Augenblick spekulirt, sich nicht von der herrschenden Meinung, welche es gerade ist, die den Druck verursacht, befangen läßt, und ohne das Ereigniß, das sie zerstören wird, vorauszusehn, die Erfahrung zu Rathe ziehend darauf rechnet, daß es früher oder später eintreten wird.

Man sieht wohl ein, daß bei den jetzigen Preisen nichts verloren werden kann, im Gegentheil, daß am Ende dabei gewonnen werden muß, wenn man es durchhält; aber man meint, es könne noch Jahre dauern ehe sie steigen und das hindert ihr Steigen wirklich. Eine Neigung der neuern Zeit in der kaufmännischen Geschäftswelt, öftere Umsätze mit geringerem Gewinn, seltnern mit größerem vorzuziehen, ein Grundsatz, welcher in allen Fällen sehr richtig ist, wo Geschäfte mit verhältnißmäßig wenigem Kapital betrieben werden müssen, trägt außerdem nicht wenig dazu bei, die Spekulationen vom Getreide zurückzuhalten, und allerdings gehört dazu ein sehr festes Kapital, das in der Unternehmung muß können stecken bleiben, bis der Eigner, zuweilen erst nach Jahren, den erwarteten Zeitpunkt einholt.

Aber nicht genug, daß die Meinung uns armen Landleuten die Hoffnung einer baldigen Steigerung der Preise unserer Erzeugnisse abschneiden

will, man sucht sogar Gründe hervor, uns zu beweisen, daß wir aller Wahrscheinlichkeit nach künftig nur niedrige Preise zu erwarten haben. Es haben sich nämlich einzelne Stimmen erhoben, welche sich dahin ausgesprochen und uns definiren: die seit dem Anfange des Revolutionskrieges so sehr gestiegenen Preise hätten wir allein dem ungewöhnlich starken Zuflusse edler Metalle aus Amerika zu verdanken gehabt, welches ein Fallen derselben im Preise, mithin, was dasselbe sei, das Steigen alles ihnen gegenüberstehenden Realen zur natürlichen und nothwendigen Folge gehabt habe; mit der Freiwerdung Amerikas höre dieser Zufluß auf, es könne also eine Steigerung derselben nicht fehlen und folglich müßten wohlfeile Preise, insbesondere des Getreides, davon die unausbleibliche Folge werden.

Die Sache geht uns sehr nahe an, sie verdient daher eine nähere Betrachtung.

Zuvörderst muß ich hier eine Bemerkung einschalten. Es ist einmal eine dem Menschen angeborne Neigung, die Ursache in den Wirkungen zu erforschen. Fällt uns eine Erscheinung auf, so sieht man sich nach einer Ursache um, wodurch sie erklärt wird. Nun aber haben die Menschen ein ganz eigenes Talent, das, was ihnen oft so nahe liegt, recht weit zu suchen und mit Aufwendung des größten Scharfsinns die Gründe dafür zusam-

men zu holen und die Beziehungen zu finden. Gerade das scheint mir nun bei dem Vorliegenden ganz besonders der Fall zu seyn, in dieser Art den Grund der jetzigen niedrigen Preise zu erklären.

Ich muß gestehen, daß mir die Erklärung der Erscheinung des allmähligen Steigens der Preise, insbesondere der Getreidepreise, im Laufe der Zeit, durch die sogenannte Devalvation oder das sehr uneigentliche so benannte langsame Fallen der edlen Metalle, als herrührend von der allmähligen Zunahme der Vorräthe desselben — so allgemein sie auch einmal als erwiesener Lehrsatz angenommen ist — nie hat zusagen wollen. Wir sind überhaupt mit der Lehre vom Werthe und Gelde, diesen abstrakten Begriffen und mit ihrer Feststellung noch lange nicht im Reinen. Es herrschen hier aus Mangel einer Uebersicht des ganzen Zusammenhanges noch viele neblichte und verwirrte Ansichten und es thut sehr noth, daß der Blick des Genius endlich Licht unn Klarheit in diese dunkle und verwickelte Materie brächte, und die verborgene Ordnung in dem scheinbar verworrenen Gewebe entdeckend, uns die Fäden entwirren lehrte.

Daß ein wirklicher Sturz der Preise von Gold und Silber kurz nach der Entdeckung von Amerika, die Wirkung war des plötzlichen starken Zuflusses dieser bis dahin in Europa so überaus seltenen Artikel, und daß die Erhöhung des Nominalwerths

der Dinge, aber auch aller Dinge in gleichem Verhältnisse, davon hat die Folge seyn können, will ich zugeben. Aber, so scheint es mir, man zieht, wie es der nur zu gewöhnliche Fehler der Menschen ist, aus dieser einzelnen Erscheinung einen zu allgemeinen Schluß und dehnt den Grund derselben zu weit aus, wenn man ihn auch der spätern allmähligen Erhöhung der Preise unterlegen will

Die so gewöhnliche Ansicht, daß das Verhältniß der Menge des edlen Metalls die Preise bestimmen, welchen zufolge man sich die vorhandene Masse edler Metalle als im Gegensatze zu der aller übrigen Werthsgegenstände vorstellt, deren Gesammt-Werth durch Gesammt-Menge jener ausgesprochen werde, der Art, daß der Preis eines einzelnen Dinges den unbekannten Antheil an der Gesammtmasse des Goldes und Silbers bezeichne und ausdrücke, ist durchaus schwach und unhaltbar. Nach dieser Hypothese müßte, wenn sich, es sey durch irgend einen Umstand welcher er wolle, die Masse edler Metalle plötzlich um die Hälfte verminderte, der Preis der Dinge um das Doppelte steigen, was sich in der Wirklichkeit gewiß nie bestätigen würde; denn es ist im Gegentheil sicher viel öfterer, als man wähnt, wirklich der Fall, daß sich an einem Orte der Vorrath des baaren Geldes oder der Münze um mehr als die Hälfte verändert und zwar ohne, daß es auf die Preise der

Dinge auch nur den mindesten Einfluß hat. Das edle Metall, welches, indem wir es als Geld gebrauchen, das Mittel wird den Werth zu messen, tritt in dieser Hinsicht ganz in das Verhältniß eines Maaßstabes. Da man aber, um eine gewisse Größe messen zu können, nicht garadezu einer gleichen Größe bedarf, sondern da man diesen Zweck auch durch eine kleinere gegebene mittelst ihres vervielfältigten Gebrauchs erreichen — da es z. B. um die Länge von 100 Ellen zu messen nicht gerade bedarf, daß man 100 Ellen habe, sondern dieses auch mit einer einzigen ausrichten kann; so ist klar, daß das Verhältniß der Menge der Maaßstäbe, zu dem damit zu messenden Gegenstande keinen Einfiuß auf die Größen-Bestimmung hat und daß folglich auch die verschiedene Menge des edlen Metalls nicht die Wirkung haben kann, welche man ihr zuschreiben will. Man wird sich davon noch mehr überzeugen, wenn man bedenkt, ein wie geringer Theil alles Werthes, welches besessen wird, in edeln Metallen steckt, welches gewiß nicht den hundertsten Theil beträgt, wie sich ausweisen würde, wenn es sich im Allgemeinen ausmitteln ließe, wie jeder Einzelne aber leicht daraus schließen kann, wenn er seine eigene Habe überschlägt. Es muß einleuchten, daß ein so unbedeutender Theil des Ganzen darauf keinen so bedeutenden Einfluß haben kann und daß bei so bewandten Umständen, selbst ein Unterschied

seiner Menge um die Hälfte, noch keine große Veränderung würde bewirken können. Der jährliche Zufluß von Amerika, den man höchstens wohl ein Prozent der vorhandenen Masse anschlägt, ist an und für sich selbst zu unbedeutend und würde, da dagegen der jährliche Abgang abzurechnen ist, gar nicht einmal in Anschlag kommen können. Daher: die edeln Metalle bestimmen nicht die Preise, sie bezeichnen sie nur. In jenem Falle würde es eine unerklärliche Erscheinung seyn, daß in Mexiko dem goldreichsten Lande, Lebensmittel und Tagelohn überaus niedrig im Preise sind, woraus beiläufig zugleich erhellt, daß sie und Metall nicht geradezu, wie man gewöhnlich annimmt, im Gegensatze gegen einander stehen.

Um sich den Blick ungetrübt zu erhalten, muß man sich durchaus klar machen, daß nicht aller Werth nur im Gelde oder dem ihm zum Grunde liegenden Metalle steckt, zu welcher Ansicht man sich durch den Gebrauch, allen Werth durch Geld auszusprechen nur zu leicht gewöhnt. Was das Geld uns feststellt und benennt ist der Begriff abstrakten allgemeinen Werths. Der Werth oder Preis eines einzelnen Dinges ist veränderlich, er steigt und fällt und es kann schon aus diesem Grunde keinen Maaßstab des Werths angeben. Nur der von allen verschiedenen einzelnen Dingen abge-

zogene Durchschnittswerth ist der unveränderliche und gleichbleibende. Dieser Normalwerth ist es, welcher mit dem Gelde zusammentrifft, weil dieses als allgemeines Austauschmittel angenommen ist und welchen wir durch dasselbe benennen. Nur bleiben diese beiden auf die Länge nicht zusammen, sie verändern ihre Stellung gegen einander im Lauf der Zeit. Ein festgesetztes Quantum, von einem jeden der verschiedensten Gegenstände des Werths, welche in solchen des Grund-Verbrauchs, in Produkten des menschlichen Fleißes oder des Bodens, in Gegenständen, welche eine dauernde Nutzung geben u. s. w. bestehen, zusammengenommen, als Einheit festgestellt, würde sich im Werthe immer gleich bleiben und folglich einen unveränderlichen Werthsmaaßstab abgeben, wenn sich gleich in dem Laufe der Zeit seine Benennung, in dem gangbaren Zahlmittel, in Gelde angegeben, das ist sein Nennwerth allmählig höher stellen würde.

Dieses langsame Steigen des Nominalwerths läßt sich aber — und ohne daß man seine Zuflucht zu nehmen braucht zu einem Fallen im Preise, der unserm Gelde zum Grunde liegenden edeln Metalle — sehr wohl aus einem allmähligen gegenseitigen Aufschrauben der Preise der Produkte des menschlichen Fleißes erklären, bewirkt durch das allgemeine Streben eines Jeden seine individuellen Er-

zeugnisse möglichst hoch auszubringen. Ich bin fest überzeugt, daß dieses Steigen des Nominalwerths ebensowohl da statt haben würde, wo man gar kein Geld oder Silber hätte; denn auch ohne sie würde es an einem Werthsmaaßstabe und Zahlmittel nicht fehlen, es würde ein anderes an ihre Stelle treten und wäre es auch nur ein, in der Art des Papiergeldes, willkührlich aufgestelltes.

Wäre das Fallen der Preise, insbesondere das jetzige davon hergeleitete der Getreidepreise, die Wirkung des Steigens von Gold und Silber im Werthe, so müßten alle Artikel in gleichem Verhältnisse fallen, in welchem Falle es nicht so schmerzlich gefühlt werden würde, wie gegenwärtig. Denn im Grunde kann es Jedem ganz gleich seyn, ob durch ein Loth oder durch ein Pfund Silber die Einheit des Werths benannt wird; ob das einen Thaler kostet, was jetzt einen Groschen gilt, wenn alle übrigen Dinge in gleichem Verhältnisse im Preise stehn. Aber die Veränderung der Werths-Verhältnisse der verschiedenrn Gegenstände unter sich und gegen den Normal- oder Durchschnitts-Werth, welcher im Gelde ausgesprochen wird, ist es, was wir so schmerzlich empfinden; denn während unsere Erzeugnisse so sehr im Werthe gesunken sind, sind die meisten andern Werthsgegenstände — ich benenne davon nur das Grundeigenthum und

alle Capitale speziell, so wie alle unsere Ausgaben wie Tagelohn, Zinsen und Steuern — auf ihrem alten Standpunkte geblieben.

Daß wir die gedrohte Wirkung der verminderten Zufuhr der edeln Metalle nicht zu befürchten haben, ist, dünkt mich, ziemlich klar und so können wir vors Erste das uns gestellte üble Prognostikon immerhin auf sich selbst beruhen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

XII.

Quartals-Bericht
vom 30sten Juni 1822.

Mit Anfange Aprils ging der Wind in Norden und bis zum 13ten blieb es kalt mit Nachtfrösten. An diesem Tage erschien ein um diese Jahreszeit außerordentlich starker, anhaltender Nebel, wonach das Wetter sehr angenehm und warm bis zu 18° im Schatten und 22° in der Sonne wurde. Die Vegetation, welche in der ersten Hälfte des Monats gestockt hatte, nachdem sie schon im März so weit vorwärts gekommen war, begann nun mit mächtigen und fast übereilten Triebe fortzuschreiten. Den 21sten standen hier alle Obst- selbst die Apfelbäume in voller und sehr reicher Blüthe. Die Sommerungs-Bestellung auf trocknem Boden ward durch diese Witterung sehr begünstigt, die Saat lief schnell und gleich, da es um diese Zeit an Regen nicht fehlte. Der Roggen zeigte sich beim

Aufschießen nicht so dicht, wie man es im ersten Frühjahre erwartete. weil er zu Anfange des Monats in der Bestaudung durch ungünstige Witterung gestört und nun zu schnell in die Höhe getrieben war. Gegen Ende des Monats ward das Wetter wieder trocken und kalt bei stark steigendem Barometer. In einigen Gegenden litt die vorgeeilte Vegetation von Nachtfrösten.

Zu Anfange des Mai dauerte die kalte Witterung bei westlichen und östlichen Nordwinde fort. Das Barometer fiel dabei und der Himmel trübte sich oft mit dunkelen Wolken, aber Regen erfolgte erst am 7ten mit einem Gewitter, wonach wir bis zum 14ten sehr feuchte, kühle aber höchst fruchtbare Witterung hatten, wobei die Winterung sowohl als die Sommerung nebst Wiesen, Weiden und Futterfeldern ein viel versprechendes Ansehn bekamen. Vom 15ten an begann die trockene Witterung mit hoch steigendem Barometer. Zwar trübte sich der Himmel mehrmals, es erschienen Gewitterwolken, diese aber ergossen sich nur hier und da in schmalen Streifen in Regen, löseten sich aber sonst mit einem kalten Winde in einen räucherigten Nebel auf.

Schon Anfangs Juni ward der Einfluß der Dürre auf die Vegetation sehr merklich, indem brennende Hitze abwechselnd mit scharfen Nord- und Ostwinde die Feuchtigkeit des Bodens ver-

zehrte. Die Luft war dabei merkwürdig trocken, wie man an dem Eintrocknen alles Holzwerks verspürte und es zeigte sich kein Thau. Mehrmals bildeten sich Gewitterwolken mit allem Anschein und mit allen Vorboten vom Regen, aber sie zersetzten sich in sogenannten Heerrauch mit kaltem Winde. Wenn sich in der ersten Woche des Juni gut bestellte Sommerfelder noch hielten, so litten sie alle in der zweiten. Auch die hochliegenden Roggenfelder fingen an zu verbleichen; der schon zum Lagern geneigte Weitzen kam niedrig und spärlich mit kleinen Aehren aus den Kappen; die frühe Gerste und der Hafer wurden gelb, die späten Saaten liefen nur vereinzelt, theils gar nicht; die Weiden brannten aus. Alles dies nahm in der dritten Woche noch zu, da ein viertelstündiges schwaches Gesprengsel von Regen, welches auch nur einige Fluren traf, nicht zureichte, die verdorrenden Pflanzen zu erfrischen. Nur sehr wenige glückliche Striche bekamen einen stärkeren, aber doch immer bald vorübergehenden, Regenfall. Strichweise ereigneten sich Nachtfröste, wovon Kartoffelkraut und Buchweitzen erfror. Auch die Hoffnung, welche man auf das Solstitium und den Johannis-Termin gesetzt hatte, schlug fehl und die Dürre hält jetzt in der 4ten Woche an. So ist es hier und nach den bisher eingegangenen Nachrichten durch den größten Theil von Deutschland gewesen.

Der

Der strenge Boden hat den Weitzen und Roggen zwar länger gegen den Einfluß der Dürre geschützt, aber ersterer ist schon früh in vielen Gegenden mit Rost befallen, wodurch ein sehr bedeutender Ausfall im Ganzen der diesjährigen Ernte bewirkt werden wird. Der Roggen hat auf feuchteren Feldern von Nässe, von Würmern und Schnekken sehr gelitten und steht größtentheils sehr dünn. Auf trockenem Boden haben die Körner ihre Ausbildung wegen Mangel an Säften nicht erlangen können und sind verschrumpft oder nothreif geworden. Zur Sommerungssaat war der Lehmboden, von keinem Winterfroste durchdrungen, zu steif und nachmals zu naß, dann aber durch die plötzlich eintretende trockene Hitze und die sonderbar ausdörrende Luft in der zweiten Hälfte des Maies so verhärtet, daß er der Bearbeitung widerstand und der Saat ein zum Keimen und Treiben so ungünstiges Bette gab, daß man es häufig bereuet, sie nicht im Sacke behalten zu haben. Im allgemeinen hat der lockere Boden mit tieferer Krume, bei hinreichender Dungkraft und früh bestellt, wiederum entschiedenen Vorzug im Stand der Früchte und so sehr er auch, besonders in der letzten Zeit, von der Trockniß zu leiden anfängt, so ist es doch fast zu bewundern, wie sich Gerste, Hafer, Sommerroggen und Sommerweitzen und selbst Erbsen und Wicken bisher noch darauf erhalten haben.

Er war schon genugsam belegt, wie die ausdörrende Witterung eintrat. Doch ist die frühe Gerste dünn, kurz im Stroh, aber ziemlich stark in Aehren. Ob der Hafer noch leidlichen Ertrag geben werde, hängt ab von der Feuchtigkeit, welche uns der Himmel heute für die nächste Woche verspricht. Die einzigen etwas versprechenden Erbsen, welche mir vorgekommen sind, waren nach Kartoffeln früh bestellt; andere müßten noch bei feuchter Witterung einen neuen Schuß mit Ansatz machen, wenn sie Ertrag geben sollten, wie dies wohl zuweilen, aber selten, geschehen ist. Einige Reviere des Oderbruchs, welche einen leckeren, humosen Boden haben, und früh bestellt sind, machen allein eine Ausnahme im Stande des Sommer-Getreides und man findet da Gerste und Hafer, die einen sehr hohen Ertrag versprechen und die gerade der trockenen Witterung ihren aufrechten Stand und reinen Körner-Ansatz zu verdanken haben. Wenn dieser sonst in der Oberfläche leicht austrocknende Boden nur bis zur Bestaudung Feuchtigkeit behält, so hält er sie nachher ganugsam an.

Die Dürre von der Mitte des Mai bis zu Ende des Monats war allgemein; nach Verschiedenheit des Bodens hat sie verschieden gewirkt. Die Wiesen verhalten sich sehr verschieden. Der Trieb des Grases begann früh, ward aber in einigen Gegenden durch Nachtfroste und Reife so ge-

stört, daß das Gras doch spät in die Höhe ging und dann bei der Dürre stockte. Besonders schlim ist es denen ergangen, welche die Abhütung mit Schaafen bis zum Maitag, oft sogar bis zum Alten, erleiden mußten. Dies in kalten Frühjahren ziemlich unschädliche, manchmal sogar vortheilhafte Abhüten hat den ganzen Graswuchs diesmal zerstört, er ist den Hutberechtigten lediglich zu gut gekommen und die Eigenthümer haben ihre Wiesen graslos und bald ausgebrannt zurückerhalten. Andere nicht zu kalte und fette Wiesen haben frühzeitig einen reichen Schnitt gegeben, werden aber den zweiten, auf welchen man sehr rechnet, wahrscheinlich versagen.

Alle Weiden grünten bis Pfingsten sehr üppig und das Vieh schwelgte, da wo der Besatz dem gewöhnlichen Graswuchse angemessen war, im Ueberflusse. Jetzt darbt es, und man hat sich zum Theil genöthigt gesehen, die Schaafe auf den Stall zu nehmen und sie mit frischem Heu oder mit Korn zu füttern. Manche haben es gewagt, die Schaafe in feuchten Gründen, wo sie sich sonst leicht die Bleichsucht anfressen, gehen zu lassen, in der Hoffnung, daß ihnen solches in diesem Jahre, wo jene trocken genug und nicht beschlammet scheinen, nicht schaden werde.

Der rothe Klee, dessen Vegetation kaum im Winter unterdrückt war und im Frühjahr früh und

ununterbrochen begann, hat einen sehr reichen und zeitigen Schnitt gegeben. Da er, ohne nur einmal des Wendens zu bedürfen, schnell trocknete, so hat das Heu seine natürliche grüne Farbe unverändert behalten und man kann, wenn auch sein zweiter Wuchs, wie fast zu erwarten, ganz fehl schlüge, mit dem Ertrage wohl zufrieden seyn. Schlimm sieht es aber aus mit der jungen Kleesaat; wo sie gelaufen, da ist sie verdorret und abgesprungen und die spätere ist gar nicht hervorgekommen. Ob sie sich nach der Ernte noch zeigen werde, ist sehr zweifelhaft. Auch wird wahrscheinlich wenig Kleesaamen gewonnen werden, da der zweite Wuchs so wenig hoffen läßt und der erste zu dicht war, um ihn zum Saamen stehen zu lassen.

Vor allem hat sich die Luzerne gehalten, die nach einem reichen ersten Schnitt, aller Dürre ungeachtet, zum zweiten Male so schnell und stark genug hervortrieb, daß sie in vier Wochen wieder gemähet werden mußte. Auch der dritte Wuchs kommt wieder heran. Der durch die Feuchtigkeit des Winters und Frühjahrs tief durchdrungene Untergrund gab ihren langen Pfahlwurzeln die Nahrung, welche die ausgedorrte Ackerkrume allen andern Pflanzen versagte.

Die Kartoffeln haben sich zwar gehalten; man darf sich aber im allgemeinen, wenn auch die künftige Witterung ihnen günstig ist, keinen starken

Ertrag davon versprechen. Der lehmige Boden war zu feucht, wie sie gelegt wurden, und erhartete dann plötzlich, so daß ihre Bearbeitung und die Vertilgung des Unkrauts, wenn man dies im rechten Zeitpunkte vor dem Auflaufen versäumt hatte, sehr schwierig, wo nicht unmöglich ward. Auf losem Boden haben, die früheren besonders, von der Dürre schon gelitten und auch nicht zweckmäßig, d. h. mit feuchter Erde, angehäufelt werden konnten. In Niederungen ist das Kraut erfroren, was sie, wenn keine recht günstige Witte ung darauf folgt, immer sehr zurücksetzt. Es ist also im allgemeinen ein bedeutender Ausfall dieses für Menschen und Vieh so unentbehrlich gewordenen Nahrungsmittels zu besorgen, was den Bedarf der übrigen sehr vermehren kann.

Das fast aller Orten seit mehreren Jahren verspürte Abnehmen oder völliges Versiegen der Quellen und vieler Brunnen schien sich zu Anfange des Frühjahrs vermindern zu wollen. Allein nach dieser allen Niederschlag versagenden atmosphärischen Constitution ist es damit schlimmer geworden. Besonders auffallend ist dies an den Gebirgen sowohl in Schlesien als am Harze. Die Mühlen an Bächen stehen still und die an Flüssen haben so kärgliches Wasser, daß sie zum Theil nur Schroot, kein Mehl verarbeiten können. Die Rieselungswiesen haben kein Wasser erhalten können und mithin al-

len Ertrag versagt. Bei Menschen Gedenken, sagt man, sei nichts ähnliches verspürt. Da auch wenig Schnee auf den Gebirgen lag, so ist, ohne starke Wolken-Ergießungen in der nächsten Zeit, zu besorgen, daß in den Strömen das Wasser zur Schifsarth fehlen werde.

Die Oelsaaternte wird nur von wenigen wegen Kleinheit des Saamens getadelt, von den meisten als sehr einträglich gerühmt. Mißrathen ist sie dies Jahr nirgends, und erstaunlich viel gebaut worden. Die Preise derselben werden um desto niedriger zu stehen kommen, da auch der Wallfischfang sehr ergiebig gewesen ist.

Bei den immer fallenden und in manchen Gegenden bis zur Werthlosigkeit gehenden Preisen des Getreides, war in der ersten Hälfte dieses Quartals der Anblick üppiger Saaten und die Erwartung einer abermaligen reichlichen Ernte dem größeren Theile der Landwirthe wenig erfreulich. Man glaubte hier und da schon Veranlassung zu haben Getreide auf dem Halme verfaulen oder vom Vieh niedertreten zu lassen, weil es die Geldauslagen der Einerntung kaum erstatten würde. Plötzlich haben sich die Aussichten geändert und man fängt an, Mangel und Theurung zu besorgen. Innerhalb 14 Tagen, von der Mitte dieses Monats an, sind deshalb die Preise des Getreides an manchen Orten ums doppelte gestiegen, die der Erbsen ums

dreifache. Diese Steigerung ist jedoch bisher nur im Lande, in der Nähe großer Städte; noch nicht so bedeutend an Seehandlungs-Orten erfolgt, wo man bis jetzt nur mehr Willigkeit zum Ankauf als Gesuche und beträchtlich höhere Gebote wahrnimmt. Die Catastrophe im vorigen Herbst, wo die Preise in England sich plötzlich hoben und schleunige Ankäufe betrieben wurden, aber jene noch plötzlicher fielen, hat von eilig betriebenen Spekulationen in diesem Handel aufs neue abgeschreckt, wodurch oft große Gewinne, seit mehreren Jahren aber auch große Verluste gemacht sind. Als gewiß kann man es aber annehmen, daß die, welche in der letzten Zeit zu äußerst niedrigen Preisen anzukaufen fortfahren konnten, nun sehr bedeutend gewinnen werden. Daß wir keinen Ueberfluß haben, daß die Vorräthe, wovon man so viel Geschrei macht, den Ausfall dieser Ernte nicht decken werden, ist gewiß. Der Ausdrusch des Roggens wird, mit wenigen Ausnahmen, wegen der Kleinheit und Verschrumpftheit der Körner, sehr schwach, selbst im Verhältniß des Strohes, seyn und man kann den Rückschlag desselben wohl wenigstens zu $\frac{1}{3}$ gegen mittlere Jahre im allgemeinen annehmen.

Die späte Sommerung hängt noch vom künftigen Monate ab. Die frühe stehet auch wenigstens um ein Drittel, manche um die Hälfte gegen das mittlere im Ertrage zurück. Gute Hülsenfrüchte

und Buchweitzen kommen höchst selten vor. Von großer Wichtigkeit ist es noch, ob die Kartoffeln den ihnen jetzt so nöthigen Regen bekommen oder nicht. Ihr leidliches Gerathen oder Mißrathen hängt noch davon ab und von diesem wieder der Bedarf an Getreide. Denn daß sie in vielen Gegenden ein Drittel der menschlichen Nahrung ausmachen, ist anerkannt.

Vor und in der Ernte mögte jedoch auf keinen Fall eine ausdaurende Steigerung der Getreidepreise zu erwarten seyn. Der Bedarf des Geldes ist beim Landmanne gar zu groß und auf die Nachricht von etwas gestiegenen Preisen wird man sich mit allen kleinen Vorräthen zu Markte drängen, bei dessen Ueberfüllung die Preise wieder fallen werden.

Die Nachrichten aus fremden Ländern sind, wie gewöhnlich um diese Zeit, zu unbestimmt, um darauf bauen zu können. Nur daß die Dürre im nördlichen Europa allgemein sey und daß man Mißwachs in der Sommerung besorge, darin stimmen alle Nachrichten überein. Wahrscheinlich ist es, daß der Weitzen auch in England von dem Roste, dieser dort sehr häufigen Krankheit, gelitten habe, daß es also der Zufuhr bedürfen werde, worauf man lange vergeblich gerechnet hat.

Die Schäferei und der Wollertrag ist seit einigen Jahren die Hofnung und Zuflucht des größe-

ren Landwirths, besonders im östlichen Deutschlande, gewesen. Auf sie war in diesem Jahre vorzüglich gerechnet. Die Erwartung einer besonders starken Schur war auf die ungemein reichliche Fütterung, welche man im Winter hatte geben können, begründet. Aber sie hat sich nicht bestätigt, denn alle versichern fast einstimmig, daß sie eher weniger als mehr geschooren haben, ungeachtet sich die Schaafe in einem fast feisten Zustande befanden. Dies Factum ist wohl gewiß und wird keineswegs durch die größere Masse von Wolle, welche auf die großen Märkte gekommen, widerlegt, indem diese theils aus der Vergrößerung der Schäfereien, theils aus der Concentration der Wolle auf wenigen Märkten zu erklären ist. Die Ursach davon scheint theils in der naßkalten Witterung des vorigen Sommers, theils in der Gelindigkeit des Winters zu liegen, wobei die Natur zu einem dichten Wuchs des Pelzes nicht hinstrebte. Einige enorm stark gefütterte Haufen geben den Beweis, daß nur ein gewisses Maaß reichlicher und ordentlichen Fütterung ökonomisch sey und daß sich das Ueberschießende durch stärkeren Wollwuchs, bei den Electoral-Schaafen, nicht bezahle; worüber ich mich, nachdem ich das Resultat einiger darüber angestellten Versuche erhalten habe, ausführlicher erklären werde.

Die schon früh besonders in Schlesien abge-

schlossenen Woll-Einkäufe erregten im Frühjahr die Hoffnung eines den vorigjährigen noch überschreitenden Preises. Aber schon Anfangs Mai ließen die umherreisenden Käufer in ihren Geboten nach, weil der Begehr in England sehr lau und die Preise in den Couranten geringer notirt seyen. Letzteres fand jedoch nur bei den höchsten Sortimenten statt und wenn nach den von mir eingesehenen Preis-Couranten die Electa im Februar zu 7 Sch. 6 D. bis 9 Sch. 6 D. notirt war, so stand sie im Mai nur zu 7 Sch. 6 D.; woraus mir nur hervorzugehen schien, daß die feinsten Sortimente wie um diese Zeit gewöhnlich nicht mehr zu haben seyn, indem nur die wirklichen Verkaufs-Preise notirt werden. Es fehlten aber auch, wie versichert ward, Aufträge und Ermunterungen aus England und es ward von großen Vorräthen auf den dortigen Lagern gesprochen. So wie im Jahre 1819 der in England aufgelegte hohe Einfuhr-Zoll im Wollhandel eine große Stokkung hervorbrachte, so thut es jetzt die vermuthliche Aufhebung desselben. Denn es ist anerkannt, daß England seinen Fabriken durch diese hohe Inpostirung sehr geschadet, und die deutschen dagegen besonders gehoben habe, indem diese nun um so viel wohlfeilere Wolle wie jene verarbeiten, weswegen man — wenn sich die Ansichten nicht wieder ändern — die Aufhebung dieses hohen Zolls

noch in gegenwärtiger Parlaments-Sitzung erwartete. Bevor aber dieser Beschluß in Wirksamkeit tritt, kann keine Wolle eingeführt werden; denn sie würde um den Betrag dieses Zolles höher als die nachmals eingeführte zu stehen kommen. Da aber die Sache noch immer ungewiß ist, so ist auch die Speculation auf die Zukunft zu unsicher, um große Capitale darauf anzulegen, zumal da die Zeitereignisse und die Zoll-Tarife dem Handel mit europäischen Fabrikaten immer neue Schwierigkeiten in den Weg legen und die Industrie, statt sie zu erheben, in allen Ländern lähmen werden.

In Sachsen war Angangs Juni nur wenig Wolle und diese an französische und Niederländische Fabrikanten verkauft.

Dies alles ließ nun zu Anfange dieses Monats keinen sonderlichen Ausfall unserer Wollmärkte erwarten, um so mehr je dringender die Nothwendigkeit zu verkaufen sich dem größeren Theile der Landwirthe, des Geldmangels wegen, darstellte. Man mußte von vielen eine Verschleuderung der Wolle, wie im Jahre 1820, besorgen und dadurch allgemeinen Verfall des Preises. Denn ohne alle Verabredung und Künstelei sinkt der Marktpreis wenn einige bedeutende Posten wohlfeil losgeschlagen sind.

Jedoch eröffnete sich in Breslau der Wollhandel schon in den Vortagen des Markts mit guten

Aussichten, wenigstens für die hochfeine Wolle, und es wurden verschiedene Posten um 10 bis 15 Rthlr. p. Centner höher wie im vorigen Jahre verkauft. Bekanntlich sind die Angaben der Preise so unzuverlässig, besonders hinsichtlich der Neben-Bedingungen, daß ich mich ihrer Mittheilung lieber enthalte. Nur kann ich mit Bestimmtheit sagen, daß die Wolle der Königlichen Stamm-Schäfereien zu Panten, die bekanntlich aus mehreren Racen und Wollgattungen besteht, der Centner zu 160 Rthlr. in Pausch und Bogen mithin um 10 Rthlr. theurer als im vorigen Jahre verkauft ward. Beim Fortgange des Marktes ward aber der Drang zum Verkaufe zu groß und den Käufern konnte es nicht entgehen, daß sie auch zu niedrigen Geboten einkaufen konnten. Daher fiel nun der Marktpreis um 10 bis 15 p. C. gegen voriges Jahr herab. Es sind jedoch von 32,000 Centner, die zur Wage gekommen, nur ungefähr ein Tausend unverkauft geblieben und dies schlechte und zweischürige Wolle, die im Herbstmarkte bessern Absatz zu finden pflegt.

Nach dem Berliner Markte, der am 17ten Juni begann, kamen nun die Käufer größtentheils von Breslau mit der Idee billiger Preise hin. Da von den Verkäufern die vorigjährigen und noch höhere Preise gefordert wurden, so geschahen in den ersten Tagen gar keine Gebote und es wurden nur wenige anerkannt ausgezeichnete Schuren

gleich verkauft und willig zum vorjährigen Preise bezahlt, mit der liberalen Aeußerung angesehener Wollhändler, daß man solche eminente Waare höher bezahlen müsse, wenn auch Verlust dabei zu besorgen sey. Erst am dritten Tage eröffnete sich der allgemeine Handel, aber lau und im Durchschnitt wohl mit einem Abschlag von 15 p. C. gegen voriges Jahr. Die Preise würden ohne Zweifel bei dem unter den Verkäufern verbreiteten Allarm noch tiefer gesunken seyn, wenn nicht die vortreffliche Georgische Magazinirungs-Anstalt sich im Stande gesehen hätte, bedeutende Geldvorschüsse auf die daselbst zum Verkauf deponirte Wolle zu sehr billigen Bedingungen anzubieten. Hierdurch ward es bewirkt, daß die Preise in den letzten Tagen wieder etwas stiegen und manche Posten höher verkauft wurden, als wofür sie früher schon erlassen waren. Auch fand bereits daselbst deponirte Wolle bessere Gebote, als auf dem Markte. Selbst die Wolle von der Stammschäferei zu Frankenfelde ist aufgelegt, weil sie den Preis der Pantener, mit welcher sie gleichartig ist, auf dem Markte nicht erhalten konnte.

Die Quantität der auf den Berliner Markt gebrachten Wolle hat eben so wie ihre Qualität von Jahr zu Jahre zugenommen und er ist jetzt, neben dem Breslauer, der Centralpunkt des Wollhandels nicht nur für die diesseitigen Preußischen

Staaten, sondern auch für benachbarte geworden. Man scheuet den weiten Transport einer Waare, wovon ein Wagen einen sehr großen Werth ladet, nicht mehr. Aber in demselben Verhältnisse wie die Waare, haben wenigstens auch die Käufer zugenommen und das Capital welches hier angelegt wird. Daher ist die Besorgniß einiger Märker, daß durch das Zusammenströmen einer immer größeren Wollmasse uns der Markt verdorben werden mögte, völlig unbegründet, es ist vielmehr unser Interesse, daß er immer frequenter werde, indem wir durch die Concurrenz der Käufer gesichert sind, unsre Wolle zu ihrem wahren Werth zu verkaufen, ohne sie weit zu verführen.

Ueberzeugt von der Wichtigkeit dieses Wollmarkts hat der Magistrat der Residenzstadt sich bemühet, den Käufern und Verkäufern durch bessere Einrichtung und Vermehrung der Waage-Anstalten mehrere Bequemlichkeit zu geben und Zeitverlust zu ersparen, welches wir besonders der Einsicht und den Bemühungen des thatigen Bürgermeisters Hrn. Regierungsrath v. Bärensprung verdanken. Verschiedene andre zur besseren Unterbringung, Darstellung und Uebersicht der Waare abzweckende Einrichtungen sind zwar diesmal noch nicht zu Stande gekommen, weil die detaillirteren Vorschläge dazu zu spät eingereicht waren,

werden aber im nächsten Jahre aufs zweckmäßigste ausgeführt werden.

Die Nachfrage nach edlen, besonders rein originalen Vieh ist immer dringender geworden und da sie in diesem Jahre nicht zu befriedigen war, schon auf das künftige ausgedehnt worden. Die vorzüglichsten zum Kauf gestellten Böcke aus Schäfereien, deren Constanz und Vererbung sich bewährt hat, sind sehr hoch bezahlt. In der zu Panten abgehaltenen Auction wurde ein Bock mit 332 Rthlr., einer mit 261 Rthlr., mehrere zwischen 105 bis 130 Rthlr. bezahlt. Das ausgesetzte Muttervieh ward im Durchschnitt zu 18 Rthlr. verkauft. In Frankenfelde sind keine so hohe Preise, jedoch mehrere über 100 Rthlr. bezahlt, so daß sich ein Durchschnittspreis von 77 Rthlr. p. Stück für die Böcke und 12 Rthlr. für die Mutterschaafe ergiebt.

Das Weidevieh hat seinen anfangs sehr reichlichen Molkenertrag schon seit der Mitte dieses Monats zu versagen angefangen, wenn es nicht durch Nebenfütterung unterstützt und ihm, wie häufig geschehen, ein hofnungsloses Erbsen- oder Wickenfeld eingegeben wurde. Sehr wahrscheinlich ist es daher, daß auch die Butter wieder in höheren Preis kommen werde. Uebrigens hat man kürzlich von Seuchen unter keiner Viehart etwas ver-

nommen, auch noch nichts vom Milzbrande, der sich in solchen Sommern sonst einzustellen pflegt. Die Schaafe befinden sich, obwohl bei kärglicherer Weide, dennoch, bei der trockenen Luft sehr gesund und wohlbehalten.

Die Lähme hat doch in vielen Schäfereien einen bedeutenden Theil der Lämmer weggerafft und leider muß ich das zurücknehmen, was ich im vorigen Stücke vom schimmlichten Klee, als alleiniger Ursach dieser Kränklichkeit, gesagt habe. Je mehr ich davon überzeugt war, desto größer war die Vorsicht, daß die Mütter keinen solchen erhielten, aber dennoch habe ich diese Krankheit unter meiner zweiten Lammung im Monat April, bevor die Mütter auf die Weide kamen und nachher, bedeutend, und stärker wie jemals, gehabt, ohne einen nur irgend wahrscheinlichen Grund davon angeben zu können. Der Gebrauch des glühenden Eisens, womit die zusammengefalzte Haut an einer oder zwei Stellen des Körpers durchstochen wird, worauf eine starke mit Therpentin-Salbe unterstützte Eiterung erfolgt, scheint unter allen versuchten Mitteln das wirksamste. Von einigen und sechszig damit befallenen Thieren, habe ich doch nur 20 verloren.

Dem landwirthschaftlichen Gewerbe steht eine gewaltige Crise bevor. Stiegen bei dem theilweise schon entschiedenen Mißwachse die Preise des verkäuflichen Ueberschusses nicht beträchtlich, so würden manchmal kaum die baaren Geldkosten der Wirthschaft, vielweniger die mehrentheils zu zahlenden Pachtgelder und Zinsen daraus gelöset werden und der Ruin vieler Landwirthe beendet seyn. Erfolgt aber nach Verzehrung der vielleicht im Ganzen nicht so bedeutenden Vorräthe eine der Ernte angemessene Steigerung der Preise, wie natürlicher Weise zu erwarten ist, so kann die Unfruchtbarkeit der zweiten Hälfte dieses Quartals für die Zukunft wohlthätig wirken. Denn in der Regel steigen die Preise in stärkerem Verhältnisse, als der Rückschlag der Ernte war, und müssen es thun. Zu besorgen ist nur, daß die Vorräthe weniger in den Händen der Landwirthe als der Kornhändler sind, und daß jene von den steigenden Preisen wenig Vortheil haben werden, wenn die diesjährige Ernte, wie zu besorgen, wenig über den eigenen Bedarf liefert. Allemal wird dies Jahr jedoch eine Bestätigung der alten Erfahrungen über die Ordnung der Ernten und der Fruchtpreise geben, die Unger schon im Jahre 1750 so trefflich entwickelte, und es wird zeigen, daß die seit einiger Zeit verbreitete Besorg-

niß eines fortdaurenden Ueberflusses der Produkte eitel sey.

Geschrieben am Gesundbrunnen zu Freienwalde, den 1sten Juli 1822.

Thaer.

Da ich mich hier des Bades und einer Brunnen-Cur bediene, wobei ich nur die nothwendigsten Geschäfte besorgen kann, so wird es mir unmöglich, Briefe in diesem Monate zu beantworten.

Oekonomisch-Litterarischer Anzeiger

zu den

Möglinschen Annalen der Landwirthschaft.

No. 12.

Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile 1 Gr.

Ankündigung.

Bei E. H. G. Christiani in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Johann Philipp Wagner, Beiträge zur Kenntniß und Behandlung der Wolle und Schaafe. Nebst einem Verzeichniß mehrerer Schriften. Zum Gebrauch für Landwirthe und Fabrikanten. Nebst einem Vorworte vom Herrn Staatsrath Thaer. 2te vermehrte Auflage. gr. 8. Preis: 1 thl. 8 gr.

Urtheil des Herrn Staatsraths Thaer über das vorliegende Werk.

Ueber die mannigfaltigen Qualitäten der Wolle, ihre Begriffe und Benennungen, mußten sich die Producenten mit den Fabrikanten verstehen und vereinigen, wenn nicht Unsicherheit und Fehlgriffe bei Erreichung ihres Zwecks obwalten sollten. Da aber beide Theile in den meisten Fällen zu weit getrennt, und die Forderungen der letzteren in manchen Stücken sehr verschieden und oft widerspre-

chend waren, so kamen die Wollhändler als Mittelspersonen nicht bloß im Handel, sondern auch in der Beurtheilung der Qualitäten dazwischen.

Aber dennoch blieben die Ansichten so verschieden, und die Ausdrücke so doppelsinnig, daß der Producent, der in der Leitung seiner Zucht sich gern nach dem wahren Wunsch seiner Abnehmer gerichtet hätte, nicht wußte, woran er war und was er thun solle. Oft wurde er durch unbegründete Forderungen und Tadel, die ihm beim Handel gemacht wurden, ganz irre geleitet, und von dem rechten Wege, den er schon eingeschlagen hatte, abgeführt.

Daher war es für die Wollproduction sehr erwünscht, daß sich ein Mann, der sich mit Wolle schon in der frühen Jugend befaßt, und späterhin die Wolle der vorzüglichsten sächsischen Schäfereien, theils auf dem Körper, theils nach der Schur, genau zu untersuchen Gelegenheit gehabt, die Sortirung in Magazinen geleitet, die Sortimente nach dem verschiedenen Begehr eingerichtet, sie nach verschiedenen Ländern versandt und den Handelsgang kennen gelernt hatte — daß dieser Mann seine Dienste ganz dem Interesse der Wollproducenten und Schaafzüchter widmete. Aufgefordert von Vielen zur Untersuchung der Heerden, orientirte er sich noch mehr über den Zustand derselben, und erhielt Gelegenheit zu mannigfaltigen Beobachtungen über die Fortschritte und Hindernisse, oft Rückschritte der Veredlung.

Er hatte sich bei seinem Gewerbe durch Lesung guter technischer, merkantilischer und Staatswirthschaftlicher, auch naturwissenschaftlicher Schriften, an klare nud präcise Begriffe, logische Ordnung und Entwickelung der Gedanken und bestimmte Ausdrücke gewöhnt, und so entstand diese Schrift, welche bisher ohne allen Zweifel die beste und einzig gute ist, welche wir über die Wolle haben. Wenn auch manche Sätze noch auf zu ver-

einzelten Beobachtungen beruhen, und vorerst problematisch bleiben — wofür sie der Verfasser auch selbst angiebt — so sind doch viele der wichtigsten so begründet, so klar und bestimmt dargestellt, daß sie als zuverlässige Erfahrungs-Resultate angenommen werden müssen. Jene Sätze aber sind dadurch zur Sprache gebracht, und ihre Ansicht ist zu näherer Prüfung und etwaniger Berichtigung scharfsinniger Schaafzüchter und Fabrikanten klar aufgestellt. Und so ist die ganze Lehre von der Wollerzeugung zu einer so wissenschaftlichen Verhandlung, wie sie Erfahrungs-Sachen gestatten, eingeleitet.

Ich zweifle also nicht, daß Alle, die an dieser für den Schaafzüchter sowohl, als für den Fabrikanten und Wollhändler so wichtigen Angelegenheit Antheil nehmen, dieses Buch mit derjenigen Aufmerksamkeit, die es allerdings erfordert, lesen werden. Ich werde in den Mögliner Annalen Gelegenheit nehmen, das Ganze sowohl, als einzelne Sätze genauer zu analysiren, und diese stehen auch Andern zur Mittheilung gründlicher Gedanken darüber offen.

Möglin, den 14. Januar 1820.

A. Thaer.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist neu erschienen:

Lehrbuch der Pferdekenntniß; von J. G. Naumann, Ober-Staabs-Roßarzt, Professor ꝛc. 2te Auflage. Preis 1 Rthlr.

Dieses Werk, welches als Leitfaden bei den Vorlesungen des Hrn. Verf. dient, ist nicht mit dem bekannten größeren Werke desselben zu verwechseln, welches unter dem Titel: „Ueber die vorzüglichsten Theile der Pferdewissenschaft. Ein Handbuch für Officiere, Bereiter, Oekonomen. Mit Kupfern. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Theile gr. 8. Preis 3 Rthlr.

12 Gr." — früher erschienen und fortwährend in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Bei W. Starke in Chemnitz ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erfahrungen über die bösartige Klauenseuche der Schaafe; ihre Entstehungsursachen, Kennzeichen, Heilung und Impfung, nebst allgemeinen Verhaltungsregeln, welche bei dieser Krankheit zu beobachten sind, für denkende Landwirthe und Schaafzüchter herausgegeben von F. Rödiger. 8. 8 Gr.

Diese kleine aber reichhaltige Schrift wird gewiß jedem Oekonomen und Schäfereibesitzer, welcher sich über diese gefährliche Krankheit zu belehren wünscht, willkommen seyn, und bedarf daher weiter keiner Empfehlung.

Nachricht für Tabacksfabrikanten, Oekonomen u. s. w.

Touchy, L. Handbuch der Tabacksfabrikation, oder Anweisung zur sichersten und vortheilhaftesten Bereitung aller in- und ausländischen Sorten von Rauch- und Schnupftabacken, nach den neuesten Entdeckungen und vieljährigen eigenen Erfahrungen, nebst Anleitung zu Bereitung aller dazu erforderlichen Saucen. Von Behandlung der rohen Blättertabacke, dem Handel, welcher damit getrieben wird und von welchen Handelsplätzen sie am vortheilhaftesten zu bezeichen sind. Auch wie man alle bei der Tabacks-Saucirung erforderliche Ingredienzien genau kennen lernen und alle dazu benöthigte, einfache und zusammengesetzte Präparate auf die wohlfeilste und beste Manier selbst bereiten könne. Nebst einem Anhange über den Tabacks-Bau. Mit einer illuminirten Kupfertapel. 8. Züllichau. Darnmann.

Die früheren Schriften des Verfassers über einzelne Gegenstände der Tabacksfrikation sind mit verdienten Beifall aufgenommen worden und es hat derselbe den vielfältig an ihm ergangenen Aufforderungen, ein vollständiges Handbuch der Tabacksfabrikation zu liefern, in vorliegendem Werke nunmehro ein Genüge geleistet.

Bei mir sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Handbuch der Geometrie synthetisch und analytisch behandelt von August Schulz Montanus. Mit 10 lithographirten Tafeln. gr. 8. 2 Rthlr.

Dieses 29 Bogen starke Werk enthält in eilf Abschnitten syntetisch und analytisch behandelt, sowohl die Hauptsätze der Planimetrie und Stereometrie, als auch zur Uebung im Analysiren und Selbsterfinden geometrischer Wahrheiten eine reichliche Anzahl von abgeleiteten Sätzen und Aufgaben, wie solche bei Prüfungen den Militairs und Feldmessern insgemein vorgelegt werden. In einem besondern Abschnitte wird gezeigt: wie die Aufgaben der niedern Geometrie bloß mittelst des Zirkels ohne Beihülfe des Lineals aufgelöst werden können und an einigen vorzüglich sinnreichen Beispielen der Geist dieser Methode erläutert; man findet solche durchaus in keinem andern der bis jetzt erschienenen deutschen Lehrbücher vorgetragen.

Das ganze Werk ist in einer systematischen streng wissenschaftlichen Ordnung bearbeitet, und zwar nach einem ähnlichen Plane der Anordnung und Ausführung, wie das früher vom Hrn. Verf. herausgegebene und mit dem größten Beifall aufgenommene Werk: Systematisches Handbuch der gesammten Land- und Erdmessung, mit Beschreibung der neuern brauchbaren Meßinstrumente, — Berlin, bei A. Rücker. 2 Thle. mit 13 Kupfern. 4 Rthlr.. — weshalb hier auf die Jenaer allg. Lit.

Zeit. 1820 Nr. 125 und auf die Heidelberger Jahrbücher 1820 Nr. 25 verwiesen wird.

Da dieses Handbuch der Geometrie für praktische Zwecke, nämlich zunächst für junge Männer, welche die Wissenschaft Berufshalber studiren müssen, geschrieben worden ist, so hat der Hr. Verf. überall auf das nützlichste und brauchbarste Rücksicht genommen, weshalb sich das Werk nicht nur zum Selbststudiren, sondern auch zum Vortrag in Militairanstalten und in der ersten Klasse gelehrter Schulen eignet.

Der Druck ist übrigens schön und äußerst correkt.

Der vollkommene Conditor oder Anweisung alle Arten Zuckerwerk, Macaronen, Drageés, Pastillen, Marzipan, Conserven, Marmeladen, Compots, Gelees, Marsellen, Fruchtsäfte, Gefrornes, desgleichen feines Backwerk und Pasteten zu verfertigen; Früchte in Zucker oder Branntwein einzumachen; Liquers, Cremes, Huiles und Natafia's zu destilliren; auch Chocolate, Kaffee, Thee, Bavaroise, Limonade, Orgeade, Citronelle, Sorbets, Punsch, Cardinal und Büschof zu bereiten. Von Franz Seebach, Hof-Conditor. Mit drei lithographirten Zeichnungen. Nach der sechsten Auflage des Werks: Le Confiseur Royal per Madame Utrecht-Friedel. Preis: 16 Gr.

Dieses vortreffliche Werk, welches in der Ursprache bereits 6 Auflagen erlebt hat, zeichnet sich besonders dadurch aus, daß die mitgetheilten Recepte deutlich vorgetragen und leicht zu bereiten sind. Da der Nachtisch mit zu den vorzüglichsten Freuden der Tafel gehört, so wird diese Anweisung, welche ihn in angenehmen Formen, schmackhaft und nicht kostspielig zu bereiten lehrt, gewiß allen Frauen höchst willkommen und selbst Männern vom Fach nützlich seyn.

August Rücker.

In der J. G. Calve'schen Buchhandlung sind folgende empfehlungswerthe ökonomische Bücher erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu haben:

(Die Preise sind sämmtlich in Convenzions-Münze.)

Abhandlungen aus dem Forst- und Jagdwesen. Aus Ch. C. André's Oekonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen ꝛc. ꝛc. besonders abgedruckt. Erster Band, enthält die in den Jahren 1819 und 1820 in den Oekonomischen Neuigkeiten abgedruckten Aufsätze aus dem Forst- und Jagdwesen. Mit Tabellen. gr. 4. 1821. 3 fl.

André, Christian, Carl, Anleitung über die rechte Behandlung und die ökonomischen Vortheile beim Anbau des rothen Klee's. (Aus dessen ökonom. Neuigkeiten besonders abgedruckt.) gr. 4. 1815. 24 kr.

— Rud. Unterricht, kurzgefaßter, über die Wartung des Schafviehes, für Schafmeister und ihre Knechte faßlich eingerichtet. 8. Brünn 1818. (In Kommission.) 24 kr.

—— Dasselbe in böhmischer Sprache. 8. Ebendas. 24 kr.

—— Anleitung zur Veredlung des Schafviehes nach Grundsätzen, die sich auf Natur und Erfahrung stützen. 4to. 1815. Schreibp. 2 fl 30 kr.

—— Darstellung der vorzüglichsten landwirthschaftlichen Verhältnisse, in so fern sie auf Bewirthschaftung des Grundes und Bodens und die damit verbundenen Nebenzweige der Oekonomie Bezug haben. Ein Taschenbuch für praktische Landwirthe und für Freunde der Landwirthschaft in allen Gegenden Deutschlands und der benachbarten Länder. 2te verbesserte und vermehrte Ausgabe. 8. 1819. 1 fl. 48 kr.

—— Ideen über die Verwaltung landtäflicher Güter in Böhmen, Mähren und Oesterreich, ein Beitrag zur Darstellung der gegenseitigen Verhältnisse zwischen Gutsbesitzern, ihren Beamten und den Unterthanen, zur richtigen Würdigung des Wirthschafts-Beamtenstandes und des Besitz-

thums landtäflicher Güter. 1te Abtheil. gr. 8. 1821. broschirt 1 fl. 18 kr.

Anfangsgründe, theoretisch-praktische, der Landwirthschaft, für angehende Beamte. 8. 1800. Auf Druckp. 1 fl. 12 kr. Auf Schreibp. 1 fl. 36 kr.

Anweisung zur Erziehung, Pflege und zum Schnitt der Obstbäume, am Spalier und als Pyramiden. Nach den neuesten Anweisungen des Herrn Calvel in Paris bearbeitet und mit Zusätzen und Anmerkungen vom Pfarrer Sickler, Herausgeber des bekannten deutschen Obstgärtners. Mit 4 Kupfertafeln. 2te unveränderte Auflage. 8. 1812. geb. 1 fl. 12 kr.

Blumenwitz, Ferd., Geschichte einer im Jahre 1814, an 4658 Schafen versuchten Schafpockenimpfung auf der Herrschaft Rabensburg. (Aus den Oekonom. Neuigk. Januar 1815 besonders abgedruckt.) gr. 4. 1815. 16 kr.

Brugnone's Werk von der Zucht der Pferde, Esel, Maulthiere, und von den gewöhnlichen Gestütkrankheiten. Aus dem Italienischen übersetzt, und mit einem Anhange vermehrt, welcher die neuen östreichischen Verordnungen über die Pferdezucht enthält, von D. G. Fechner, mit einer Vorrede von M. S. Stumpf. gr. 8. 1790. 1 fl, 30 kr.

Ehrenfels, J. M. Freiherr von, Ueber das Elektoralschaf und die Elektoralwolle, nebst Anstalt für reine Stammhalter derselben. Ein Beitrag zur höhern Schafzucht. (Aus Ch. C. André's ökonom. Neuigkeiten 1822 Nr. 1 und 2 besonders abgedruckt.) 8. Prag. 1822. 12 kr.

Entwurf einer Dienst-Instruktion für die Wirthschaftsämter in den k. k. Staaten. 4to. 1819. Schreibpapier. Broschirt 2 fl. 24 kr.

Fischer, L., Entwurf einer Anleitung zur Wechselwirthschaft nebst einem Beispiele des Uebergangs von der Dreifelderwirthschaft zur Wechselwirthschaft. gr. 4. 1817. 2 fl. 24 kr.

Gutsch, F. W., die landwirthschaftliche Buchhaltung. Mit einem Kupfer und Tabellen. gr. 4. 1814. 4 fl.

Janisch, J., Unterricht über den Anbau, die Pflege, Erndte und Zubereitung des Flachses für den Landmann, nach zwanzigjähriger Erfahrung. 8. 1816. 24 kr.

Körber, Carl von, fünfzehnjähriges praktisches Wirthschafts-Exempel durch Verbesserung eines vernachläßigten Bauerngutes, oder Beschreibung und Geschichte der Bewirthschaftung eines in Galizien an der schlesischen Gränze nächst den Städten Bielitz und Biala gelegenen Landgutes, und Vergleichung seines Zustandes von 1803 mit dem von 1817. Herausgegeben von Ch. C. André. gr. 4. 1819. broschirt. 1 fl. 12 kr.

Lukas, J. G, Anweisung zur Ausübung der Bienenzucht, oder naturgemäße Behandlung, Pflege und Benutzung der Bienen, durch Nachdenken erforscht, durch vieljährige Erfahrung geprüft und bewährt, mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Gegenden und Jahre faßlich vorgetragen gr. 8. 1820. 3 fl.

Mannigfaltigkeiten, landwirthschaftliche, und Ackerbau-Erfahrungen. Nach den neuesten Versuchen englischer Oekonomen; herausgegeben von einem englischen Landwirth, (Lord Findlater), der Praxis mit Theorie verbindet. Mit 2 Kupfertafeln. 8. 1800. 2 fl.

Meinecke, Dr. A. H. chemischer Katechismus, mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der Landwirthe, der Gewerbtreibenden, und überhaupt aller jener, welche die Chemie nicht bloß als Studium, sondern auch zur Anwendung im Leben sich eigen zu machen wünschen. Unter stäter Beobachtung der neuesten Entdeckungen der Engländer, Franzosen und Deutschen. gr. 8. 1820. 4 fl.

Neuigkeiten, ökonomische, und Verhandlungen, Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Hauswirthschaft, des Forst- und Jagdwesens im österreichischen Kaiserthume und dem ganzen Deutschland. Herausgegeben von Ch. C. André. gr. 4. mit Kupfern. 1822. Zwölfter Jahrgang 10 fl.

Ein vollständiges Exemplar vom 1ten bis 11ten Jahrg. incl kostet 94 fl.

Auch werden noch einzelne Jahrgänge abgelassen, ausgenommen den 5ten vom Jahr 1815.

Stumpf, G., Nachrichten und Bemerkungen über die Landwirthschaft Böhmens. 2 Theile. Neue Auflage. gr 8. 1797. 2 fl 24 kr.

Tennecker, (Seyffert von) Lehrbuch der Veterinär-Wundarzneikunst, zu Vorlesungen und auch zum Selbstunterrichte für Landwirthe, Offiziere, Kur- und Fahnenschmiede. gr. 8. 1820. Erster Theil: allgemeine Veterinär-Chirurgie. 3 fl. 45 kr. Zweiter Theil: spezielle Veterinär-Chirurgie. 2 fl. 15 kr.

—— Lehrbuch der pferdeärztlichen Geburtshülfe und Heilung der gewöhnlichsten Krankheiten der Mutterstutten und Fohlen Für Gestüttmeister, Pferdärzte, Kur- und Fahnenschmiede, Landwirthe und jeden Pferdeeigenthümer. gr. 8. 1820. 2 fl.

—— Lehrbuch der Gestüttwissenschaft. Für Gestüttmeister, Bereiter, Oekonomen, Pferdeärzte und Pferdeliebhaber. 2 Thle gr. 8 1820. 3 fl. 24 kr.

—— Beobachtungen und Erfahrungen über die Erkenntniß und Kur der Darmentzündung bei Pferden. Für Pferdeärzte, Kur- und Fahnenschmiede. 8 1820. 20 kr.

—— Praktischer Unterricht für Oekonomen über die Erkenntniß und Heilung der Klauenseuche bei den Schafen. 8. 1821. 45 kr.

Verrichtungen, monatliche landwirthschaftliche; herausgegeben von einem praktischen Landwirth. Mit 11 Tabellen. Dritte verbesserte Auflage. 8. 1820. 1 fl 48 kr.

Vorschläge und nähere Ansichten zur Hebung einiger Hindernisse, welche der Verbreitung des allgemeinen Gypsirens in Mähren und Böhmen noch in Wege stehen sollen. Aus den ökon Neuigkeiten besonders abgedruckt mit Anmerkungen von Ch. C. André. Nebst einem Anhange. 8. 1818. 20 kr.

Unterricht über den Flachsbau für Böhmen, Mähren und Schlesien. Herausgegeben von der kön. ökonomisch-patriotischen Gesellschaft in Böhmen. Mit einer Kupfertafel. 8. 1804. (In Kommission.) 10 kr.

Dasselbe in böhmischer Sprache. 10 kr.

Unterricht in der Schafzucht für das Schäfergesinde. 1819. (In Kommission.) 12 kr.

Dasselbe in böhmischer Sprache. 12 kr.

XIII.

Einige Bemerkungen zu den Aphorismen über die Pferdezucht in den Möglinschen Annalen der Landwirthschaft. Neunten Bandes. Erstes Stück.

Vom

Landstallmeister v. Burgsdorf zu Trackehnen.

Es würde eine zu große Anmaßung, übrigens auch gegen meine Dienstpflicht, die alle meine Zeit für das praktische Wirken in Anspruch nimmt, gehandelt sein, wenn ich als öffentlicher Beurtheiler aller erscheinenden Werke und Aphorismen über die Pferdezucht auftreten wollte; ich kann es aber in meiner Dienststellung und aufgefordert von vielen Pferdezüchtern nicht immer vermeiden, auch durch Rath und Gutachten für und wider dergleichen

Produkte aufzutreten, und nur dann überwinde ich meine große Abneigung gegen den Federkrieg.

Eine gleiche Veranlassung bestimmt mich zu nachstehenden Bemerkungen zu den Aphorismen über die Pferdezucht, mitgetheilt durch die Möglinschen Annalen der Landwirthschaft 1822, 9ten Bandes 1stes Stück, um so mehr als der Herr Verfasser, gestützt auf seine ausgezeichneten Kenntnisse gewiß von den meisten Zweigen der Landwirthschaft, gar kein Bedenken trägt, auch über den einen derselben, die Pferdezucht, und zwar in Beziehung auf mich, sehr bestimmt abzusprechen, indem er in der Nachschrift vom 7ten December 1821 mit besonderer Freimüthigkeit sagt:

„Die in den nachstehenden Aphorismen mitgetheilten Vorstellungen weichen zwar in den hauptsächlichsten Punkten gar sehr von den Grundsätzen ab, welche der Herr Landstallmeister v. Burgsdorf in seinem Schreiben an den Redateur des Jahrbuchs der Preuß. Landwirthschaft (1820 drittes Heft) aufgestellt hat; allein in einigen Stücken wird man dennoch eine auffallende Uebereinstimmung antreffen." u. s. w.

Ohne diese mich in der That etwas betrübende zu kurze Abfertigung hätte ich es dem landwirthschaftlichen und hyppologischem Publikum überlassen können, das Unanwendbare selbst zu prüfen und auch Vergleiche anzustellen zwischen jenen sogenannten

Vorstellungen und meinen Grundsätzen; denn ich darf auch ohne Dünkel wohl glauben, daß es mir doch wenigstens in den hauptsächlichsten Punkten über die Pferdezucht einige geläuterte Grundsätze zutrauen werde. Aber dem Publikum nun einmal auf jene Weise vorgestellt, kann ich doch nicht so gleichsam durch einen Federzug überwunden, abtreten.

Die Ehre, welche mir der Hr. V. dadurch erweiset, daß er meinen Grundsätzen in einigen Stücken eine auffallende Uebereinstimmung mit den von ihm mitgetheilten Vorstellungen zuerkennet, kann mich nicht trösten; denn wenn mein erwähntes Schreiben auch nichts weiter als das schon hundert Mal Gesagte enthielte, so müßte es doch immer in einigen Stücken mit seinen Aphorismen übereinstimmen, denn diese enthalten doch auch nicht neue Regeln oder Vorschläge zur Erlangung grösern Heils der Pferdezucht. — Bis dahin, daß dergleichen uns zu Theil geworden seyn werden, will ich fortschreiten auf dem mit Vorsicht betretenen Wege. Schon manches frühere Dunkel ist mir entschwunden, und so fühle ich mich ziemlich ermuthiget, durch die Erfolge der Anwendung meiner Grundsätze über die hauptsächlichsten Punkte, ich fühle mich ermuthiget durch das Urtheil vieler unbefangenen und praktischen Pferdezüchter und durch die nachsichtsvolle Recension der allgemeinen

Jenaer Litteratur-Zeitung 1821. Nr. 161. Fol. 417. Dies Alles wird mich nur anregen, immer mehr zu lernen, und mich gegen Schlendrian und Befangenheit zu bewahren, um nie das Unhaltbare wieder aufzunehmen und den edlen Keimen des Orients bloß Heu und alte Dreische zuzuweisen, eben so wenig, als unsere erfahrenen Schaafzüchter ihren Merinos das Schicksal der Heidschnucken bereiten werden. —

§. 1. jener Aphorismen wird gesagt: „daß im Allgemeinen wohl unstreitig England die edelsten, schönsten und kraftvollsten Pferde besitzt." Wenn sie aber, wie der geehrte Hr. V. weiß, aus der Wüste Cobi entsprossen sind, so sehe ich nicht ein, warum nicht diese im Allgemeinen die edelsten, schönsten, kraftvollsten Pferde besitzen soll. Denn die Kunst kann mit Hülfe der Zeit wohl nach Verschiedenheit des Bedarfs gewisse Formen und Gestalten, doch nichts Edleres, als der morgenländische Typus selbst, hervorbringen.

Uebrigens gestehe ich, daß, so viel Mühe ich mir auch gegeben habe, Nachrichten über die Abstammung der edlen Pferde Englands zu sammeln, es mir doch nicht gelungen ist, diejenige Auskunft darüber zu erhalten, welche dem Hrn. V. zugegangen seyn muß, indem er sie aus der Wüste Cobi herleitet. — Arabien, Egypten, die Türkei und Barbarei nur scheinen den edlen Pferdestamm in

England begründet zu haben; daß auch das wilde Pferd der Wüste Cobi in Britannien erschienen ist und seinen Saamen gespendet hat, darüber schweiget, so viel mir bekannt ist, die Geschichte völlig.

Es scheint, der Hr. V. hat sich zu jener aufgestellten Hypothese hingeneigt, welche annimmt, daß der hohe Erdbuckel Asiens — die Wüste Cobi — die Wiege der Pferdespecies und der merkwürdige einzige Fleck unserer Erde ist, woselbst alle unsere Hausthiere noch im wilden Zustande zusammentreffen.

Kann es bewiesen werden, daß der eselähnliche Equus caballus ferus, Linn. der Wüste Cobi, das ursprüngliche Pferd ist, nun denn müßten freilich jene in England eingeführten Araber, Egypter, Türken, Barben und demnächst auch die Engl. Pferde, ob Wettrenner, Karrenroß oder das 3 Fuß hohe Schettländische Pferdchen, ist gleich, aus jener Wüste entsprossen, dann müßte aber schon das schöne Arabische Pferd gleichsam ein — Artefact seyn.

Jener Beweis kann aber wohl um so weniger geführt werden, weil das wilde Pferd ein halbes Monstrum ist und die die Wüste Cobi umgebenden Länder sehr gemeine Pferde enthalten nach dem einstimmigen Urtheil aller Schriftsteller. — Ich mag mich nicht an die Bekämpfung jener Hypothese wagen, es hat für das Praktische auch gar keinen

Werth, aber ich erlaube mir die Frage: ob in der ganzen organischen Schöpfung noch ein Beispiel vorhanden ist, welches uns zwei verschiedenere Thiere einer Species aufzuweisen hat, als es das Arabische und das von mehrern Schriftstellern beschriebene wilde Pferd ist, und ob, wenn nun das wilde Pferd der Wüste Cobi das urbildliche ist, aus der Hand des Schöpfers wohl noch ein solches Wesen hervorgegangen, an dem Er dem Menschen so vieles zu verbessern übrig gelassen hat, als an dem hier gedachten Urbilde, aus dem das — man ist also geneigt zu sagen, nacherschaffene — so vollkommene Arabische Pferd, möge es nun aus Kuku oder Nubien herstammen, hervorgegangen, und wie diese Nacherschaffung den Bewohnern der Wüsten Afrika's oder Arabiens möglich geworden? — So gern mögte ich hier den Typus finden und alle jene eselähnlichen Pferde der Mongolischen, Tartarischen ꝛc. Wüsten als verwildert und entartet betrachten. — Paraguay hat wilde Pferde, wozu bekanntlich des Menschen Hand den Saamen ausgestreuet und wo träfen wir nicht auf Entartung? —

Wenn es der Hr. V. nun bei immer fortschreitender Vervollkommnung der Englischen Pferdezucht für gar nicht unmöglich hält,

„daß selbst der Morgenländer dermaleinst wie-

derum aus England schöne Pferde kommen lassen werde:"

so mögte dieser Absatz wohl deshalb unterbleiben, weil der in meinem Schreiben an den Redakteur des Jahrbuchs der Preuß. Landwirthschaft deutlich angezeigten Ursachen wegen, die Engl. Pferde unfehlbar schlechter werden; die Morgenländer auch viel zu sehr die Bequemlichkeit lieben, als sich auf hohe Engl. Wettrenner prellen zu lassen. Sie sind überdies viel zu erfahrne Krieger, als nicht beim ersten Versuch einzusehen, daß ihnen der mit einem kleinen gewandten Arabischen Pferde berittene Gegner den Wurfspieß appliciren würde, und welche Futtermasse müßte eine Caravane mit Pferden des Occidents beritten, durch die Wüsten führen, wenn sie endlich nicht zu Fuß gehen will! — Kurze Distanzen von 4 Engl. Meilen auf einem Engl. Wettrenner zu durchfliegen, kann das Interesse des Morgenländers für diese Pferde um so weniger anregen als die Orientalischen Pferde auch sehr schnell sind, ja einige derselben selbst Engl. Wettrenner auf heimathlichem Boden überwanden.

Wenn §. 2. gesagt wird:

„daß jeder offenherzige und unpartheiische Sachverständige nicht in Abrede stellen werde, daß uns die Engländer in diesem Zweige der Viehzucht — Vervollkommnung der Pferdezucht — im Allgemeinen sehr weit übertreffen:"

so können wir dies völlig zugebend doch an die Unpartheilichkeit des Hrn. V. appellirend, wohl erwarten, daß er nachsichtsvoll berücksichtige, daß unsere zur Belebung und Verbesserung der Pferdezucht angewandten wesentlichsten Mittel sich erst von 1788 und die der Engländer mindestens seit Carls II. Regierung herleiten lassen. In welchem Raume wirkten die Engländer, in welchem — wir! Welche Ruhe von Außen genoß jenes glückliche Eiland, welche Kriege entsogen uns das Mark! und dennoch konnte ein lieber Sänger singen:

Auf! dem Feldherrn, der dem Gott der Schlachten
Hekatomben würgte, schnaubt, verwegen
Wie er selbst, Rhoduppens Roß *) entgegen;
Dem entmenschten Kriegsmann, der zu Jagden
Frevler-Lust die Sklavendoggen hetzet,
Von des Mitleids Pfeilen unverletzet; u. s. w.

Die Erfolge belohnten unsere Anstrengungen. Der Friede fördert sie auf's Neue, und sehr bemerkbar sind die gemachten Fortschritte, sowohl in den Königl. Preuß. Haupt- oder Stammgestüten als auch in den durch das Landgestüt unterstützten Provinzen.

Daß es dem Hrn. V.

„eine sehr auffallende Erscheinung ist, daß selbst

---

*) Die Rhodupp, ein Flüßchen bei Trackehnen, dem Sitz der Litthauischen Pferdezucht.

die guten Engl. Pferde beinahe wohlfeiler erzeugt und verkauft werden, als uns Deutschen unsere eigenen guten Pferde zu stehen kommen, wenn gleich alle Arten von Bedürfnissen in England beinahe noch einmal so theuer wie in Deutschland sind."

kommt daher, weil er nicht erwägt, daß die Engländer ihre Pferde nicht für den Continent erziehen. Da indessen der Hr. V. von den Ursachen seiner vorstehenden Bemerkung weiter unten redet, so werde auch ich mich nachher noch darüber äußern; bemerke übrigens nur noch, daß da der hiesige Landmann doch seine Rechnung dabei findet, gute Cavallerie-Remonte-Pferde für 80 und 100 Rthlr. zu erziehen, ihm einst die noch bessern Pferde darum nicht theurer zu stehen kommen werden: aber gern wird er auch 35 bis 40 Guinees, die wir dem Engländer für seine verunglückte Waare zahlen, nehmen.

Die Lobsprüche, welche der Hr. V. §. 3. so unbedingt der Verfahrungsart der Engländer bei der Paarung ihrer Pferde macht, können nicht das Resultat eigener Erfahrung sein, die Altvordern nur verdienen sie. Was ich darüber in meinem Schreiben an den Redakteur des Jahrbuchs der Preuß. Landwirthschaft gesagt habe, ist völlig erwiesen, und Niemand, der der Engl. Pferdezucht in ihren Schritten, so wie ich seit 30 Jahren auf-

merksam gefolgt, so viele Engl. Pferde gesehen und gebraucht hat zum Reiten und zur Zucht, sie nur neuerdings nicht minder aufmerksam bis ins geringste Detail beobachtete, wird dies widerlegen können.

Die in dem §. 3. pag. 106 aufgestellte Behauptung:

„Eine kraftvolle Race, von gleichartigem Charakter kann nur von gleichgearteten Eltern erzeugt und durch eine ununterbrochene Einmischung von frischem Blute aus Asiens wilden Zonen erhalten werden, denn Europas feuchteres Clima und dessen weniger consistentere Nahrungsmittel wirken schwächend auf Knochen und Sehnen. Wir irren also gar sehr, wenn wir uns einbilden, daß einige Tropfen Engl. oder Asiatischen Blutes die weicheren und morscheren nordischen Knochen und die schlaffen nordischen Sehnen stählen werden. Man sollte sich nur an die Mißlichkeit und Langsamkeit der Schaafveredlung durch bloße Böcke erinnern und dabei bedenken, um wie viel schwieriger nicht die Veredlung eines solchen weit vollkommnern Thieres seyn müsse, wo es auf den Bau eines jeden einzelnen Theiles des Körpers ankommt.

Es giebt zwar auch noch in einigen andern Ländern von Europa sehr kraftvolle Pferde, z. B. in Polen, Rußland, Ungarn ꝛc., wahrschein-

lich wegen einer frühern Einmischung von Asiatischem Blute; allein allen diesen Pferden fehlt die edle Haltung, Schönheit und Größe der Englischen Pferde".

kann, so sehr sie ein wesentliches bereits längst anerkanntes Mittel zur schnellen Veredlung umfaßt, jedoch nicht als einziges und bestes Verbesserungsmittel für die Pferdezucht des gesammten Deutschlands gelten, denn noch sehr lange wird der Europäische Continent darauf hingewiesen bleiben: die Veredlung und Verbesserung seines Pferdegeschlechtes allergrößten Theils nur durch Beschäler zu bewirken. — Welcher jetzt regierende Fürst könnte es wohl ausführen, auch fremde ganz edle Stuten in solcher Anzahl und wo? — kaufen zu lassen, daß deren Produktion ihm, der den Saamen säete, auch eine nur irgend lohnende Ernte gewährte? Wenn man also nur jenem Systeme folgen und von dem jetzt am häufigsten angewandten, die Pferdezucht durch edle Hengste zu verbessern, abweichen wollte, so würde man nur für die Nachwelt wirken, mitlerweile der allergrößte Theil der jetzt lebenden Menschen-Generation darauf hingewiesen bliebe, die gemeinsten Gaule zu tummeln. Da, wo der Hr. V. die Einführung fremder Stuten empfiehlt, werde ich über diesen Gegenstand ein Mehreres sagen. Ich muß hier nur noch den sehr geehrten Hrn. V. auf einen kleinen Widerspruch aufmerksam

machen; denn wenn es seiner Meinung nach ein Irrthum ist, wenn wir uns einbilden, daß „einige Tropfen Engl. oder Asiatischen Bluts ꝛc., so gesteht er doch im Gefühl seiner Billigkeit auch einigen andern Ländern Europas sehr kraftvolle Pferde zu, z. B. Polen, Rußland, Ungarn ꝛc., wahrscheinlich wegen einer frühern Einmischung von Asiatischem Blute". Also würden die weichern und morschern nordischen Knochen und die schlaffern nordischen Sehnen durch jene Einmischung doch gestählt werden? — Wenn der Angabe des Hrn. V. nach allen diesen Pferden die edle Haltung, Schönheit und Größe der Engl. Pferde fehlt: so muß, wenn ich mich auch nicht auf die Regeln über Verhältniß u. s. w. beziehen will, doch wenigstens der Geschmack hierin sehr verschieden seyn. Denn ich habe auch schon von großen Pferdekennern und vielen Liebhabern der Pferde vernommen, daß sie mit der edlen Haltung des Engl. Wettrenners, der, wie es doch häufig der Fall ist, auch stehend das Genick und die Schweifwurzel in horizontaler Richtung trägt, nicht so recht zufrieden waren und auch gegen die Schönheit mancher Wettrenner mit langen Köpfen, verkehrten Hälsen, zu hohen Beinen und steilen Kruppen ohne — Pürzellage etwas einzuwenden hatten. Die Größe ist aber allerdings mit die Folge des stärkern Futters. —

§. 4. pag. 108 behauptet der Hr. V.
„daß alle unsere kräftigen Weiden, z. B. unsere Kleeweiden, unter gleichen Verhältnissen der Race u. s. w. kein solches kraftvolles und festes Pferd erzeugen, wie unsere natürlichen magern, aber hohen Dreischweiden."

Die mächtigen Einwirkungen des Klimas und der Nahrungsmittel auf das Pferd im höchsten Grade anerkennend, kann ich doch, auf Erfahrung gestützt, den veralteten Dreisch-Weiden keine Lobrede halten oder sie wieder zurückwünschen. An comparativen Versuchen, die wir nun wieder anstellen sollen, fehlt es doch wahrlich nicht. Auch das hiesige Königl. Haupt-Gestüt weidete früher auf hohen alten Dreischen. Die jungen Pferde blieben klein und fein, entwickelten sich zu langsam, so daß bekanntlich ein hiesiges fünfjähriges Pferd noch bei weitem nicht ausgewachsen war und nachher viel Hafer erhalten mußte, um größer, breiter und endlich brauchbar zu werden. Trockne Jahre ließen, wenn nicht Wiesen eingegeben wurden, die Pferde verkümmern. Vor dem sechsten Jahre konnte kein hiesiges Pferd nur etwas stark gebraucht werden und im Ganzen blieben sie doch etwas zu spillrig. Ich habe in frühern Zeiten mehrere auf der Weide zurückgekommene hiesige Pferde gekannt, die, als sie im achten Jahre auf Hartfutter gestellt wurden, noch über 2 Zoll nachgewachsen sind

und sich breiteten und stärkten. Wenn dies auch ungewöhnliche Ausnahmen sind, so beweisen sie doch auch, wie sehr die alten Dreischweiden das Wachsthum der Pferde zurückhalten. Dem andern Extrem, niedrige und zu fette Weiden, wird wohl kein verständiger Landwith und Pferdezüchter das Wort reden, aber es gehört doch eine zu große Vorliebe für das Alte, also Befangenheit dazu, allen unsern künstlichen Weiden den Vorzug vor die veraltete Dreische abzusprechen! In voller Cultur befindliche hohe Aecker mit weißem Klee, Thimotheus-, Honig-, Ray- und Queckgras zur Weide umgeschaffen ist nun einmal schon erfahrungsmäßig, gewiß — der herrliche Mittelweg, auf dem, wenn eine zweckmäßige Winterfütterung das ihrige thut, die Entwickelung der jungen, edlen Pferde nicht zu langsam, auch nicht zu schnell vorschreitet. — Die sogenannten natürlichen Weiden Polens, Rußlands und Ungarns, deren der Hr. V. zur Unterstützung seiner Behauptung nennt, können mit unsern veralteten Dreischen überdies nicht verglichen werden. Erstere enthalten Gras bis an den Bauch der Pferde und werden durch ein südlicheres Klima gedeihlicher, und — welche Flächen sind dort dem Viehe eingegeben! Unsere alten, kalten, magern Dreische verarmen schon an sich gänzlich, denn die wenigen genießbaren Pflanzen werden immer gesucht und abgenagt, nie kommen sie zur Reife

und zum Wiederbesaamen, die schlechten ungenießbaren Pflanzen dagegen bleiben unangerührt stehen und besaamen sich, und so findet man denn auf solchen gepriesenen großen Weideflächen weniges Vieh verkümmert. Es ist mir in der That räthselhaft, wie der Hr. V., der durch mehrere seiner Ansichten über die Pferdezucht, mehr aber durch seinen Aufsatz über Acker-Bonitirung und Acker-Klassen, so tiefe Kenntniß in der Landwirthschaft zeigt, wie dieser verehrliche Mann den alten Dreisch-Weiden das Wort reden und alle unsere künstlichen Weiden verpönen kann. — Wenn der Hr. V. auch behauptet: „daß ihm alle alten Cavallerie-Officiere beipflichten werden, daß die ehemaligen Mecklenburgischen Pferde, die auch auf alten Dreischen geweidet worden sein sollen, kraftvoller und dauerhafter waren als die jetzt dort erzogenen Pferde:" so ist's doch, ungeachtet des hohen Respekts, welchen auch ich den alten Mecklenburgern schuldigst darbringe, nicht zu übersehen, daß sie zwar sehr dauerhaft und angenehm, aber nur platt und in der Regel nicht groß waren, ihnen auch die edlen Formen durchaus abgingen. Jetzt, wo alle Forderungen an das Pferd weit mehr gesteigert sind als ehedem, verlangt man auch edle Umrisse und Größe, ja das schönste und beste Pferd, hat es keine schöne — Pürzellage, hat gar keinen Werth. Uebrigens werden auch die alten und die jungen Caval-

lerie-Offiziere, welche die letzten Kriege mitgemacht haben, gewiß nicht einräumen, daß sie mit ihren Pferden weniger geleistet, als ihre Altvordern; und wie herrlich haben unsere jetzigen Landpferde die sonst nicht gekannten Winter-Campagnen und Winter-Bivouaks überstanden. Es ist auch nicht erwiesen, daß jenes fast nur noch in der Tradition fortlebende Verdienst der Alt-Mecklenburgischen Pferde der damaligen Dreischweide zuzuschreiben ist; und diejenigen guten Mecklenburgischen Pferde, deren sich die jetzt lebenden alten Cavallerie-Officiere noch erinnern sollen, können, da die Koppelwirthschaft in Mecklenburg doch schon älter ist, als ein noch athmender Mensch, auch eben sowohl auf dortigen künstlichen Weiden erzogen worden sein. Ja, mehrere Mecklenburger behaupteten einst: daß der Ruf ihrer alten Pferde sich erst von der Einführung der Koppelwirthschaft herleite. —

Der Seite 109 geäußerte Zweifel des Hrn. V., daß nicht alle, sondern nur die Wettrenner-Füllen in England Hafer erhalten, kann wohl als längst gelöset betrachtet werden; auch ich habe die Gewißheit der Haferfütterung mit allen Füllen jeglichen Alters in England in jenem mehrgedachten Schreiben bestätigt, und das was ich bestätige, beruhet stets auf unzweifelhaften Beweisen. Eben so ist's erwiesen, daß diese Haferfütterung den dortigen Pferden schon früh eine merkwürdige Kraft ver-

verleihet; denn was die Engl. Pferde in der Leichtigkeit und Geschwindigkeit leisten, ist gewiß nicht bloß Folge der von dem Hrn. V. beliebig angenommenen besondern Art von Lauf- und Sprungkraft, von welcher man seiner Meinung nach nicht auf eine allgemeine, sich auf den ganzen Körper erstreckende Kraft folgern soll. Ich kann nur in dieser Kraft, erzeugt durch edles Blut und zweckmäßiges kräftiges Körnerfutter, nebst einer sinnvollen Uebung der Muskeln und Gliedmaßen, den Grund zu alle dem Außerordentlichen entdecken, was die Engl. Pferde früh schon nur nicht ungewöhnlich bis ins späteste Alter, sey es nun im Laufen, Springen, Tragen oder Ziehen leisten; ich bin sogar noch so dreist, zu behaupten: daß man bei den, nach des geehrten Hrn. V. Vorschlag, bei Dreischweide und im Winter bei 10 Pfund Heu erzogenen, jungen edlen Pferden jene besondere Art von Lauf- und Sprungkraft wohl stets vermissen werde. Der Wettrenner bedarf aber wohl einer im ganzen Körper vertheilten Kraft, um 12 Stein à 14 Pfund zu tragen in einem so schnellen 4 Engl. Meilenlauf; — desgleichen auch das Engl. Jagdpferd, um den zuweilen sehr schweren Gentleman während weiter Jagd über alle vorkommende Hecken und Gräben ohne Stolpern zum Halali hinzutragen. Recht stark fundamentirte Wettrenner werden häufig noch die besten Jagdpferde und solche Thiere

sind es, welche ihrer eminenten Kraft und Leichtigkeit und ihrer Ausdauer wegen wohl unser ganzes Interesse verdienen, weil sie doch unfehlbar eine sich auf den ganzen Körper erstreckende, nicht exaltirte Kraft besitzen und so gewissermaßen, um dem Vergleiche des Hrn. V. zu folgen, die angenommenen besondern Arten von Kräfte eines Vestris und nordischen Herkules in sich vereinigen. — So wenig ich nun auch für das zeitige Reifen der jungen Pferde durch kräftige Nahrungsmittel stimme, weil ich alle die Nachtheile, welche nach des geehrten Hrn. V. Meinung daraus entstehen, kenne: so kann ich doch nicht umhin zu bekennen, daß ich die Gewinnung edler, fehlerfreier, großer, starker, leichter Pferde nur durch etwas Erkünstelung und Körnerfutter ausführbar halte, denn das Equus caballus ferus Linn. ist doch nicht für uns. —

Ueber den Inhalt des §. 5. habe ich zu bemerken: daß, wer nach wahrer Schönheit strebt und sie gewinnt, auch Kraft erlangt hat; man wird beides vereint gleich leicht und gleich schwer, je nachdem uns die dazu nöthige Intelligenz eigen ist und Gelegenheit uns begünstigt oder nicht, erreichen können. Da ich schon, wie vor, dem etwas Erkünsteln das Wort geredet habe, so stimme ich auch gewiß aus voller Ueberzeugung dem Hrn. V. darin bei, daß man zum Heil auch der deutschen Pferdezucht, nur Pferde von guter Bildung und von kräf-

tiger, körperlicher Constitution paare. Der Hr. V. möge es entschuldigen, daß ich hier „kräftiger" statt des von ihm gebrauchten „gleicher" gesagt habe. Bei jeder Reinzucht wird es gewiß keiner unserer jetzt lebenden Gestütkundigen unterlassen, so viel als möglich nur Pferde von guter Bildung und von möglichst gleicher Constitution zu paaren. Da jene Aphorismen aber nicht für die Besitzer oder Dirigenten großer Stamm- oder Pepiniere-Gestüte, sondern für den in dieser Branche unerfahrnen Landmann geschrieben seyn können: so halte ich es für rathsam, obige Regel in Betreff der gleichen körperlichen Constitution nicht als Hauptbedingniß zur Erzielung eines gewissen Schlages von wohlgestalteten Pferden aufzustellen; denn welchem Landmann könnte es möglich werden, zu einem vielleicht ehe zu erhaltenden edlen, vortrefflichen Beschäler auch nun Stuten von derselben Bildung und körperlichen Constitution zu erhalten? Es leuchtet also auch hierdurch ein, daß ein Land im Allgemeinen die Veredlung und Verbesserung seiner Pferde nur durch die zweckmäßige Veredlung guter Beschäler erlangen kann. Vieljährige Erfahrungen ganz im Großen haben mich zu der Ueberzeugung geführt, daß die Anwendung solcher Maaßregeln vom schönsten Erfolge gekrönt werde. Tausende von Pferden habe ich gesehen und sehe dergleichen täglich, welche das Produkt einer gemei-

nen Bauerstute und eines edlen vortrefflichen Beschälers sind, und die den schönsten Rückschlag auf den Vater documentiren und vortreffliche, mitunter selbst recht schöne Dienstpferde abgaben. Es ist also gewiß dankbar für den Landmann, die Verbesserung seiner Pferde auf diesem Wege zu verfolgen. Natürlich können dergleichen männliche Individuen mit Nutzen nicht zur Fortpflanzung angewendet werden, die aus solcher Paarung entsprossenen weiblichen aber sind aber dazu nicht auszulassen. Wie weit war Hannover vor den letzten Kriegen auf diesem Wege nicht schon vorgeschritten? und unbedenklich kann ich auch Litthauen als Beweis anführen. Die während der Kriege hie und da noch geretteten schon ziemlich veredelten Stuten und die jüngern Füllen haben nun seit 7 Jahren sorgfältig gesammelt wiederum einen Fond gebildet, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Denn unter den in diesem Frühjahr zum hiesigen Landgestüt consignirten mehr als 13,000 Stuten, tragen wenigstens $\frac{4}{5}$ die Königl. Krone als Brandzeichen, also Zeichen ihrer Abstammung von edlern Beschälern. Mehr aber noch als durch dieses Zeichen geben sie sich durch unverkennbar bessere Form, Knochenbau und Gang zu erkennen. Da nun in den Königl. Haupt-Gestüten unablässig darnach hingestrebt wird, nur das Edlere und Bessere zu erziehen, und da diese Produkte nur dazu bestimmt sind, für die Pferdezucht

des Landes verwendet zu werden, mit größtmöglichster Rücksicht auf den Bedarf einzelner Gegenden: so scheint mir hierdurch alles das zu geschehen, was im Allgemeinen auch auszuführen möglich. Denn wenn man auch den Verbesserungsmitteln, welche der Hr. V. Seite 113. durch den Ankauf so vieler Beschäler und Stuten aus England und durch die Paarung

„der hin und wieder vorhandenen Arabischen Hengste mit Mecklenburgischen kleinern Bauerpferden und Polnischen Stuten."

vorschlägt, die Bewunderung nicht versagen kann: so dürfte doch wohl keine Regierung diese Mittel in Anwendung bringen. — Nachher noch Einiges darüber.

Ungeachtet es in der neusten Zeit von einigen Schriftstellern bezweifelt wird, daß das Engl. Vollblutpferd in der Regel mehr durch stete Paarung Orientalischer Hengste mit stufenweise veredelten Englischen Stuten, als in Folge einer Reinzucht Orientalischer Hengste und Stuten und namentlich aus den Royal Mares hervorgegangen ist: so neige ich mich dennoch zu der ersten von allen alten und auch den meisten neuern Schriftstellern und von den meisten Engländern festgehaltenen Behauptung um so mehr hin, als es doch völlig erwiesen ist, daß es zu der Zeit, als die Royal Mares in England eingeführt wurden, schon ganz edle Rennstuten gab.

Ferner kann man wohl dreist annehmen, daß die Zuzucht von so wenigen orientalischen Stuten, die natürlich auch noch gegen die Eindrücke eines rauhern Klimas und andere als die gewohnten Nahrungsmittel zu kämpfen hatten, gewiß sehr sparsam erfolgt und sehr langsam vorgeschritten ist, daß auch die unmittelbaren Nachkommen noch nicht sogleich die große Celebrität unter den schon damals vorhandenen Rennpferden gewinnen konnten, da sie unfehlbar kleiner und feiner als jene, die sich bekanntlich durch Größe und als Muster schweren Gewichts auszeichneten, ausfallen mußten, während dieses Versuchs aber die schon längst stattgefundene Veredlung der Engl: Stuten mit mehrmals eingeführten Orientalischen Hengsten ungehindert vorgeschritten war, und so die Landes-Pferderace schneller verbessert werden konnte, als durch jene wenigen Arabischen Stuten, welche der König nur für sich kommen ließ, die also doch nicht Gemeingut gewesen sind. —

Wenn auch das General Stad-Book Royal Mares, Barb and Arabian Mares anführt: so sind, wohl zu bemerken, außer den Royal Mares, nicht alle diese sogenannten Barb and Arabian Mares, auch natural Barb and Arabian Mares, sie sind die unmittelbaren Nachkommen dergleichen Hengste und Englischer Stuten. Es sind aber auch selbst die Nachkommen der Royal

und anderer natural Barb Mares so sehr gemischt mit dem schon Engl. Blute, daß nirgend wo evident bewiesen werden kann: daß eine heut noch florirende Familie Engl. Rennpferde in unverändert rein erhaltenem morgenländischem Blute bestehe. Ja ich habe aus mehrerer Engländer und selbst aus M. Weatherby's Munde das Geständniß erhalten: daß der Inventor of the plan and Author of the Stut-Book bei Einziehung der diesfälligen Nachrichten von den Pferdezüchtern öfters genöthigt gewesen, so ein Paar Ahnen, besonders mütterlicher Seits hinzuzufügen, und man hierbei absichtlich zu den Wüsten des Orients seine Zuflucht genommen, weil die Sache auf diese Weise am schnellsten und unwiderleglichsten abgemacht worden wäre. Die selbst nur für die Angaben im General Stud Book gewählte früheste Blüthezeit einiger Pferde, von ungefähr 1720 an, ist in ein so großes Dunkel gehüllt, wie viel mehr nicht die aus der durch so viele politische Stürme bezeichneten Regierung Carl II.! — Dreist kann man behaupten, daß erst von der Bildung des Jockey Clubs (1777) die Pedigrees (Geschlechts-Register) der Engl. Rennpferde ziemlich genau geführt worden sind, und doch gesteht der Herausgeber des so eben erschienenen 2ten Theils des General Stud-Book in der Vorrede: „Um in Entdeckung der unechten und Verbesserung der nicht ge-

nauen Abstammungs-Nachrichten mitzuwirken, ist der Zweck der gegenwärtigen Ausgabe."

Wenn ich auf diese Weise die ungetrübte Reinzucht Orientalischen Bluts von dem 1660sten Jahre an, und daß nur auf diesem Wege allein das Engl. Vollblutpferd entstanden sey, bezweifle: so mag ich doch auch keinesweges die völligste Gewißheit der in England beliebtesten Behauptung, daß die jetzt existirende größte Anzahl Engl. Rennpferde, buchstäblich genommen, aus der nur bis zur achten Generation fortgesetzten Vermischung Engl. Stuten mit rein Orientalischen Hengsten entstanden sey, vertreten. Ich will eben so gern zugeben, daß es 1720 schon Rennpferde gegeben, welche schon mehr als 8 Mal veredelt waren, als es anderseits nicht bewiesen werden kann, daß man nicht zu der Zeit Pferde laufen ließ, in deren Adern nicht ganz so viel edles Blut geflossen. Ich selbst bezweifle, daß man vor mehr denn 100 Jahren den Grundsatz, daß eine achtmalige Veredlung bestimmt das Vollblutpferd geben müsse, aufgestellt und ihn überall treu befolgt hat. Dies ist nirgends unwiderlegbar bewiesen, vielmehr glauben viele unterrichtete Engländer, und nichts entscheidet dagegen, daß, nachdem die Orientalischen Hengste ziemlich häufig zur Veredlung der Landstuten, die zum Theil schon aus

Spanischem und Französischem Blute entsprossen seyn mogten, angewendet worden, vielleicht bis zum vierten Gliede, deren Produktion schon dazumal zu der Hoffnung berechtigte, in der achten Generation ganz rein zu seyn, daß man also besonders in den letzten Graden jene Gewißheit erlanget, welche sich bis heute erhielt und die man späterhin als Grundsatz aufgestellt hat. Die jetzige Bezeichnung der Rennpferde mit: Thorough bred Horses entscheidet durchaus nichts dafür, daß diese Benennung nur den Pferden Orientaltscher Reinzucht zukomme; diese wurden früher a Horse of a good Breed, Generous Horses, Race Horses, Blood Horses ꝛc. genannt, und nur, weil der Engländer immer das Außerordentliche liebt und seine Waare über Alles erhebt, gefiel ihm die neuere Benennung „Thorough bred" besser und so ward sie erst vor etwa 20 Jahren allgemein angenommen, obgleich zu der Zeit die Araber fast gar nicht mehr zum Beschälen edler Stuten verwendet wurden. Das Thorough bred wird jetzt auch auf inländische Hunde und Streihähne angewendet. Ja, Jeder der dort ein Pferd gern los seyn will nennt es „das beste Pferd in England oder in — der Welt." Mir fällt die Inschrift auf einer Tafel am Hause eines Kaufmanns in England ein: „Dieser Laden ist der wohlfeilste in der Welt." Der neidische Nachbar dagegen bezeichnete die seinige mit: „Dieser Laden

ist noch wohlfeiler, als der wohlfeilste Laden in der Welt." —

Daß nach der achtmaligen, ja selbst mehrmaligen Veredlung des Produktes einer guten Engl. Landstute und eines Arabers u. s. f. stets durch Araber, arithmetisch genommen, immer ein Bruch übrig bleibt, ist natürlich nicht zu läugnen, allein dessenungeachtet neige auch ich mich zu dem Glauben hin, daß eine achtmalige Veredlung, wenn sie mit Umsicht geleitet wird, wenn die Einwirkungen des Climas und der Localitäten nicht zu gebieterisch entgegen stehen, ein sogenanntes Thorough bred Horse wohl erzeugen könne auch auf dem Continent, und daß der arithmetisch nachgewiesene Bruch um so mehr überwogen werden kann, wenn man solche Vaterpferde zur Veredlung anwendet, die gewöhnlich nur nach sich arten; ja unter diesen Bedingnissen erwarte ich aus einer solchen Mischung eine ganz edle und wahrhaft constante Race. Wie mächtig wirkt nicht schon der Saamen eines edlen Hengstes auf manche nie veredelte, sonst aber stark gestapelte und gut gerippte Bauerstute in günstigem Clima und bei sonst günstigen Localitäten erzeugt! — Ich habe, wie schon früher bemerkt, Tausende solcher dem Vater sehr ähnliche Produkte kennen gelernt, die, wenn sie weiblichen Geschlechtes waren, schon in zweiter Generation wahrlich etwas Vortreffliches lieferten u. s. w. Viele Fälle

sind mir selbst in den Königl. Preuß. Hauptgestüten bekannt, daß besonders nach sich artende Beschäler auch unter dem achten Grade eine Nachkommenschaft lieferten, die keinen gemeinen Rückschlag zuließ. Um nicht zu ermüden, will ich hier nur zweier sehr bekannten Königl. Preuß. Gestütpferde der Art gedenken. Artald, der Sohn des National Araber Schimmel Bayan und der sogenannten Engl. ½ Race Fuchsstute Azurine, welche übrigens kein anderer Engländer als der Verkäufer für Half bred gehalten haben würde, ist ein unverkennbarer Rückschlag auf den Vater in allen seinen Theilen, Gang, Temperament und Haar, von der Mutter hat er auch nicht das allergerinpste Bemerkbare an sich. Nun mag man diesem Pferde Stuten geben, von welcher Race, von welchem Schlage es sey, und er erzeugte stets nur, ich mögte sagen: sich selbst. Ich frage also: kann man von solchem Hengste und solchen Nachkommeu weiblichen Geschlechtes bis ins achte Glied, sorgfältig veredelt, nicht eine ganz edle constante Race erwarten? — Hier noch einen interessanten Fall ähnlicher Art und eine interessante Abweichung: Aus dem Schimmel Araber Armidor und der braunen Engl. sehr ordinairen ½ Race Stute Hermione entsproß der braune Hengst Colmal, ein Gemisch, welches ungeachtet des ihm mitgetheilten kräftigern Sehnenwerks des Vaters dennoch aber überwiegend

den Antheil der Mutter verrieth und sich auch in seiner ganzen Nachkommenschaft so erhielt. Der zweite Sohn des Armidor und der Hermione aber war der Schimmel-Hengst Faxis, reines Ebenbild des Vaters, und mir ist kein Füllen von ihm vorgekommen, welches nicht reiner Rückschlag auf den Vater gewesen wäre und welches nachher, als Beschäler angewendet, sich nicht eben so mitgetheilt hätte. Ich kann also die bei Erwähnung der Nachkommenschaft Artalds gethane Frage hier nur wiederholen. — In solcher Nachartung suche ich den Grund, worauf die Engländer die stufenweise Veredlung ihrer Landpferde gebaut und wodurch ihnen so Vieles geglückt ist. — Wenn ich nun auch gewiß, wie schon bewiesen, zu der Zahl der größten Verehrer der Reinzucht aus Arabischem Blute, bester Qualität, gehöre: so halte ich dennoch die Akten über den Streit: die Entstehung der jetzigen Thorough bred Horses in England noch nicht für geschlossen, denn es kämpfen noch die Meinungen Einzelner gegen einander. Ich muß aber wiederholt gestehen, daß es ein hohes Interesse für mich hat, jenen Gang der Veredlung bei dem Pferdeschlage hier in der Provinz Preußen zu verfolgen, weil es doch nun einmal nicht möglich ist, für ein ganzes Land so viel zu thun, als man für einzelne Königl. Stamm-Gestüte kaum zu bewirken vermag, und weil bei jenem Streben doch alle die

Produkte von der ersten Veredlung mit den Bauerstuten an, bis zum höchsten Ziele — und wenn es der Bauer auch nie erreichen sollte, dennoch so vortreffliche Geschöpfe zu verschiedenem Gebrauche und einen immer bessern Stutenstamm geben. Das Fundament ist sichtbar hier vorhanden, mögen unsere Nachfolger darauf fortbauen!

So freigebig der Hr. V. mit den Arabischen und Engl. edelsten Stammpferden operiren will, eben so sparsam ist er bei der Futtertheilung für seine edlen Sprößlinge. Er sagt nämlich §. §. Seite 115:

„Bei der Berechnung der Unterhaltungskosten des Füllens gehe ich von dem Grundsatze aus, daß ein junges Pferd bis zum 4ten Jahre incl., bei einer guten nahrhaften Weide und einer Winterfütterung mit kraftvollem Wiesen- oder gutem Wick- und Kleeheu sehr gut bestehen kann, und überall keiner Fütterung mit Getreide bedarf."

„Diese meine Voraussetzung, welche viele unserer neuern Pferdezüchter für unausführbar halten und mit dem Ausdruck einer Chimäre belegen werden, gründet sich auf den Vorgang unserer Vorfahren und beinahe aller der vorzüglichsten Pferdeländer, z. B. von Polen und Rußland. Es sind kaum 40 bis 50 Jahre her, als die jungen Pferde im Mecklenburgischen noch überall keinen Hafer bekamen, höchstens erhielten

sie im ersten Jahre täglich eine halbe oder ganze Metze, welches so viel, wie nichts sagen wollte, und gerade in der Zeit stand der Ruf der Mecklenburgischen Pferde am höchsten. Wer giebt den edelsten Pferden in der Oase Gobi wohl Getreide? wer hat denselben wohl in den wilden Lippeschen und Vergeschen Gestüten Hafer gereicht? Es ist so lange nicht her, als auf vielen Höfen Hollsteins so gar die Arbeitspferde kein anderes Futter als Kleeheu erhielten."

Wenn es des Hrn. V. Meinung nach, kaum 40 bis 50 Jahre her sind, daß die jungen Pferde im Mecklenburgischen noch überall keinen Hafer bekamen, höchstens im ersten Jahre täglich eine halbe oder ganze Metze, welches so viel wie nichts sagen wollte: so muß ich meiner Erfahrung nach bemerken, daß eine ganze Metze Hafer allerdins viel sagen will und wenn man bedenkt, daß selbst zu jener Zeit so viele Scheunenabgänge, häufig auch Garbenhechsel hinzugefügt, und sobald das junge Pferd aufgestallt war, auch der Hafer gar nicht geschont wurde: so wird es uns nicht wundern, wenn sich viele alte Herren des sonstigen Rufs der Mecklenburgischen Pferde noch gern erinnern. Uebrigens spricht aber auch den lieben Söhnen ja nicht immer dasjenige an, was früher den würdigen Vätern mundete. Diese kannten oder hatten dazumal keine bessere und edlere Pferde. Ge-

denken wir der Grundsätze und der Genügsamkeit unserer Väter hinsichts der Schaafzucht und der Benutzung ihrer Aecker! — Von der Oase Cobi wende ich mein Auge hinweg, aber im Süden und Westen Egyptens giebts auch Gerste, und im Lippeschen Gestüt Hafer. Die Füllen in der Senne erhalten davon nicht wenig und sogar die Mutterstuten bekommen Hafergarben. — Daß es so lange nicht her ist „als auf vielen Höfen Hollsteins sogar die Arbeitspferde kein anderes Futter als Kleeheu erhielten" wird für unsere edlen Sprößlinge wohl nicht reizen, da wir nicht bloß Arbeitspferde oder den ehemaligen Hollsteinern gleiche Thiere produciren wollen. — Alles, was der Hr. V. sonst noch zum Lobe der bloßen Heufütterung der Pferde bis zum 4ten Jahre incl. überhaupt und sogar als alleiniges Sommerfutter gesagt hat, übergehe ich als einen keinesweges anzuempfehlenden Vorschlag. An comparativen Versuchen in dieser Hinsicht mangelt es nicht und jener Beisatz: „gutes kraftvolles Pferdeheu" entscheidet nichts für die Anempfehlung der Heufütterung. Die chemische Analyse des besten Heues im Vergleich zum Hafer giebt doch keinen — Hafer. Ich könnte mich über diesen Gegenstand wahrlich nicht richtiger aussprechen, als es der Hr. V. Pag. 143 bei Beleuchtung der Kartoffelfütterung selbst gethan hat. Wie wenige Landwirthe, die jetzt vortreffliche Pferde zie-

hen, haben gerade nur „gutes kraftvolles Pferdeheu;" wie wenige besitzen Wiesen, die 17 bis 18 Ctr. dergl. pro Morgen geben, und was können die in der hierüber angelegten Berechnung zugebilligten 10 Pfund Heu täglich leisten? — Auffallend ist's noch, daß der Hr. V. das Kleeheu als Futter für die jungen Pferde empfiehlt und doch die Kleeweide — ich meine überall nur weißen Klee mit Grassaamen vermengt — so ganz verwirft. — Genug, meine 32jährige Erfahrung, d. h. seit meinem Gestüt-Eleven-Stande bis heute, kann auch mich nur zu dem Urtheile führen, welches der Hr. V. Seite 117 von vielen unsern neuern Pferdezüchtern erwartet. Mit ihnen will ich vertrauungsvoll hoffen, daß die Früchte der theuren Erfahrung nicht umsonst gereift sind, die das alte Pferde-Hungerssystem verdrängten und den schönen Zustand herbeiführten, den ich bei Erwähnung der kräftigen Ackerweide den herrlichen Mittelweg nannte, in dem es uns möglich wird, den jungen fordernden Pferdemagen dasjenige zuzuweisen, was sie erfahrungsmäßig bedürfen, um das zur bessern Entwicklung der jungen Thiere nöthige Maaß Nahrungssaft bereiten und gehörigen Orts einströmen lassen zu können. Die Grenzen zwischen dem hierauf zu verwendenden Zuviel und Zuwenig wird jeder unbefangen beobachtende Pferdezüchter leicht finden; überdies sind sie in den noch jetzt existi-

existirenden bessern Gestüten Deutschlands sehr sichtbar gezogen. Ich könnte über diesen Gegenstand wohl noch manche Beweise für die Bewährtheit meiner Grundsätze aufzählen, doch mag ich nicht zu weitläufig werden und will nur auf meine Erfahrung gestützt noch das Prognostikon stellen: daß derjenige Landmann, der jetzt noch den Hafer oder die Gerste aus seinem Gestüt verdrängt, der seinen jungen Pferden bis zum vierten Jahre incl. nur 10 Pfund Heu täglich als Winterfutter und auch nur Heu als Sommerfutter anweist, den auf jenem herrlichen Mittelwege fortschreitenden Pferdezüchtern den Preis ihrer Pferde nicht verderben wird. — Ja, so lieb ich das edle, fehlerfreie, große, kräftige und leichte Pferd habe, so viel günstige Ansichten ich über dessen Cultur und Gebrauch gewann, so ungern ich es sehen würde, wenn eine vergleichende Parallele zwischen Schaafzucht und Pferdezucht den Reinertrag von letzterer überall zu sehr in Schatten stellen könnte: so wird man sich doch wohl zur Körner- und überhaupt zu einer splendidern Fütterung der jungen edlen Pferde, die einst zur Vertheidigung des heimathlichen Heerdes bereit sein sollen, als sie der Hr. V. gestattet, entschließen oder die Pferdezucht ganz aufgeben müssen. Es dürfte also die von ihm angelegte Berechnung die Auferziehungskosten zu geringe schließen. Da er aber S. 121 noch einen beträchtlichen Ueber-

schuß anweiset, wofür man, seiner freundlichen Meinung nach noch „allenfalls etwas — Hafer anschaffen kann:" so neige ich mich auch wiederum zum würdigen Gegner hin und hoffe, er werde bei schönen Kenntnissen und bei seiner Liebe zum Pferde, wenn er Pferde noch erziehet, gewiß keine Rückschritte machen, er werde auch seine veraltete Dreische einst wieder beleben wollen und auf diese Weise auf der in seiner Berechnung für die Füllen ausgeworfenen Weidefläche noch mehrere ernähren und dadurch, selbst bei etwas stärkerer Haferfütterung ein noch günstigeres Kostenverhältniß herbeiführen. —

Die niedrigen Preise der gewöhnlichen Engl. Pferde, welche wir in Deutschland für 60 bis 70 Frd'or kaufen können, machen dem Hrn. V. die gewöhnliche Behauptung verdächtig, daß alle jungen Pferde in England von Jugend auf Hafer bekommen. — Daß dieses letztere wirklich der Fall ist, habe ich zu Folge meiner eigenen Erfahrung auch hier bereits versichert; ich habe es mir aber bis hierher vorbehalten, ein wichtiges Argument als Grund zu jenen geringen Preisen beizubringen, ein Argument, welches natürlich kein Pferdehändler zur Kenntniß des Continents gelangen lassen wird. —

Die Engländer erziehen ihre jungen Pferde jeglichen Schlages wahrlich nicht darum so splendide, so sorgfältig, damit wir sie in Deutschland für 60

bis 70 Frd'or kaufen sollen. Der Bedarf an guten Pferden ist in England so groß, und das Spiel mit ihnen und durch sie so eminent, daß wir dasjenige, was dort für gut gilt, gar nicht bezahlen können. — Ein Rennpferd, welches 5000 Guineen in einem Lauf gewonnen, und also seinem Besitzer noch die Perspective eröffnet hat, noch fernere Gewinne zu machen, welcher — Deutsche könnte solches kaufen wollen? — Ein gutes Jagdpferd, Hunter, bezahlt der Farmer selbst öfters mit 200 Guineen. Wenigstens 50 dergleichen Pferde habe ich einzeln in kleinen Farmen gefunden und nie sind sie mir zu Kauf gestellt, dagegen die schlechte Waare fast aufgedrungen worden. Auf sein eigenes to be well Horsed — wohl beritten sein, hält der Engländer sehr viel; ja ich kenne einen Fall, daß ein Farmer es dem damaligen Prinz Regenten sehr übel nahm, als ihn dieser nach dem Preise seines vortrefflichen Hunters fragen ließ. — Nicht geringe war mein Schreck, als ich gleich nach dem Landen in England einer Pferde-Auktion in London bei Tattersall beiwohnte und sah — daß man alte Wallache mit Haasenhacke und Spatt mit 150 bis 200 Guineen bezahlte, von denen es unter andern hieß:

1) Bituman, by Sorcerer, a Black Gelding, 8 years old,

2) Middleham, by Beningbrough, a Bay Gelding, 8 years old.

3) Libanon, by Sir Solomon, a Chesunt Gelding, 7 years old.

The obove Hunters are well known in Leicestershire, where they were regularly hunted the whole of last season; the first two are masters of very high weight. (Die obigen in Leicestershire wohlbekannten Jagdpferde haben während der ganzen letzten Jagdzeit regelmäßig gejagt; die beiden ersten sind Meister eines sehr schweren Gewichts.)

Ist aber das schönste Vollblutpferd dort nicht guter Renner, nicht gutes Jagdpferd, ist das schönste Halb-Rennpferd nicht zur Jagd oder als Reisepferd zu gebrauchen, d. h. geht und läuft und springt es nicht völlig sicher auch auf die Dauer, oder hat es Untugenden an sich, so können es die Ausländer dort zur Stelle für 15, 20 bis 30 L. St. bekommen. Ich selbst habe einige solche sonst gut geformte Stuten zu 30 L. St. für das hiesige Wagen-Race-Gestüt, ja für mich zum dortigen Reisen einen sehr hübschen Rapp-Wallach $\frac{3}{4}$ Race für 11 L. St. gekauft, er stolperte, aber nicht mehr als die Russischen Pferde, welche wir hier mit ungefähr eben solchem Preise bezahlen. Solche Pferde gehen, zumal wenn man ihr Hintertheil mehr als der Engländer in Anspruch nimmt,

noch mit Anstand im Prater oder Thiergarten spazieren. Aber dies — war nicht der Zweck ihrer splendiden Fütterung und Pflege, ihr Erzieher gab sich andern Erwartungen hin, und indem er sie für so geringe Preise dem Ausländer überließ, betrachtet er solchen Handel mit Recht als eine mißglückte Spekulation. Gar gern säubern sich die Engländer von solcher Waare, und da, wo ich näher gekannt war und meine Forderungen bekannt wurden, sagte man mir offenherzig: „die Ausländer suchen sonst nur Pferde für den Schatten." — Daß die Engländer ihre Pferdezucht nicht auf den Absatz ins Ausland berechnet haben, geht auch daraus hervor, daß man, nach ganz bestimmten Notizen, die jährlich exportirten Schattenpferde nicht auf 300 Stück annehmen kann. Im Jahre 1817, als ich dort suchte, sind, was ich gewiß weiß, neun Transporte ausgeführt worden, eine Anzahl, die seit lange nicht so groß gewesen war. Im Durchschnitt kann man eine Schiffsladung höchstens zu 30 Pferde rechnen; es steht also auch die Anzahl an das Ausland abgesetzter Pferde mit der Produktion dieser Waare in England in gar keinem Verhältniß.

§. 13 und 19 enthalten die Beantwortung der wichtigen Cardinalfrage:

„ob und in wie fern die Pferdezucht in Deutschland, zumal in den nördlichern Provinzen desse-

ben, mit Vortheil betrieben werden könne oder nicht? da die Realisirung der von dem Hrn. V. aufgestellten Grundsätze aber gewissermaßen außer dem Wirkungskreise einzelner Privatpersonen liegt: so müssen also die Staatsverwaltungen mitwirkend und fürsorgend eintreten, und es scheinen dem Hrn. V. folgende Maßnehmungen zweckdienlich zu sein:

a) Der Staat sorgt zuförderst dahin, daß alle Pferdezüchter durch eine kurze, zweckmäßige, gedruckte Anleitung — eine Art von Katechismus für Pferdezüchter — eine nähere Kenntniß von der Pferdezucht u. s. w. erhalten.

b) Alsdann wird eine gewisse Anzahl edler aus England gekaufter, junger und gesunder Stuten u. s. w.

c d und e) u. s. w."

Um nicht alles wörtlich abzuschreiben, muß ich die Leser bitten: die Aphorismen nicht aus der Hand zu legen, damit so das Folgende verständlich werde.

ad a kann ich nächst einigen ältern und bekannten Werken wohl mit Recht empfehlen:

1) G. G. Ammon. Von der Zucht und Veredlung der Pferde durch öffentliche und Privatgestüte.

2) Bachmann. Kurze Anleitung zur Verbesserung der Pferdezucht. Ein Hülfsbuch für den Landmann.

Ganz entschieden bin ich gegen die sub b. vorgeschlagene Verbesserungsmaßregel. Welch ein Kapital gehört dazu, um für einen der Staaten des nördlichen Deutschlands eine für das platte Land hinlängliche Anzahl edler, junger und gesunder Stuten aus England zu aquiriren! Nach des verehrlichen Hrn. V. Meinung eignet sich z. B. ein großer Theil von Alt- und Neupommern sowohl der niedrigen Weide wegen als auch in Hinsicht der Eigenschaft des Heues nicht zur Zucht der Merinos, wohl aber würde man hier mit größerm Gewinne edlere Pferde erziehen können und daß, wenn man den Wirthen in Pommern hundert Stück solcher Stuten zum Versuche anböte, keine einzige unangenommen bleiben würde. Also von niedrigen Weiden und von schlechtem Heu erwartet der Hr. V., der beides bisher mit Recht verwarf, Gewinn durch die Pferdezucht? — Und wenn nun jener Theil von Alt- und Neupommern allein schon hundert solcher edlen Englischen Stuten annehmen würde, wie viel würden sich denn nicht für die andern Preuß. Provinzen, welche sich ganz besonders zur Pferdezucht eignen, vertheilen lassen, um daraus auch einen Nutzen für das ganze Land zu erlangen? Dergleichen schlechte Engl. Stuten, so wie wir sie nach des Hrn. V. Meinung bis jetzt gehabt haben für 60 Frd'or sind ihm nicht genügend, wir müssen also die

guten natürlich so bezahlen als die Engländer unter sich es thun, und dann uns wenigstens auf 200 bis 300 Guineen p. Stück gefaßt machen, dort zur Stelle, — und dennoch erhalten wir das Beste nicht. Wohl nur wenige Landleute würden, da sie jetzt nicht einmal ihre gewöhnlichsten rohen Produkte absetzen können, im Stande sein, solche Pferde meistbietend zu erstehen oder den Einkaufspreis billig zu verzinsen und nach Verlauf von 5 bis 6 Jahren wiederum zurückzubezahlen. Wie viele dieser Stuten würden nicht schon im ersten Jahre verenden, wie viele als zur Zucht untauglich sich finden, wie viele das Erwartete überhaupt nicht leisten, und wer würde dann seine 200 bis 300 Guineen so willig opfern?! —

Es hat die Erfahrung genugsam gelehrt, daß Mutterpferde in ein nördlicheres als ihr heimathliches Klima versetzt, und besonders die hochedlen Thiere zuweilen Jahre lang kümmern, ehe sie sich acclimatisiren. Die Engl. Vollblut-Stuten machen bei uns keine Ausnahme, häufig mangelt ihnen die ihrem Füllen nöthige Milch und so wird auch dieses wieder Schwächling, dem Landmanne oder dem Staate aber ein sehr theures Produkt werden! Ich gestehe, daß nach meiner Ueberzeugung die Staatsverwaltungen schon genug für die Pferdezucht ihres Landes thun, wenn sie ganz edle Stamm-Gestüte unterhalten und dies in solcher Anzahl und Größe,

daß deren unmittelbare Posterität, mit der höchsten Liberalität vertheilt, einen wesentlichen Impuls auf den Land-Pferdeschlag ausüben kann, besonders durch edle Beschäler, und daß dann der Staat den Absatz guter Pferde so viel als möglich erleichtert, wozu besonders in jedem militairischen Staate durch commissarischen Ankauf von Remonten im Inlande, die nächste Gelegenheit vorhanden seyn wird. Solcher echte Saamen, solche Abnahme, auch der in unserm Lande nie fehlende Bedarf an Pferden für Gewerbe und Luxus sind die besten Aufmunterungsmittel für die Pferdezüchter. In jenen Stammgestüten kann und muß nach höchster Veredlung, Kraft, Größe, Leichtigkeit, Gewandtheit und Ausdauer seiner Producte gestrebt werden. Solche Anstalten vermögen in mannigfacher Hinsicht eher und besser als die Landleute die schwierige Aufgabe zu lösen: auch fremde ganz edle Mütter mit Nutzen zu verwenden und aus ihnen und den edelsten auch für sie passendsten Beschäler wiederum für die Veredlung recht nutzbare Nachkommen zu gewinnen. So lange bis daß die Staatsverwaltungen oder Privatpersonen solche eminente Pferdeverbesserungsmittel, als sie der Hr. V. vorschlägt, anwenden können, werden besonders Preußens Bewohner dasjenige, was ihnen landesväterliche Gnade auch in Beziehung auf die Pferdezucht zuerkannt hat, gewiß dankbar empfangen. Ich habe mich

schon über diesen Gegenstand geäußert, daher und um überhaupt nicht zu weitläuftig zu werden will ich nur noch

ad c. bemerken, daß es gewiß jedem Preuß. Gutsbesitzer, besonders aber den Besitzern bäuerlicher Grundstücke sehr angenehm seyn wird, daß nicht, wie der Hr. V. vorschlägt, 10 Rthlr. Sprunggeld für jede Stute gefordert werden und daß, wo es angewendet ist, der Vollbluthengst so gut als ein weniger edler, aber für gewisse Zwecke immer sehr nützlicher Hengst beinahe ganz unentgeltlich zu seiner Disposition gestellt wird.

ad d. habe ich, nachdem ich mich über die Sache bereits geäußert, nichts mehr hinzuzufügen.

ad e. desgleichen und wo keine Pferdemärkte sind, diese aber nützen können, da müssen sie natürlich angeordnet werden. Uebrigens bedaure ich den Landmann, der gezwungen ist, sein veredeltes Füllen schon an der Mutter zu verkaufen. — Wenn der Hr. V. §. 15. sagt:

„Die von dem Hrn. v. Knobelsdorf aufgestellte Idee, daß es nützlich seyn würde, wenn die jetzt bestehenden Landgestüte ganz aufgehoben und an deren Stelle lauter edle Zuchtpferde gehalten würden, paßt sehr gut zu meinen Vorschlägen; denn die solchergestalt eingerichteten öffentlichen Gestüte würden alsdann eine ähnliche Einrichtung, wie die gegenwärtigen Stamm-

Schäfereien erhalten, und eben dadurch sehr wirksam für die Verbesserung der Pferdezucht werden können. Man würde von hieraus nicht nur die im Lande vertheilten edlen Stuten belegen, sondern auch selbst von da aus edle Stuten verkaufen können, so wie es jetzt in den Stamm-Schäfereien mit den Schaafen geschieht. Die Erziehung ganz gewöhnlicher Pferde gewährt schon einem Privatmann keine Vortheile, um wie viel theurer müssen selbige nicht in den öffentlichen Landgestüten zu stehen kommen."

Der Hr. V. äußert sich ferner; daß wenn der Staat die Haltung guter Hengste zum Nutzen des Publikums durch Prämien zu erreichen suchte, er dabei nicht nur beträchtliche Kosten ersparen würde,

„sondern das Publikum würde, der eintretenden Concurrenz wegen, auch wahrscheinlich mit bessern Beschälern versorgt werden, zumal wenn das Gestütwesen erst vorgeschlagener Maaßen organisirt ist, und der Verkehr mit Pferden eine andere Einrichtung erhalten hat. Es ist z. B. wohl nicht gut möglich, daß der Staat einen solchen öffentlichen Beschäler mit Inbegriff der Kosten seiner Erziehung und seiner jährlichen Abnutzung unter 150 Rthlr. halten kann. Was für schöne Hengste würden aber nicht zum Vorschein kommen, wenn man für einen jeden Privatbeschäler eine solche Prämie bewilligte!" —

„Ich habe keine nähere Ansicht von den Etats der gegenwärtig bestehenden Landgestüte; allein es ist nicht möglich, daß sie ohne sehr bedeutende Zuschüsse bestehen können; — selbst die einsichtsvollen und thätigen Vorsteher der Königl. Preuß. Landgestüte werden dieselben niemals zur Selbstständigkeit erheben können, — giebt es aber irgend einen Weg der Möglichkeit, diese ohne Zweifel sehr beträchtlichen Unterhaltungskosten zu ermäßigen, so ist es vielleicht der vorgeschlagene."

Jeder unbefangene, zartfühlende Mann wird leicht einsehen, daß die Widerlegung der von dem Hrn. V. hier aufgestelltee Ideen für die Vorsteher der Königl. Preuß. Landgestüte eine sehr delikate Seite hat, denn es handelt sich um das Sein und Nichtsein dieser Anstalten und ihrer — Vorsteher als solche. Doch ich kann den mich im höchsten Grade beglückenden Glauben festhalten: daß jeder redliche Mann, der mich kennt, es mir zutrauen werde, daß ich der Erste seyn würde, der auf die gänzliche Aufhebung des jetzt bestehenden Landgestüts antragen würde, wenn solches, meiner Erfahrung nach, durch eine bessere Einrichtung der Art ersetzt werden könnte.

Den Hr. V. beginnt den für die Sache der jetzt bestehenden Landgestüte wichtigen §. 15. mit

einem kleinen — Widerspruch; denn Seite 151 sagt er wörtlich:

„Die Beschäler werden von dem Staate, aus den schon bestehenden vortrefflich eingerichteten und mit dem vollkommensten Materiale versehenen Landgestüten gegen ein angemessenes Sprunggeld von etwa 10 Rthlr., so wie es schon jetzt geschieht, hergegeben."

und Seite 154 will er die jetzt bestehenden Landgestüte ganz aufgehoben wissen. Ferner zeigen seine vorstehend wörtlich angeführten Aeußerungen von der Unkenntniß des den Königl. Preuß. Haupt- oder Stammgestüten vorgesteckten Zieles, und daß er die Natur der Königl. Hauptgestüte mit der der Königl. Landgestüte verwechselt.

Früher, als wir Stamm-Schäfereien hatten, hatten wir Stamm-Gestüte. Das edelste derselben, das Königl. Friedr. Wilh. Gestüt befindet sich ganz in seiner Nähe; er hätte sich also sehr leicht von der Tendenz dieser Anstalt überzeugen können, denn daß es die höchste Veredlung nebst allen den Eigenschaften eines möglichst vollkommenen Pferdes, welche ich schon früher genannt habe, ist, wonach diese und die mit ihr nahe verwandten andern Königl. Anstalten der Art streben, liegt doch für Jedermann, der klar sehen will und kann, auch klar zu Tage. Daß auch in solchen Stammgestüten mitunter mangelhafte Individuen vorkommen, wird kei-

nen Pferdekenner und Gestütskundigen befremden. Auch in den Königl. Stamm-Schäfereien gab es einst Castella-Stöhre, die nur tertia Wolle trugen, und welche man hier für gemeine Landschaafe bestimmt versteigerte. Die Erziehung ganz gewöhnlicher Pferde, deren der Hr. V. Seite 155 erwähnt, dürfte uns wohl nicht mit Recht zum Vorwurfe gemacht werden können. — Unsere am wenigsten edlen Pferde sind wohl unläugbar die des Trackehnschen Wagen-Race-Gestüts von 180 Stuten der Rapp, braunen und Fuchsfarbe; denn die hiesigen 120 Mutterstuten des Reitgestüts sind mehr oder weniger stark veredelt, aber alle über $\frac{1}{2}$, die meister über $\frac{3}{4}$ und mehrere Vollblut. Möge der geehrte Hr. V. aber die Bekanntschaft jener von ihm sogenanten „gewöhnlichen Pferde" machen, möchte es diesen meinen ehemaligen Pfleglingen dieses Schlages vergönnt seyn, ihm von Berlin oder Potsdam aus, woselbst die Königl. Equipage-Marställe nahe an 200 Stück nur dergleichen Pferde enthalten, sey es auf Chaussee oder im tiefen Sande vor schwerem oder leichtem Wagen, ein Relais zu machen, dann dürfte ich hoffen: daß der Hr. V. die Erziehung solcher ganz gewöhnlichen Pferde nicht ganz unvortheilhaft finden, unsere künstlichen Weiden und unsere mäßige Haferfütterung mit den Füllen nachsichtsvoll toleriren, ja es selbst geneh-

migen werde, daß die Königl. Landgestüte, wie es bisher geschehen — die bessern Individuen dieses ganz gewöhnlichen Schlages in sich aufnehmen, um davon wiederum, wenn möglich, solche Pferde, die doch dem Landmann von Nutzen seyn können, zu gewinnen.

Der Geschmack des hiesigen Landmannes neigt sich sehr hin zu diesem Schlage, der ihm tüchtige Wagen- und Cürassierpferde, welche besser bezahlt werden, liefert. —

So sehr nun alle Königl. Preuß. Reit-Race-Stammgestüte nach höchster Veredlung streben, so können sie nicht einmal von dem, durch den Hrn. V. für ganz Deutschland anempfohlenen eminenten Mittel: lauter Engl. Vollblutstuten anzuwenden, durchweg Gebrauch machen. Nur von Zeit zu Zeit hat man dergleichen aquiriren wollen; denn die Seltenheit und Theurung genz guter Engl. Vollblutstuten für diesmal ganz unberücksichtigt, so steht es in der Praktik auch nicht unumstößlich fest, daß so wie bei der Schaafzucht die echten Merino-Mütter mit Merino-Böcken gepaart auch die echten Engl. Vollblutstuten besonders mit Engl. Vollbluthengsten auch in Deutschland das für unsern Gebrauch erwünschteste Produkt liefern. Es hat vielmehr die Erfahrung bewiesen, daß die unmittelbaren Nachkommen sorgfältig gewählter Engl.

Vollblutstuten und guter Orientalischer Hengste für uns weit nützlichere Thiere sind. Ja diese Progenitur theils in sich fortgepflanzt, theils die weiblichen Produkte und die Engl. ¾ selbst die ½ Race-Stuten mit dem Orientalischen Hengste gepaart geben uns einen Schlag ziemlich edler, kräftiger, großer und gewandter und einen zweiten Schlag zwar minder edler Pferde, die aber darum nicht ohne jene schöne andern Eigenschaften sind; und eben so hat es die Erfahrung bewiesen, daß die aus solcher Paarung hervorgegangenen Produkte männlichen Geschlechts sehr vortheilhaft auch auf Deutsche Landpferde verwendet werden können, um mit gehöriger Auswahl jede Gattung hier verlangter Gebrauchspferde zu gewinnen. Es wäre also unverzeihlich, wenn man in den Königl. Hauptgestüten nur jene Engl. Vollblut-Race, so wie sie der Hr. V. dem ganzen Deutschland zugedacht, propagiren, dagegen die Arabischen Hengste — deren doch wahrlich so viele nicht im Lande sind — den Mecklenburgischen kleinern Bauerstuten zuweisen wollte. — Aus unsern Haupt- oder Stammgestüten nun, die, wie vor bewiesen und wie für Jedermann ersichtlich, theils das Edelste, theils das Edlere und theils auch nur jenen gewöhnlichen von dem Hrn. V. nicht gut geheißenen, aber dessenungeachtet großen, starken, leichten, mit festen Hufen und Beinen und guten

Lungen

Lungen begabten Wagen-Schlag erziehen, gehen die bessern männlichen Individuen in die Königl. Landgestüte über, welche der Hr. V. ganz aufgehoben wissen will. Unsere edelsten Landbeschäler werden den allerbesten Privatgestüten zugetheilt; ja diese Privatgestüte werden auch durch die edelsten und besten Beschäser der Königl. Hauptgestüte kräftigst unterstützt und ihnen auf diese Weise Saamen gespendet, den sich wohl nur wenige Privatpersonen würden selbst verschaffen können. Die andern minder edlen aber fehlerfreien gut gestapelten Landbeschäler werden, wie früher schon bemerkt, mit sorgfältiger Rücksicht auf den Bedarf, ja selbst Geschmack einzelner Gegenden, Communen oder Gutsbesitzern vertheilt. Es würden selbst vorzügliche Karren-Race-Hengste in dem hiesigen Landgestüt zu finden sein, wenn wir, der kurzen Feldbestellungszeit wegen, welche das Klima uns nur gestattet, nicht auch schnelle Arbeitspferde haben müßten. — Da nun das hiesige Landgestüt mit seinen Beschälern vorgedachter Art einen so wesentlichen Einfluß auf die Pferdezucht der hiesigen Provinz ausgeübt hat, daß:

1) selbige, nachdem die Kriege sie fast ganz erschöpft hatten, durch die geflüchteten und wieder zurückgekehrten Landbeschäler schnell gehoben werden konnte; daß

2) sie wiederum so weit vorgeschritten ist, daß

schon seit einigen Jahren die Cavallerie-Remonten größtentheils nur von hier aus entnommen werden konnten, und der Ankauf dergleichen Pferde aus dem Auslande wahrscheinlich schon von 1823 ganz aufhören wird;

3) dem Landmanne hieselbst eine sehr ergiebige Erwerbsquelle eröffnet worden und aus dieser, bei den jetzt so schlechten Zeiten, auch wiederum manche Abgaben fließen konnten: so hat der Hr. V. wohl etwas zu schnell unser Todesurtheil gesprochen.

Es muß nun noch der Vorwurf: „daß wir die Landgestüte nie zur Selbstständigkeit würden erheben können," näher beleuchtet werden.

In der Beziehung, als der Hr. V. uns diesen Vorwurf macht, nämlich: daß die Landgestüte, ungeachtet er keine Kenntniß von deren Etats habe, nicht ohne bedeutende Zuschüsse bestehen können, würde es uns nicht schwer werden, die vermißte Selbstständigkeit zu erringen. Wir dürften nur seinem gütigen Vorschlage gemäß für die vom Staate herzugebenden Beschäler 10 Rthl. Sprunggeld p. Stute nehmen. Dann erhielte die hiesige Landgestüt-Casse für die pr. 1821 durch 250 Landbeschäler gedeckten 13,439 Landstuten: 134,390 Rthl.
Das ganze Institut bezieht aber aus
der General-Staats-Casse nur 29,912 "
Es wäre also die vermißte Selbstständigkeit und noch ein Sur plus von 104,478 Rthl.

errungen worden. Beides war bisher nicht Zweck und kann es bei Wohlthätigkeitsanstalten der Art auch nicht füglich sein. Aber noch eine Rechnung: — Das vorgedachte Landgestüt wies im letztverwichenen Herbste 7136 noch lebende Säugefüllen nach, eine Anzahl, welche natürlich hinter die effektive Summe veredelter Füllen zurückbleiben muß. Da also das ganze hiesige Landgestüt = 29,912 Rthlr. jährlich kostet, so kommt dem Staate jedes der vorbemerkt nachgewiesenen Füllen circa 4 Rthl. 6 Sgr. Um jene vermißte „Selbstständigkeit" zu erlangen, dürfte der Staat also nur diesen Betrag einziehen. Ich will mich dafür verbürgen, daß man dieses Füllengeld lieber zahlen, als das Landgestüt entbehren würde. Diese Methode wäre denn doch noch selbstständiger, als der Vorschlag des Hrn. V., 150 Rthlr. Prämie für jeden Privatbeschäler zu geben, wodurch er zwar auch bessere Beschäler, als wir sie geben, zu erzielen glaubt, worauf ich aber nicht viel baue, weil 150 Rthlr. allein wahrlich die Kosten nicht übertragen, welche die Anschaffung auch edler Hengste und die precären Versuche, auch gerade einen Prämien-Hengst zu erziehen, erfordern. Und wenn nun solcher Zögling nicht einschlägt, welches doch häufig vorkommen muß, wie sehr wird da der Muth und die Lust zur Pferdezucht nicht unterdrückt werden? Hat aber der Landmann ein Prämienpferd errungen, so

wird es doch nicht ein jeder solcher Inhaber auch seiner Lage, seinem Geschmacke nach angemessen finden, seinen Hengst in die Provinz auf Beschälung zu schicken.

Es ist erfahrungsmäßig überhaupt nicht gut, wenn der Landmann eine große Neigung hat, viele Hengste aufzuziehen. Er weiß das Gute vom Schlechten zu wenig zu unterscheiden, das selbstgewonnene Produkt betrachtet er häufig mit zu großer Vorliebe; deshalb, und weil er ein solches Pferd im Stalle hat, benutzt er es öfters zu seinem großen Schaden wiederum zur Fortpflanzung. — Erfahrungsmäßig ists erwiesen: daß Prämien-Beschäler nur da ein Nothbehelf sind, wo richtig geleitete Haupt- oder Stammgestüte mit ihrer Progenitur mittelst der Landgestüte nicht hinreichen können.

Der Vorschlag des Hrn. V., das Landgestüt aufzuheben und für die Kosten noch ein Stammgestüt zu etabliren, würde unter andern Verhältnissen als die unsrigen ganz gut sein; es würde, wenn es einmal einen recht guten Stuten-Stamm erhalten hätte und ohne Vorurtheile behandelt würde, gewiß recht gut rentiren, wenn dessen producirte Hengste und Stuten, statt daß so wie hier die ersten jetzt gratis aufgestellt und die andern als Füllen hier licitirt werden und auch als Aufmunterung an verdiente Pferdezüchter und Beför-

derer des Landgestütwesens als Prämie geschenkt, eben so wie es jetzt in den Stammschäfereien geschieht, verkauft würden. Es ist aber leicht einzusehen, daß mit dem baaren Aufwande, welchen das hiesige Landgestüt verursacht, auf die vorgeschlagene Weise immer nicht die Erfolge errungen werden konnten oder noch errungen werden können, welche wir jetzt schon aufzuweisen haben, einmal in solchem Umfange, mit solcher Ordnung und in solcher Uebersicht, und zum andern kann man wohl fragen: wie viele Bauern und Besitzer kleiner Güter würden durch Ankauf von Hengsten und Stuten aus den Königl. Stammgestüten vortheilen können, und was würden sie gewinnen, wenn man das Landgestüt eingehen ließe und ihre Stuten auf die Privatbeschäler hinwiese?

Mehr als alle jene Vorschläge, die das Eingehen der bestehenden Landgestüte rechtfertigen sollen, dürfte wohl der, selbst von der competenten Behörde in Ueberlegung genommene Modus: die in den Königl. Stammgestüten erzogenen edlen Beschäler, anstatt sie in admiuistrativ verwaltete Marställe aufzustellen, lieber ganz umsonst oder für einen geringen Preis den Pferdezüchtern als Eigenthum zu überlassen, für sich haben, weil dadurch die Unterhaltungskosten rein gewonnen und die guten edlen Pferde, welche die Königl. Stammgestüte doch immer vorzugsweise vor Privaten erziehen müssen,

dem Lande zugewiesen würden. Bedenkt man aber, wie wenige Landleute sich der richtigen Behandlung solcher Pferde angelegen seyn lassen, wie wenige sie verstehen, wie leicht solche Pferde verwahrlos't werden können, wie wenige Menschen geneigt sind, auch etwas für das allgemeine Beste zu thun, also für diesen Fall auch nur den ihnen überlassenen Königl. Beschäler nur für ihre wenigen Stuten, damit doch diese nur tragend würden, benutzen dürften: so könnte auch nicht ⅓ von demjenigen, was jetzt erreicht wird, erfolgen, der Staat würde stets ohne Kenntniß seyn oder getäuscht werden über die Anwendung des theuern edlen Saamens. Denn welchem Officianten könnte es gelingen, der Sache nur entfernt folgen und Notizen darüber sammeln zu wollen?

Es würde in mancher Beziehung eine sehr unvollkommene Einrichtuug bleiben, die ungemein viele Beschäler mehr consumiren würde, als bei der jetzigen die günstigsten Resultate liefernden Behandlung. Nach manchen bei uns und auch in andern Staaten angestellten Versuchen der Art ist man doch immer wieder darauf zurückzukommen, den Betrieb des öffentlichen Gestütwesens nach den bei uns angenommenen Grundsätzen zu leiten. Mögen diese auch umgestoßen werden, möge aber auch nur das Bessere, daraus hervorgehen!

Nachschrift des Herausgebers.

Unmöglich kann jemand die Zweckmäßigkeit der Landgestüte — oder richtiger der Landbeschäler-Anstalten — zur Beförderung der Landespferdezucht im Allgemeinen in Zweifel ziehen und die darauf verwandte Staats-Ausgabe würde auch der tadelsüchtigste Oppositions-Mann nicht anzufechten wagen. Wo sollte ein gewöhnlicher Landwirth, welcher für seine Stuten einen verbessernden Beschäler sucht, ihn mit größerer Sicherheit, mit festerem Vertrauen auf die Intelligenz und die Redlichkeit seines Eigenthümers und zu billigern Preise finden können, als bei diesen unter der Garantie des Staats und unter der Leitung der kenntniß- und erfahrungreichsten Männer stehenden Anstalten? Dies läßt sich schon als voraus erwiesen annehmen und der in mehreren Ländern und Gegenden in die Augen springende Erfolg bestätigt es. Bewahre also für den Gedanken, daß diese Einrichtungen eingehen könnten! ihre Wiederherstellung gehört zu den größten Wohlthaten, die wir unserm väterlichen Könige verdanken. Man kann nur ihre weitere Ausdehnung und Vermehrung wünschen!

Ich kann jedoch eine Besorglichkeit und einen Wunsch hier auszusprechen nicht unterlassen. Jene besteht darin, daß man zu allgemein und auch in Gegenden und unter Verhältnissen wo er nicht zu

passen scheint, allein auf den Reit- und Luxus-Kutsch-Schlag hinarbeite, dagegen die Erhaltung und Erzeugung eines derben, harten, starken, auch bei schlechterer Haltung ausdaurenden Arbeits-Schlages zum Nachtheil des Landbaues nicht nur, sondern auch selbst unserer Streitkräfte, hinsichtlich des Artillerie-Bedarfs, zu sehr aus den Augen setze. Und mein unmaßgeblicher Wunsch ist, daß man auch ausgezeichnete Hengste anschaffen, halten und selbst erzeugen möge von jenem altdeutschen jetzt fast verloschenen Schlage, der sich durch breite, vierschrötige (quadrirte) Statur, starke Sehnen und (nicht schwammige) Knochen, durch lange Ausdauer, auch bei schlechterer Wartung, auszeichnet; der zwar nach unsern jetzigen conventionellen, vom Wettrenner hergenommenen, Begriffen nicht schön ist, von dessen vorzüglichen Individuen unsre Bildhauer und Maler aber noch immer das Ideal ihres Heroen-Pferdes (man sehe Davids berühmten Uebergang Bonaparte's über den Cenis) hernehmen.

Ne sutor ultra crepidam höre ich mir zurufen; das heißt zu Deutsch: Schaafmeister bekümmre dich um deine Böcke. Wir werden schon wissen, welche Hengste wir brauchen sollen!

Um Verzeihung! — Aber gerade als öffentlicher Schaafmeister habe ich an mir selbst so einige

Bemerkungen zu machen Gelegenheit gehabt, die ich den öffentlichen Gestütmeistern nicht vorenthalten mag. Bekanntlich waren unter den für Königl. Rechnung in Frankreich angekauften Schaafen verschiedene Stämme, die sich sowohl unter sich, als von den bisher in Sachsen cultivirten Merinos im Körperbau und in der Wolle merklich unterschieden. Fabrikanten und Wollhändler nahmen an einem Theile dieser Wolle Anstoß und wenn sie ihr gleich einige vorzügliche Qualitäten zugestanden, so setzten sie selbige doch gegen die sächsische Electoral-Wolle in Ansehung der Sanftheit und der Ausgeglichenheit sehr zurück und wollten unsern Schuren in Pausch und Bogen die höheren Preise nicht zugestehen. Es entstand also die Frage: ob es rathsam sey, diese Stämme durch Kreuzung mit Electoral-Böcken zu dieser Race überzutreiben, wie in einigen Generationen wohl hätte geschehen können, oder ob man sie durch Inzucht rein erhalten solle. Als Privateigenthümer dieser Schäferei hätte ich mich zu ersterem entschlossen; als öffentlicher Beamter beharrte ich mit einem Theile dieser Stämme bei letzterem. Denn ich hatte die Ueberzeugung, daß die beiden Abarten, welche ich durch die Nahmen der Negrettis und der Monceys bezeichnete, nicht nur für manche Gegenden und wirthschaftliche Verhältnisse — indem die Wolle bei guter Haltung im Gewicht das ersetzte, was ihr im

Preise abging — mehr geeignet wären als die zarten Electorals, sondern daß auch dem Fabrikwesen die Erzeugung dieser Wollarten — der Negretti zu starken, glatten Tüchern, der Moncey zu hochfeinen Strick- und Stick-Garn — höchst vortheilhaft seyn würde; obwohl die Engländer, die erstere Art aus Spanien genug erhalten konnten, letztere Art aber noch nicht kannten, ihren Preis also nicht in die Höhe trieben. Und so geschiehet es nun, daß wir auf den Märkten, wenn unsre Schuren in Pausch und Bogen verkauft werden, noch nicht den Preis der vorzüglichsten Electoral-Schäfereien p. Stein erhalten. Dies und daß in unsern Auktionen einige Stöhre vorkommen, die nicht von untadelhafter Feinheit und Ausgeglichenheit sind, ziehet uns vielen Tadel zu, der theils vertraulich, theils öffentlich geäußert wird. Noch neuerlich war in einem vielgelesenen Blatte die Frage aufgeworfen: warum Normal-Schäfereien, wie es die Königl. Stammschäfereien doch seyn sollten, nicht lauter Normal-Wolle erzeugten und den entschieden höchsten Preis erhielten? Man muß sehr fest seyn, um sich von solchen Kritiken, die oft von sonst achtungswerthen Männern ausgesprochen werden, nicht irre machen zu lassen. Ich bin seit jeher ziemlich gewohnt, nur nach eigener Ueberzeugung zu handeln und mich nicht von der Meinung anderer in meinen Angelegenheiten leiten

zu lassen. Aber wie unangenehm der Tadel — obwohl von anerkannt incompetenten Richtern — den Herren Administratoren war, habe ich oft erfahren und wenn ich nicht auf die Reinerhaltung jener Stämme und ihre Veredlung in sich selbst so bestimmt gedrungen hätte, so wären sie durch Kreuzung mit hochfeinen Escurials längst verloschen.

Ungleich stärkeren Einfluß auf die Leitung der Gestüte müssen die Urtheile haben, die nur am Hofe und in den Städten zur Sprache kommen. Hier, ist nur von dem gefälligen Reit- und Kutschschlage die Rede und ob die Pferde vor dem Pfluge oder Last-Wagen passen, fällt niemand ein zu erörtern. Officiere beurtheilen die Pferdezucht natürlich ganz nach der Ansicht die sie davon nehmen und diese bezieht sich häufig nur auf ihren persönlichen und höchstens auf den Cavallerie-Gebrauch. Aber auch die Landwirthe, welche einzelne Pferde von ihren Arbeits-Stuten aufziehen — von Privat-Gestüten ist nicht die Rede — wünschen größtentheils nur Beschäler jener Racen zu bekommen, weil von ihnen doch zuweilen ein Füllen fällt, welches so stark auf den edlen Vater artet, daß sie es zu höheren Preisen verkaufen können; wenn dann auch manches andre von disproportionirter Gestalt und mit allerlei Fehlern begabt vor ihrem Pfluge gehet. Und so würde der Landstallmeister vorerst selten Dank dafür einernten, wenn er Beschäler von je-

nem kernigten, hartem Schlage selbst in Gegenden, die sich für die Zucht solcher Pferde mehr eignen, aufstellte. Ich habe mit Vergnügen gesehen, daß in einem der ältesten und durch seinen Erfolg wohlthätigsten Landgestüte das Prinzip, solche Beschäler neben anderen von Englischer Race, zu halten, noch befolgt wurde. Aber die Officianten schämten sich, mir solche in Gegenwart mehrerer Cavallerie-Officiere zu zeigen und zuckten die Achsel über die Aufmerksamkeit die ich darauf verwandte. Es ist bekannt, wie wenig Beifall die Normänner fanden, die des Königs Majestät in Frankreich ankaufen ließ. Ich weiß nicht ob diese Auswahl selbst so tadelhaft war, oder ob die sonst durch ihre Kraft, Härte und Ausdauer so belobte Race in ihrer Gestalt überhaupt mißfiel. Genug sie wurde allgemein getadelt.

Man hat die Behauptung aufgestellt, daß einige Beimischung des orientalischen Bluts immer vortheilhaft sey, wenn man auch auf fortschreitende Veredlung oder Annäherung zu dieser Race verzichte und daß daher die zu höherer Zucht nicht passenden Hengste zur gemeinen Landzucht noch immer sehr schätzbar wären. Sie theilten dem erschlafften Landschlage die Energie der Muskel- und Nervenkraft, das Feuer des Blutes auf eine sehr erwünschte Weise mit. — Allein ist diese höhere Reizbarkeit des Muskel- und Nerven-Systems dem

mütterlichen Organismus, dem Gefäß- und Reproduktions-Systeme manches Landschlages nicht verderblich? entsteht daraus nicht eine gewisse reizbare Schwäche und Weichlichkeit, die man vor allem bei eigentlichen Arbeitspferden vermeiden sollte? Daß die ungemein kräftige und unverwüstliche alte Mecklenburgische Landrace ausgehe, beklagte man schon vor 40 Jahren; niemand aber schob es auf den Umbruch alter Weide-Anger, sondern auf die Zumischung des fremden Blutes und einige größere Landwirthe suchten ihren Arbeitsschlag damals noch davon rein zu erhalten, sind aber nachmals mit fortgerissen worden; so daß man jenen reinen einheimischen Schlag nur noch in einigen Bauerdörfern, aber in einem sehr herabgesunkenem Zustande gegen den, der sonst mit Sorgfalt auf den Gütern gezogen wurde, finden soll. Nicht minder dringend sind die Klagen und Warnungen der gründlichsten englischen Schriftsteller wegen des Ausgehens des in manchen Gegenden so ausgezeichneten Arbeits-Schlages, besonders des Suffolk-Punsh, wovon man aber im Jokey-Club freilich nicht spricht und wovon man im General Stud-Book nichts erwähnt findet.

Daß die einheimische Landrace mancher Gegenden durch Orientalisches und engliches Blut auf eine sehr zweckmäßige Weise veredelt werden könne und schon veredelt worden sey, bin ich weit ent-

fernt in Zweifel zu ziehen. Hierzu gehört ohne Zweifel das Ostpreußische, vornämlich Littauische Pferd, dessen ursprünglicher Charakter, Leichtigkeit, Gewandtheit und Schnellkraft, aber wenige Arbeitskraft, ist. Durch Vernachlässigung ist es herunter gekommen, hat aber alle Anlage sich bei sorgfältiger Zucht und Behandlung schon in sich selbst, noch mehr aber durch Beimischung des orienlaliechen edlen Blutes, welches ihm nicht heterogen ist, zu vervollkommnen. Die vielen zum Theil kräftigen natürlichen Weiden — die freilich durch Cultur noch zu ungleich höherem Werth gebracht werden könnten — der Sinn der Einwohner für Pferde, wovon sie fast unzertrennlich sind, die Vertheilung des Grundeigenthums, eignen diese Provinz ganz zur Zucht eines vorzüglichen leichten Reitschlages, der dem Dienst der leichten Cavallerie angemessener vielleicht nirgends gefunden werden kann. Der Zweifel ob das kältere Clima der höheren Ausbildung des Pferdes nicht entgegen stehe, scheint mir auf dem Vorurtheile zu beruhen, daß der Orient die vorzüglichen Eigenschaften seiner Pferde nur der höheren Temperatur seiner Zone verdanke. Ich weiß, daß einige es als ausgemacht angenommen haben, die Natur jenes edlen Pferdes sey dermaßen durch die höhere Temperatur bedingt, daß wir nicht hoffen dürften, den Arabischen Schlag, auch wenn wir ihn in ausgezeichneter Vollkommenheit rein er-

hielten, in unserm Clima fortzupflanzen, ohne oft eine Erfrischung des Bluts mit eingebornen Arabischen Hengsten vorzunehmen. Aber hat diese Meinung mehr Grund, als die vor Kurzem noch allgemein gehegte, nun aber völlig aufgegebene, in Betreff der spanischen Schaafe? Erklärt sich der Vorzug der arabischen Pferde nicht hinlänglich aus der Sorgfalt, welche jene Nationen schon seit mehreren tausend Jahren auf die Zucht, den Stamm und die Haltung ihrer Pferde wandten; da ihr Glück und Heil so ganz von dem Besitz vorzüglich schneller und gewandter Pferde abhing? Die beispiellose Genauigkeit, die sie auf die Reinerhaltung und Fortpflanzung ausgezeichneter Stämme, auf die Ausmerzung zurückschlagender Individuen, dann auf die Erziehung und Ausarbeitung der vorzüglichsten, hunderte von Generationen hindurch, ununterbrochen verwandt haben, erklärt es wohl genugsam, wie sie zu einem Schlage gekommen sind, der zu gewissen Zwecken der Vollkommenste ist, was man sich denken kann. Aber wir treffen ihn keineswegs in anderen Ländern an, die in der mittleren Temperatur Arabien gleich kommen. Auch unterscheiden die Araber sehr ihre Kadischi (Landpferde) von ihren Kochlani (Racepferden). Also dürfen wir nicht verzweifeln uns diesem Schlage in unserem kälteren Clima, in Gegenden, wo die Natur, die Verfassung und der Sinn der Ein-

wohner ihn begünstigt, wenigstens sehr anzunähern und ihn gewissermaßen einheimisch zu machen. Und wahrlich es können keine Anstrengungen zu groß und zu kostbar seyn, um dies zu bewirken.

Es giebt aber andere Gegenden, für welche ein solcher Schlag von Pferden, rücksichtlich des Clima, der Beschaffenheit der Weiden, der Vertheilung der Grundstücke, des Sinnes, Wunsches und Bedarfs der Einwohner, durchaus nicht paßt; wo aber ein gedrängter, breiter, harter Arbeitsschlag, der sich auch auf bruchigen Weiden bis tief in dem Winter ohne Nachtheil erhält, sehr vortheilhaft seyn, dem Verlangen und Bedarf der Einwohner völlig entsprechen und ihre Neigung zur Pferdezucht erwecken und fördern würde, statt daß sie sich jetzt mit den Ankauf der Fohlen von sehr zweifelhafter Güte behelfen, die ihnen aus dem Holsteinschen und den unteren Elbgegenden zugeführt werden, und die zwar eine ansehnliche Größe erlangen, aber schlaff und schwammig organisirt und allen Krankheiten sehr unterworfen sind. Ein solcher Schlag von Pferden, wie ich hier wünsche, findet sich freilich nicht häufig, im nördlichen Deutschlande vielleicht gar nicht mehr, weil er entweder ganz verkümmert oder durch heterogene Kreuzungen verdorben ist. Aber eben deshalb mögte ich die einsichtsvollen Leiter unserer Landes-Pferdezucht auffordern, ihn aufzusuchen, in Gestüten ihn,

seinem

seinem Zwecke gemäß, mehr auszubilden und solche Gegenden mit Beschälern dieser Art zu versorgen.

Ich bitte übrigens, es meinem Eifer für das Beste des Landbaues zu gut zu halten, wenn ich bei dieser Gelegenheit einen Zweig der Landwirthschaft berührt habe, wovon ich am wenigsten zu verstehen bekenne. Ich unterwerfe mich gern jeder anständigen Zurechtweisung und werde sie mit Vergnügen in diesen Blättern aufnehmen lassen.

Thaer.

XIV.

Ueber den Anbau des rothen Klees, besonders in Hinsicht auf das nordwestliche Deutschland.

Vom Herrn v. Kapff.

Der Anbau dieses trefflichsten der Futterkräuter verdiente weit mehr ausgebreitet zu werden, als bisher geschehen ist und würde es auch seyn, wenn man den Werth desselben recht zu schätzen und ihm den passendsten Platz in unsern Fruchtfolgen *) anzuweisen wüßte. Die ihm in der Braache **) gewöhnlich bestimmte Stelle eignet sich nur ausnahmsweise für ihn, nämlich auf reichem, thonigten und reinem Boden und bei ganz ausgezeichneter Acker-

*) Ich habe hier vorzüglich Westphalen vor Augen.
**) S. die unten bemerkte Fruchtfolge.

bestellung, wogegen man in der Regel findet, daß er auf diesem Platze, außer einem geringen Ertrage, auch das eigentlich rein zu brachende Land verqueckt und statt bessere nur schlechtere Früchte zur Folge hat. — Diese unangenehme Erfahrung, verbunden mit der sonderbaren Meinung, als ob es Schade sey, dieses Futtergewächs in die Stelle einer Kornfrucht zu bringen — und endlich das Vorurtheil, daß eine nach einer Reihe von Jahren wiederholte Aussaat auf dem nämlichen Fleck dessen Mißrathen nach sich zöge, hat seinen Anbau so weit zurückgehalten, daß statt den 6ten Theil des Ackerlandes damit zu säen — was bei unsem dem Klee so sehr zusagenden Boden in den meisten Fällen höchst vortheilhaft wäre — kaum der 24ste Theil damit bestellt wird. Ich habe hier indessen vorzüglich unsere Bauerwirthschaften im Auge, da die Güter, besonders die Domainen diese Vorurtheile alter Landwirthe immer mehr ablegen und schon einige Wirthschaften dieser Art existiren, in denen sein Werth gehörig geschätzt und über den 12ten, 9ten, sogar hin und wieder schon den 6ten Theil ihrer Ackerfläche sich verbreitet hat. — Langjährige Erfahrungen und Versuche, die ich beim Anbau gemacht und die mir einen mehr den außerordentlichen Einfluß des Kleebaus auf das Steigen der Bodenkultur zeigen, erlauben es mir, mich über die Wichtigkeit dieses Gegenstandes öffentlich auszusprechen

und auf manche, selbst von unsern landwirthschaftlichen Schriftstellern noch nicht berührte Vorzüge dieses Futtergewächses aufmerksam zu machen, in der Hoffnung, wenigstens mit dem herzlichen Wunsche, dadurch zu der Verbreitung dieses ersten aller Futtergewächse beizutragen, dessen Bau manchen Landwirth einzig in Stand setzt, trotz dem gegenwärtigen Druck der Zeitumstände seine hohe Pacht zu erschwingen.

Bodenart und Clima.

Der Klee liebt ein feuchtes Clima und ist unserm nordwestlichen Deutschland vorzüglich angemessen, welches dasselbe in weit höherem Grade besitzt, als das östliche. Er gedeihet hier noch ganz gut auf Bodenarten, auf denen in der Mark Brandenburg, Mecklenburg, ja selbst in Sachsen sein Anbau sehr mißlich seyn würde. Unsere Gebirgsgegenden, welche durch die mit Wald bekränzten Berge die Feuchtigkeit der Luft anziehen, niederschlagen und, den Winden weniger zugänglich, dieselbe nicht so leicht verdunsten lassen als ebene Gegenden, liebt der Klee vor allen andern und hier muß sein Anbau vorzugsweise zu Hause seyn.

Von den Bodenarten sagt ihm bekanntlich der bindende am mehrsten zu und sein Bau wird um so mißlicher, je loser und sandiger derselbe ist. Außerdem muß der Boden nicht zu trocken, die Ak-

kerkrume nicht zu flach und der Untergrund seinen Wurzeln nicht undurchdringlich seyn, rühre dies nun von einer Steinlage oder einer Unterlage unfruchtbaren weißen oder blauen Thons her. Besteht der Stein aus Thonschiefer — in den Gebirgsgegenden schlechtweg Mergel genannt, obgleich oft keine Spur von Kalk sich darin befindet — der leicht verwittert und in Würfel zerfällt, so kann der Klee noch ganz gut darauf gedeihen, besonders wenn dieser Boden eine absonnige und feuchte Lage hat *), besteht derselbe aber aus schwarzem Blätter- oder Papierschiefer, so taugt er nicht, indem dieser den Wurzeln ganz unzugänglich ist. Ein Untergrund von kluftigem Kalkstein, so sehr derselbe sich für die Esparsette eignet, ist, ausgenommen bei einer feuchten Lage, zu trocken für den Klee und habe ich überhaupt, wider die Behauptungen einiger ökonomischen Schriftsteller, gefunden, daß Kalk dem Klee nicht allein entbehrlich, sondern in irgend bedeutender Menge sogar schädlich ist, indem ein kalkigter Boden in der Regel eine zu trokkene Beschaffenheit besitzt. Leidet der Boden indessen nur im mindesten an Säure, die der Klee haßt, so kann Kalk durch Absonderung dieser Säure nur

*) Oft habe ich auf der Nordseite der höchsten Berge, auf einem rothen Thonschiefer, den der Klee vorzüglich zu lieben scheint, den schönsten Klee gefunden.

wohlthätig wirken. Sonst habe ich bemerkt, daß ein frisch mit Kalkmergel befahrener Acker alle Früchte besser trägt als Klee, auch das Aufziehen und Auffrieren desselben befördert. Aller obengenannter, flacherdiger Acker hat ebenfalls diese üble Eigenschaft, indem die Wurzeln auf demselben nicht die gehörige Länge und Stärke erhalten, um sich festhalten zu können. — Marschboden, der Bindigkeit mit Feuchtigkeit und Reichthum verbindet, trägt wohl den schönsten Klee und hier kann man ihn in der größten Vollkommenheit und Ueppigkeit sehen, wo er nicht selten einen Durchschnittsertrag von 70 Ctr. p. Morgen giebt. Der beste Boden meiner Pachtung, obgleich dem der benachbarten Weser-Marschen an Güte bei weitem nicht gleichkommend, besteht, bei einem Ertrage von beinahe 60 Ctr. p. Morgen, nach meinen Untersuchungen aus folgenden Bestandtheilen:

grober Sand und Steine (vorzüglich verwitterter Thonschiefer in bedeutender Menge)	44 p. C.
feiner Sand (wahrscheinlich noch etwas mehr)	15 =
Thon	41 =

Platz in der Fruchtfolge.

Die in Westphalen, so wie auch dem benachbarten Niedersachsen auf allen Bodenarten — ausgenommen dem Sandboden — gewöhnlichste Sechs-

felderwirthschaft besteht aus folgender, auf gutem Boden nicht zu verwerfender Fruchtfolge:

1) reine Brache gedüngt,
2) Roggen,
3) Gerste,
4) Rauhfutter, mit halber Düngung (ein Gemenge aus grauen Erbsen, Wicken und Bohnen bestehend)
5) Roggen, da wo nicht zum Rauhfutter gedüngt war, mit ½ Nacht gelagert,
6) Hafer oder Gerste ist mit ½ Nacht gelagert.

Hier wird, wie schon oben bemerkt, der Klee am häufigsten in der Braache, wozu man ¼ bis ½ des besten Theils des Feldes nimmt, gebaut. Man benutzt den Klee gewöhnilch zu 2 Schnitten, ackert das Land gleich nach dem 2ten Schnitt im September um und bringt in die Stoppel Roggen, der in den schönen Gebirgsgegenden schon Anfangs September, in den Thälern und Ebenen aber gegen Ende dieses Monats gesäet werden muß. Oftmals läßt man den Klee aber bis zum Spätherbst stehen und dann lieber Weitzen folgen, dessen späte Aussaat keinen Nachtheil, wie beim Roggen bringt. Auch sind mir Fälle bekannt, wo man sich, um dem Akker der reinen Brache nicht zu entziehen, mit einem Kleeschnitt begnügte. Diese geringe Benutzung des kostbaren Futtergewächses scheint mir doch zu unwirthschaftlich. Immer würde ich statt dessen, d. h.

zur Grünfütterung Wickfutter vorziehen, das ein nicht ganz unreines, gut geackertes Land füglich rein erhalten und die Stelle der Braache besser ersetzen kann, als der in diesem Orte nur einen geringen Ertrag gebende und das Land verunreinigende Klee. Denn es kann nicht fehlen, daß der durch fünfjährigen Kornbau erschöpfte und mehr oder minder verunreinigte Acker nicht noch unreiner werde und selbst bei gehöriger Düngung nur mittelmäßigen Roggen erzeuge. Oft mißräth derselbe ganz, besonders wenn er, wie dies nicht gut anders geschehen kann, spät gesäet wird *). Weitzen gedeihet schon weit besser, wenn derselbe nur eine Pflugfurche erhält und die umgebrochene Kleestoppel, statt durch Strohmist noch lockerer gemacht zu werden, Schaaflagen bekommt oder im ersten Fall wenigstens durch die Schaafe möglichst festgetreten wird.

Ein weit schicklicherer Platz für ihn ist die vierte oder Rauhfuttersaat, wo er unter die ihm mehr zusagende Gerste und in eine reine, kräftige Ackerkrume gesäet, gewöhnlich doppelt so hohen Ertrag liefert, dem Acker eine außerordentliche Reinheit, auch dem strengsten Boden gartenähnliche Lokkerheit und eine vortreffliche, stets sichere Weitzen-

---

*) Der Roggen nach Klee ist in unseren Gebirgsgegenden sehr dem Schnecken- Wurmfraße ausgesetzt.

ernte giebt, selbst wenn auch nur mit halber Nacht dazu gelagert seyn sollte. — Diese Vortheile einsehend, haben einsichtsvolle Landwirthe ihn schon seit längerer Zeit nur in dieser Folge gebaut und ihren Acker, besonders wenn die Hälfte oder gar das Ganze dieses Feldes, also $\frac{1}{8}$ des sämmtlichen Ackerlandes damit bestellt ward, zu einer hohen Cultur gebracht.

Da das in den mehrsten Gegenden unsers Westphalens sehr gut gerathende Rauhfutter und die Bohnen nicht gern entbehrt werden, so muß demselben, durch den Klee aus ihrem Platze verdrängt, eine andere Stelle gegeben werden, wozu sich am besten die Hafersaat eignet. Die veränderte Fruchtfolge wäre demnach:

1) Braache,
2) Roggen,
3) Gerste,
4) Klee,
5) Weitzen,
6) Rauhfutter.

Noch eine andere, meinen neuern Erfahrungen nach passendere Stelle wird dem Klee unmittelbar nach dem Brachroggen gegeben. Folgende Gründe bestimmten mich zu dieser Umänderung.

Obgleich der Klee unter Gerste wegen der sorgfältigen Bestellung des Ackers sehr gut und besser als unter Hafer und Winterfrucht geräth, so leidet

jenes Getreide in irgend feuchten Jahren doch mehr oder weniger durch den, auf unserm so kleewüchsigen Boden zu stark werdenden Klee, der manchmal auf feuchten Aeckern die Gerste wirklich überwächst. Ich und andere Landwirthe mit mir, nehmen den der Gerste dadurch verursachten Schaden im Durchschnitt wenigstens zu 1 Korn an. Auch werden genaue Beobachter stets finden, daß Kleegerste nie ein so vollkommnes Korn und weit mehr Hinterkorn giebt, als andere und darin der mit Schaafen gelagerten ähnelt.

Ein zweites Uebel verursacht das Trocknen des Klees unter der gemäheten Gerste in ungünstigen Ernten, z. B. der vorigjährigen, wo viele Gerste bloß des Klees halber länger liegen bleiben mußte und, von der Regenperiode übereilt, auswuchs und verdarb. Dieß ist beim Roggen, theils weil er abgemähet und gleich aufgerichtet wird, theils auch, weil er in den noch längern Tagen schneller abtrocknet, bei weitem nicht, so wenig wie das Unterdrücken des langen Roggens, zu befürchten.

Ein bedeutender Vortheil ist ferner die herrliche Stoppel des Roggenklees, deren Behütung weit früher beginnt, als die des Sommerkorns. Auch giebt das, mit dem langen, oft zur Blüthe kommenden Klee durchwachsene Roggenstroh — dessen Trocknung freilich etwas länger dauert und bisweilen das Auseinanderlegen oder Umwenden des

Roggens auf dem Felde nöthig macht — eine treffliche Viehfütterung und überwiegt den unter Sommerkornstroh befindlichen Klee wenigstens um das vierfache.

Endlich scheint mir auch der Klee, weil er, bei der frühen Aussaat, unter dem Roggen weit stärkere und längere Wurzeln bekommt und die Roggenstoppel bekanntlich an sich weit härter ist, auch durch das längere Hüten des Rindviehes noch mehr an Festigkeit gewinnt, nicht so dem Auffrieren und Aufziehen ausgesetzt zu sein, als der in der sehr lockern Gerststoppel befindliche. Noch bei dem anhaltenden Vorfrost des Winters von $18\frac{20}{21}$ habe ich dieß zu bemerken Gelegenheit gehabt. — Vorzüglich empfehlungswerth dürfte daher das Säen des Klees unter Roggen auf Sandboden und jedem andern losen Ackerlande sein. Nur auf unreinen und schlecht bestellten Boden scheint mir dieß Verfahren mißlich, da die Stoppel des Winterkorns immer unreiner als Gerstland ist, folglich sowohl der Ertrag des Klees als auch der nachfolgenden Früchte darunter leiden würde.

Eine um $\frac{1}{5}$ bis $\frac{1}{4}$ stärkere Aussaat des Klees *) ist aber sehr anzurathen, da die harte Krume des

---

*) Man säet hier unter Gerste 5 bis 6 Pfund p. Scheffelsaat à 80 Quadratruthen, also $7\frac{1}{2}$ bis 9 Pfund p. Morgen. Bei der Gerstsaat walzt man den Klee

Roggenlandes dem Keimen des Saamens keinesweges angemessen, das Eggen derselben aber eine mißliche Operation ist, die mir so wenig als anderen Landwirthen hiesiger Gegend, selbst beim Weitzen, hat glücken wollen. Lieber säe man recht früh und sobald der Schnee vom Lande geht, z. B. Anfangs März, damit der Saamen durch den nachfolgenden vielen Regen eingespült werde und zum Keimen noch hinreichende Winterfeuchtigkeit vorfinde.

Einige haben auch schon versucht, den Klee im Herbst bei der (frühen) Ansaat des Roggens einzustreuen. Er soll, früh genug gekeimt, sich den Winter über gut halten, mit dem Roggen einen guten Schnitt und nach demselben im Herbst einen zweiten geben. Ich werde in diesem Herbst einen solchen Versuch machen.

Der Hauptbeweggrund bei mir, ihn unter Roggen zu säen, war indessen der bedeutende Strohgewinn im Verhältniß zu der so stroharmen Gerste, welchen Strohgewinn besonders der Landwirth, welcher Stallfütterung und Brennerei treibt, zu schätzen wissen wird. Nächstdem ist auch die vortheil-

---

saamen gewöhnlich nach dem letzten Eggen ein, und nur auf trocknem Boden oder in dürren Sommern überzieht man ihn mit beim letzten Langeggen.

hafte Aenderung der Fruchtfolge nach der Regel des Fruchtwechselsystems wohl zu berücksichtigen, von

1) Braache,
2) Roggen,
3) Klee,
4) Weitzen,
5) Rauhfutter, (bei mir Bohnen)
6) Hafer oder Mengkorn.

Hafer lasse ich in der letzten Saat nur auf nassem oder irgend unreinem Boden folgen, oder aber auf kalten Bergländereien, die für Roggen, bei der späten Saatzeit, zu mißlich, für Weitzen aber zu arm sind, wogegen auf gutem trockenen Boden und bei nicht zu später Reifung der Bohnen, Mengkorn, d. h. Roggen mit $\frac{1}{3}$ Weitzen vermengt — folgt. Hafer geräth übrigens ganz vorzüglich nach dem gewöhnlich bestimmten Rauhfutter, welches letztere in dieser Fruchtfolge überdieß einen bessern Platz hat, als in der vorigen.

Beim Bau von Kartoffeln und anderen Wurzelgewächsen kann man dem Klee mehrere Plätze anweisen. Der gewöhnlichste und vorzüglichste für dieses Futtergewächs an und für sich, unabgesehen der Folge der übrigen Früchte, ist wohl

1) Kartoffeln,
2) Gerste,
3) Klee,
4) Weitzen u. s. w.

Schönern Klee kann man nie sehen als nach Kartoffelgerste und auch nicht leicht bessern Weitzen. Ich würde deßhalb diese Fruchtfolge allen anderen vorziehen, wenn der Ertrag der Gerste nicht, wider alles Vermuthen, zu schlecht wäre. Allein dieses war während der drei Jahre, da ich obige Fruchtfolge auf einen Theil meiner, für die Gerste sonst sehr geeigneten, Felder eingeführt hatte, der Fall, so wie auch bei einem Freunde in der hiesigen Gegend. Giebt Gerste aber keinen sichern, hohen Körnertrag, so kann sie auch den großen Verlust an Stroh, den die Wirthschaft durch sie erleidet, nicht decken und ist eine elende, des Anbaues nicht werthe Frucht. Ich folgte daher dem Rathe meines Freundes und brachte Rauhfutter oder Bohnen nach Kartoffeln. Dieß hatte einen bessern Erfolg. Das gegipste Rauhfutter gab einen hohen Ertrag an Korn und Stroh und hinterließ ein außerordentlich reines, lockeres Land, das nach einmaligem Pflügen einen dem Braachkorn ähnlichen Roggen lieferte. Der unter diesen Anfangs Frühjahr gesäete Klee kam noch unter dem Roggen zur Blüthe und erreichte auf diesem, zu Kartoffeln sehr stark gedüngten, Lande eine Höhe von 2½ Fuß. Meine jetzige Kartoffel-Fruchtfolge ist folgende:

1) Kartoffeln, stark gedüngt,
2) Bohnen,
3) Roggen,

4) Klee, mit ½ Heidenlagen zu
5) Weitzen,

von der ich mir, beiläufig gesagt, einen großen Erfolg für meine Wirthschaft verspreche, indem die beiden Futtergewächse eine bedeutende Masse von Nahrung und Mist, die drei strohergiebigen Getreidefelder aber eine überflüssige Streuung dazu liefern.

Ertrag des Klees und sein Einfluß auf den Boden.

Je nachdem dies Futtergewächs in der einen oder andern Stelle der angeführten Fruchtfolgen, auf gutem oder schlechtem Boden gebaut wird, ist der Ertrag mehr oder minder beträchtlich, immer, aber, die Braache ausgenommen, sehr groß. Wenn er in letzteren bei gewöhnlichen Bauerwirthschaften einen Ertrag von 15 bis 20 Ctr. p. Morgen giebt, so liefert er nach gut gedüngter Braache, 1) Roggen und 2) Gerste, oder nach 1) Kartoffeln, 2) Gerste, auf, demselben vorzüglich zusagenden Boden 50 bis 60 Ctr., ja wie mir Beispiele auf Marschboden bekannt sind, 70 Ctr. p. Morgen im Durchschnitt. Bei der großen Verschiedenheit des Ertrages wäre es sehr zu wünschen, daß Landwirthe, die sich vorzüglich mit seinem Anbau beschäftigen, möglichst genaue Versuche, wäre es auch nur mit Bestimmung der Fuderzahl Heu von 2

Kleeschnitten, auf einer nicht zu unbedeutenden Fläche Kleelandes, nebst Angabe der leicht auszumittelnden Centner p. Fuder, während mehrerer Jahre anstellten und dieselben in dieser vielgelesenen Zeitschrift bekannt machten. Die Bestimmung dieses Ertrages ist um so nöthiger und wichtiger, da bisher von landwirthlichen Schriftstellern wenig genügendes darüber mitgetheilt ist. Hr. Staatsrath Thaer nimmt den Ertrag in seiner trefflichen Abhandlung über den Klee — Ratin. Landw. IV. Bd. S. 152 — zu 24 Ctr. p. Morgen wohl zu gering an *). Schwerz sagt uns in seiner interessanten Schilderung der Belgischen, Pfälzer und Elsasser Landwirthschaft viel Gutes von dieser segenvollen Pflanze und deren starken Anbau in jenen Gegenden, ohne jedoch den Ertrag zu berühren, den er uns doch von allen andern Früchten mittheilt. Nur in der Pfälzer Landwirthschaft S. 40 giebt er denselben aus einer Wirthschaft zu 50 Ctr. an, indem er ein ? beifügt, als ob er diese ihm gemachte Angabe bezweifle.

Die

*) Dieser Ertrag kann wohl nur auf die trockneren, sandigen Gegenden des östlichen Deutschlands, z. B. der Marken, Mecklenburg u. s. w., wo sich Clima und Boden weit weniger für dieses herrliche Futterkraut eignet, angewandt werden.

Die Erfahrungen, die ich aus meiner und mehreren andern Wirthschaften hiesiger Gegend darüber mittheilen kann, sind folgende. Sie beziehen sich größtentheils auf den Ertrag des in der Rauhfuttersaat hiesiger landüblicher Fruchtfolge gebauten Klees. Er ist nach Centnern zu 100 Pfund berechnet und nach dem abgefahrenen Kleeheu, von dem einige Fuder gewogen sind, ausgemittelt.

Lehmiger Bergboden mit Untergrund von Kalkstein oder Thonschiefer und Mergel — welches letzteres beides dann auch der Ackerkrume stark beigemengt ist *) — 20 bis 28 Ctr. p. Morgen.

Lehmboden mit tieferer Ackerkrume, mehr an dem Fuße der Berge liegend und durch Aufsetzung der von oben herabgespülten Erdtheile gebildet 35 bis 40 Ctr.

Reicher Thon- und Lehmboden in den Thälern, von den fettesten Erdtheilen der Berge angeschwemmt 45 bis 50 Ctr.

Auf dem besten Boden dieser Art und in den Marschen 60 bis 70 Ctr.

---

*) Dieser dem Abfließen gewöhnlich ausgesetzte und dadurch seiner besten erdigen und humosen Theile oftmals beraubte, noch überdieß entlegene und daher mit Mist nicht häufig versorgte Bergboden enthält natürlich sehr wenig Humus. Er hat nur eine 3 bis 4 Zoll tiefe Ackerkrume.

Ausmittelung des Ertrages durch Grünfütterung.

Man rechnet an Grünfutter für eine Kuh ziemlich großer Race, von Ende Mai bis zur Behütung der Stoppel, d. h. Mitte und nach Mitte Septembers ½ bis ¾, im Durchschnitt also circa ⅔ Morgen von Boden mittler Güte *), der aber gewöhnlich nahe gelegen und in guter Geile ist. Rechnet man nun 120 Pfund jungen, grünen Klee täglich auf eine solche Kuh, welches dieselbe, meiner Erfahrung nach, bei völliger Sättigung verzehrt und nebenbei verzettelt, so beträgt dieß auf beinahe 4 Monate oder 120 Tage 14,400 Pfund. Da nun 100 Pfund junger, gegipster, also sehr saftiger Klee, gewiß bis auf 20 Pfund eintrocknet, so blieben 2880 Pfund Heu, die auf ⅔ Morgen gewachsen, demnach einen Ertrag von 4320 Pfund oder rund 43 Ctr. gäben, welches mit obiger Angabe so ziemlich übereinstimmt, besonders wenn man das nicht unbedeutende minus in Anschlag bringt, das aus dem nachtheiligen, öftern Mähen zu Grünfutter erfolgt **).

---

*) Ich reiche auf solchem Boden stets mit ½ Morgen aus.

**) Zu Grünfutter mähet man den Klee in der Regel drei Mal, zu Heu aber zwei Mal und bringt dann hernach das Vieh darauf.

Auch aus dem Preise, wozu der grüne Klee auf dem Felde hier zu Lande verkauft wird, kann man auf die Ergiebigkeit desselben schließen. Viele Güter verkaufen solchen Klee an kleine Leute bei 5 bis 15 Quadratruthen und erhalten für die Ruthe à 16′ in theueren Jahren 7 bis 8 Gr. Im Durchschnitt kann man indessen 6 Gr. rechnen, welches einen Reinertrag von 20 Rthlr. p. Morgen beträgt! — Giebt es wohl ein Gewächs, das bei so wenig Arbeit und Culturkosten — deren Ersparung in den jetzigen Zeiten der Landwirth sich möglichst angelegen sein lassen muß — einen solchen Gewinn abwirft? — Noch mehr aber, welche Frucht hat bei einem solchen Ertrage, die Eigenschaft, den Boden zu verbessern und demselben schon durch seine bloße Stoppel als halbe Düngung zu dienen, während alle andere, irgend einen bedeutenden Gewinn abwerfende Gewächse dem Acker mehr oder weniger Dünger entziehen? Um dieß recht anschaulich zu machen, wollen wir einmal einen Vergleich zwischen Klee und Kartoffeln, als der ergiebigsten und weit mehr geschätzten Frucht, ziehen. Ich kann den Ertrag der letzteren nach einer Düngung von 12 Fudern Mist p. Morgen auf meinem ziemlich bindenden, mehr feucht als trockenem Boden zu 100 Berliner Scheffel p. Morgen über die Einsaat im Durchschnitt der Jahre rechnen, will indessen, da der Ertrag eines

den Kartoffeln mehr zusagenden lockern Bodens größer ist, 10 Scheffel mehr annehmen:

110 Schfl. à 100 Pfund 11,000 Pfd. Kartoffeln,
2 Pfd. Kart. = 1 Pfd. Heu 5500 Pfd. Heu.

Nach Thaers Grundsätzen

Vermehrung zu Mist circa 2,3

12,650 Pfd. Mist = 6,3 Fuder.

Die Aussaugung der Kartoffeln wird sehr verschieden angegeben. Nach meiner Erfahrung kann ich sie zu $\frac{3}{8}$ des obigen Düngers annehmen, berechne sie hier aber, um nicht in den Verdacht der Partheilichkeit für den Klee zu fallen, zu $\frac{2}{5}$, also zu 3 Fuder.

Bleibt Rest 3,3 Fuder.

Der Klee auf demselben Boden nach obiger Düngung in der reinen Braache und nach vorhergegangenem Roggen und Gerste liefert in 2 Schnitten einen Ertrag von wenigstens 4500 Pfd. Heu.

Vermehrung zu Mist 2,3

10,350 Pfd. Mist = 5,17 Fuder.

Ein solcher Klee verbessert den Boden meinen Erfahrungen nach gleich einer halben gewöhnlichen Düngung à 9 Fuder p. Morgen, folglich $4\frac{1}{2}$ Fuder, ich nehme jedoch nur an 3,5 Fuder.

Bleibt Rest 8,67 Fuder.

Hieraus wird es klar, wie schnell eine Wirth-

schaft, d. h. eine nicht ganz deteriorirte, denn sonst wird es bei geringerm Ertrage des Klees langsamer gehen, durch Kleebau in Cultur zu bringen ist, was ich und andere starke Kleebauer in der Wirklichkeit erfahren haben. Kein anderes Mittel kann so schnell und mit wenigeren Kosten diese Verbesserung bewirken.

Für diejenigen Landwirthe, die den Kleebau deshalb nicht würdigen, weil er nicht sogleich einen baaren Gewinn, gleich den Kornfrüchten, abwirft und ihn in die Braache bringen, um die Rauhfutterernte nicht zu verlieren, setze ich eine vergleichende Berechnung über den Ertrag des Klees, des Rauhfutters und des Weitzens her.

1. Klee.

a) Ertrag.

1 Morgen Klee giebt 45 Ctr. Kleeheu à 18 mgr. *)	22 thl. 18 mgr.
Die zweijährige Hude der Kleestoppel ist mindestens werth	— „ 27 „
Die schon oben erwähnte, eigentlich gleich einer halben Düngung zu rechnende Verbesserung des Bodens durch den Klee, nehme ich wie bei der Dün-	
Latus	23 thl. 9 mgr.

*) Der Preis des Klee- und Wiesenheues ist hier in der Regel 24 mgr.

	Transport	23 thl. 9 mgr.
berechnung, nun an zu 3½ Fuder à 1½ thl. *)		5 = 9 =
	Summa	28 thl. 18 mgr.

b) Kosten

1 Morgen zu besäen 8 Pfd. p. Mrg. à 5 mgr.	1 thl. 4 mgr.	
1 Morgen zu gipsen 2 Hbt. à 9 mgr.	— = 18 =	
1 Morgen 2 Mal zu mähen	— = 6 =	
1 Morgen 2 Mal in den Schwaden zu wenden, zu duven, in Haufen zu bringen, umzuhaufen, nachzuharken — 3 Personen à 5½ mgr.	— = 16½ =	
2¼ Fuder einzufahren, 4 Fuder p. Tag, à 2 thl.	1 = 4½ =	
2¼ Fuder auf- und abladen und banfen	— = 16 =	
Landpacht	2 = — =	
		5 = 29 =
Bleibt reiner Ertrag		22 thl. 25 mgr.

*) Das Fuder Mist zu 2000 Pfund ist mir bei hohen Kornpreisen 3 thl. im Durchschnitt aber 2 thl. werth.

2. Rauhfutter oder Bohnen.

a) Der Ertrag des in dem Platze des Klees zu erbauenden, ungedüngten Rauhfutters (zur Hälfte oder $\frac{2}{3}$ Bohnen) ist gegipst, zu 1 Fuder oder 10 Hauf à $\frac{2}{3}$ Scheffel *) zu berechnen, der Hauf aber zu 1 thl. 12 mgr. 13 thl. 12 mgr.

(Beim Rauhfutter, wenn es gegipst war, kann keine Kraftabnahme des Bodens in Berechnung kommen.)

b) Kosten.

2 Berl. Scheffel Einsaat p. Morgen, à 1 thl. 9 mgr.	2 thl.	18 mgr.
2 Hbt. Gips à 9 mgr.	— "	18 "
1 Morgen 2 Mal zu pflügen à $1\frac{3}{4}$ Morgen für 2 Pferde, den Gespanntag à 2 thl.	1 "	6 "
$2\frac{1}{2}$ Mal zu eggen, 1 Mal zu walzen, zusammen 8 Morgen p. Gespann	— "	9 "
1 Morgen zu mähen, duven und binden	— "	9 "
Latus	4 thl.	24 mgr.

*) Der Scheffel Rauhfutter steht gewöhnlich mit dem Roggen in einem Preise und zwar seit 2 Jahren auf 1 bis 1 thl. 6 mgr.

Einnahme Transport 13 thl. 12 mgr.
Ausg. Transp. 4 thl. 24 mgr.
10 Haufen zu banſen,
à 2 pf. — ſ 2½ ſ
10 Haufen zu dreſchen,
à 3 mgr. 3 pf. — ſ 35 ſ
10 Haufen oder 1 Fuder einzufahren, 5 Fuder p. Tag à 2 thl. — ſ 14¼ ſ
Landpacht 2 ſ — ſ
8 ſ 4 ſ
Bleibt reiner Ertrag 5 thl. 8 mgr.

3. Weitzen.

a) Der Ertrag des Weitzens nach gedüngtem Rauhfutter oder ungedüngtem Klee iſt anzunehmen zu

9 Berl. Schfl. à 2 thl. 6 mgr. 19 thl. 18 mgr.
16 Ctr. Stroh à — ſ 9 ſ 4 ſ — ſ
23 thl. 18 mgr.

Dieſe Weitzenernte entkräftet den Boden wenigſtens um 2 Fuder Miſt à 1½ thl. 3 ſ — ſ
20 thl. 18 mgr.

b) Koſten.

1 Scheffel Einſaat 2 thl. 6 mgr.
1 Morgen 1 Mal zu pflügen — ſ 21 ſ
Latus 2 thl. 27 mgr.

Einnahme Transport			20 thl. 18 mgr.
Ausg. Transp.			2 thl. 27 mgr.
1 Morgen 3 Mal zu eggen	— ″	9 ″	
1 Morgen zu mähen, abzunehmen und haufen	— ″	9 ″	
10 Haufen zu binden und zu banfen à 4 pf.	— ″	5 ″	
10 Haufen zu dreschen à 3 mgr. 4 pf.	— ″	35 ″	
1 Fuder einzufahren, 6 Fuder p. Tag à 2 thl.	— ″	12 ″	
Landpacht	2 ″	— ″	
		6 ″ 25 ″	
Beim Weitzen bleibt reiner Ertrag			14 thl. 11 mgr.
″ Klee ″ ″ ″		22 ″ 25 ″	
″ Rauhfutter ″ ″		5 ″ 8 ″	

Diese Berechnungen gründen sich auf Wirklichkeit, nämlich auf den in meiner und anderen Wirthschaften gemachten Erfahrungen.

Die Verbesserung des Landes durch gegipsten Klee kann ich nach anderen und meinen eigenen 10jährigen Beobachtungen zu 2 bis 3 Scheffel bei der ersten Nachfrucht dem Weitzen, und zu eben so viel bei der zweiten dem Hafer annehmen, indem der nach ungedüngtem Rauhfutter folgende Weitzen und Hafer um so viel weniger giebt. Selbst

nach gedüngtem Rauhfutter liefern diese beiden Früchte kaum so viel als ungedüngt nach Klee.

Auffallend ist vorzüglich sein Einfluß auf einen sehr thonigten Boden, dem er eine solche Lockerheit und Reinigkeit giebt, als dies kein anderes Gewächs vermag. Auch einem feuchten und kalten Kleiboden scheint der Klee durch Entziehung der überflüssigen Feuchtigkeit, welche er in großer Menge verbraucht, eine weit höhere Thätigkeit und Tragbarkeit zu verleihen und dadurch wesentlich zu verbessern.

Vergleichung zwischen dem Klee und den übrigen Futtergewächsen.

Nach allen meinen Erfahrungen und Beobachtungen über unsere Haupt-Futterkräuter, den Klee, die Esparsette und Luzerne, welche letztere ich indessen weder in meiner Wirthschaft gebauet, noch überhaupt in hiesigen Gegenden, als nur ausnahmsweise im Halberstädtscheu, Mansfeldschen u. s. w. im Großen kennen gelernt habe, stehe ich keinen Augenblick an, dem Klee, sowohl in Hinsicht seines Ertrages als auch seines großen Einflusses auf die Verbesserung des Bodens, bei weitem den Vorzug zu geben. Schon allein die, nur bei dem Klee mögliche, höchst vortheilhafte Wechselung mit den Halmfrüchten, setzt ihn weit über sie. Es giebt zwar Gegenden, wie die bei der Luzerne genannten, wo der Boden, ungeachtet seines Reichthums sich

häufig wegen der lockern und trockenen Beschaffenheit, so wie des trocknen Climas weniger zum Anbau des Klees, als der Luzerne eignet; — allein auch da kann derselbe, freilich nicht mit solchem Erfolge wie hier, noch neben der Luzerne in bedeutendem Umfange gebaut werden und immer wird, wenn man alle Vorzüge des Klees mit in Anschlag bringt — Ausnahmen abgerechnet — der Vortheil auf seine Seite seyn. Sehr häufig rührt das mindere Gerathen des Klees in solchen Gegenden auch von dem unrechten Platze in der Fruchtfolge, manchmal von dem Mangel des Gipses — den man sich indeß, der unbedeutenden Qualität halber, täglich auch aus der Ferne holen könnte — so wie von andern aus dem Wege zu räumenden Ursachen her. So könnte er in manchen Gegenden weit besser unter das Winterkorn, als das Sommerkorn gesäet werden.

Wiederholte Kleeaussaat auf demselben Lande.

Noch muß ich ein Vorurtheil berühren, das fast allgemein ist und manchen Landwirth von einem stärkern Kleebau abhält, ich meine das des öftern Widerkommens auf dieselbe Stelle. Man glaubt, der Klee sey, gleich dem Flachse, ein mit sich selbst unverträgliches Gewächs und dürfe sich nicht öfter als alle 9 bis 12 Jahre auf demselben

Platze folgen. Woher diese sonderbare Meinung bei dem so wenig ausgebreiteten Bau des Klees in unsern Gegenden, wo er doch gewiß nie nach 6 Jahren den nämlichen Fleck einnimmt, herrührt, begreife ich nicht. Kein Kleebauer, der diese Meinung hegt, konnte mir auf meine Nachfrage durch Erfahrungen und Versuche seine Behauptung irgend beweisen: ich muß die Sache daher so lange für eine Fabel halten, bis ich überzeugendere Beweise erhalte.

Die Beobachtungen anderer Wirthschaften und meine eignen Erfahrungen, die ich als stärkster Kleebauer hier im Lande (im Lippeschen) zu machen Gelegenheit hatte und deren erstern sich vom Jahre 1807 herschrieben, erinnern sich auch keines einzigen Falles, der nur irgend als Beweis dieser Behauptung dienen könnte. Im Gegentheil kann ich mehrere Thatsachen anführen, wo eine 5, ja eine 4jährige Wiederholung des Klees nicht die mindesten übelen Folgen hatte. 1820 kam nämlich Klee zum andern Male auf einem Boden, der zu dem besten meiner Pachtung gehört und 1815 — nach vorhergegangenem Braachroggen und Gerste — zur Hälfte ebenfalls Klee, zur Hälfte aber gedüngte Bohnen getragen hatte. Nach beiden Früchten folgte 1) Weitzen — der aber in dem nassen Winter ausfror und in dessen Stelle ich Lein, Sommersaat u. s. w. brachte — nächst diesem 2) Ger-

ste, 3) gedüngte Kartoffeln, 4) Gerste und 5) Klee. Dieser letzte Klee war sehr schön und im Ganzen besser als vor 5 Jahren, wo der Boden noch nicht in dem guten Zustande sich befand. Der obere Theil der Breite, der vor 5 Jahren ebenfalls Klee getragen hatte, lieferte indessen einen höhern Ertrag, als der untere, welcher durch die Bohnen, jedoch nur in geringem Grade, verunreinigt war.

Auf einem andern Felde hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß auf dem Flecke, wo mein Pachtvorgänger 4 Jahre vorher in der Braache Klee und zwar sehr unreinen gehabt hatte, derselbe völlig so gut als auf der übrigen, diesen Fleck umgebenden großen Breite stand. Er war auf dem ganzen Felde in diesem Jahre etwas unrein.

Aus diesen beiden Fällen geht nun hervor, daß eine 4 bis 5jährige Wiederholung des Klees sich nicht schädlich zeigte, daß also eine 6jährige — und mehr hat man in der Regel nicht zu wünschen — bei irgend guter Bestellung und Begeilung des Landes durchaus keinen Nachtheil bringen könne.

Auch führt Schwerz in seiner Belgischen Landwirthschaft an, daß der Klee dort bei manchen Fruchtfolgen in 4jährigem Umlauf erschiene, so wie im Elsaß an einem Orte sogar in 3jährigem. Ist dieß aber dort auf einem dem Klee keinesweges sehr zusagenden Boden möglich, warum sollte es

nicht in unserm Theile Deutschlands sein. Man pflüge, egge und reinige seinen Acker nur gehörig, braache ihn entweder rein oder durch Wurzelgewächse und gebe dem Klee die rechte Stelle in der Fruchtfolge und nicht wie bisher in, oder vielmehr statt der reinen Braache, so wird man bei einem 5 und 6jährigem Umlaufe ein Mißrathen dieser edlen Pflanze nicht mehr zu besorgen haben, als bei einem 24jährigen, ja ich behaupte sogar, weniger, indem man im erstern Falle des Düngers weit mehr besitzen wird, um das Land gehörig in Kraft zu erhalten.

Es scheint mir indessen eine nicht zu flache Ackerkrume bei öfterer Wiederholung des Klees zu dessen Gerathen nothwendig zu sein. Eine allmählige Vertiefung derselben auf 7 bis 8 Zoll ist daher auf solchem flacherdigen Boden, wie man ihn oft auf den Bergen findet, anzurathen und hat — ich spreche aus eigner Erfahrung — bei starkem Kleebau keine Gefahr, da dieß Futtergewächs auch die gute Eigenschaft besitzt, dem vertieften Boden die Rohheit zu benehmen und ihn für die nachfolgenden Gewächse unschädlich zu machen.

Mißrathen des Klees.

Noch hört man oft einen andern Vorwand der nicht Kleebauenden Landwirthe, den, des leichten Mißrathens dieses Futtergewächses, besonders durch

Auswinterung, wovon die Folgen um so nachtheiliger würden, je stärker man den Bau betriebe und bei der Stallfütterung sich auf selbigen stütze. Zur Beruhigung, besonders angehender Landwirthe, muß ich hier bemerken, daß seit den 15 Jahren meiner ökonomischen Laufbahn mir auch kein Beispiel einer gänzlichen Auswinterung vorgekommen ist. Im Winter $18\frac{15}{16}$, wo dieses Ausfrieren durch einen unerhört wechselnden und nassen Winter geschah, betraf es doch nur $\frac{1}{4}$, höchstens $\frac{1}{2}$ sämmtlicher Kleefelder (bei mir c. $\frac{1}{3}$) und besonders die flacherdigen, so wie auch die lockeren, reinen, vorigjährigen Gerstfelder. Allein wie ging es in jenem und dem folgenden Jahre den übrigen Winterfrüchten? Hatten sie nicht ein ähnliches Schicksal, mußten sie nicht hin und wieder auch zur Hälfte umgeackert werden und welcher vernünftige Landwirth wollte deshalb vom Weitzen- und Roggenbau sich abschrecken lassen? Wird man ja doch nicht müde, Rüb- und Rappsaat zu bauen, obgleich diese Früchte alle 6 bis 7 Jahr total fehlschlagen. Allein es findet hier der Unterschied statt, auf den nicht rechnen könnende Landwirthe leider ein nur zu großes Gewicht legen: diese Handelsgewächse bringen einen schnellen baaren Gewinn, während Klee durch erhöhete Einnahme vom Vieh und durch den höhern Ertrag der übrigen Früchte nur unmerklich, aber desto nachhaltiger auf den Geldbeutel des Landwirths wirkt.

Wehe dem, der sich hier, wie überall, durch den Schein täuschen läßt.

Das Auswintern des Klees wird um so seltener, je besser der Boden in Geile kommt, auch kann es durch häufige Herbstbehütung mit dem Rindvieh, wodurch der Boden befestigt wird, durch Verschonung des jungen Klees von Schaafen und endlich bei losem Boden durch frühes Säen unter den Roggen, verhütet werden.

Hätte man aber dessenungeachtet einmal den Verlust eines bedeutenden Kleefeldes zu betrauern, so ist durch Wickenbau zum Grünfutter- und Wurzelgewächsbau zum Winterbedarf Rath zu schaffen, ohne daß ein guter Landwirth deshalb in Verlegenheit gerathen sollte. Alle Gewächse gerathen trefflich in ausgewinterten Kleestoppel, während nach ausgefrorenem Roggen und Weitzen keine Sommerfrucht gut gedeihet.

Saamengewinnung.

Das Anziehen des Saamens bleibt in kalten, feuchten Berggegenden und auf dem, den Klee zu üppig treibenden Boden immer mißlich und nur in trockenen Jahren kann man auf eine reichliche Saamenernte (Ausbeute) und auf deren gute Gewinnung im Herbste Rechnung machen. —

Wie bekannt, benutzt man nur den zweiten Wuchs des Klees dazu, indem der erste von lauter Geil-

Geilheit keinen Saamen ansetzt, auch der zweite Schnitt hindurchwachsen würde. Man muß daher, damit der Saamen noch reif und vollständig werde, den ersten Schnitt zeitig und noch ehe er recht in die Blüthe tritt, abmähen. Bekommt der zweite Wuchs vielen Regen, der ihn niederschlägt, so werden die Blüthen ebenfalls taub und man muß ihn zu Heu mähen. Ob er vollsetzen wird, ist leicht an den oben abgeblüheten Köpfen zu fühlen, die in diesem Falle hart nnd fest sind, im entgegengesetzten Falle, sich aber ganz platt zusammendrücken lassen. Nachdem man ihn völlig reifen und abtrocknen lassen, ihn eingefahren und bei trockener Witterung abgedroschen hat, ist es die leichteste Methode, den Saamen zu erhalten, daß man die durch Harken und mit Hülfe eines groben Bohnensiebes von Stroh und den Blättern getrennten Hülsen auf einer Mahlmühle, vermittelst einer ganz einfachen Vorrichtung, ausmahlen läßt, ihn sichtet und einige Male über die Fege- oder Staubmühle jagt. Man gewinnt zuweilen 2 bis 3 Scheffel p. Morgen.

Das Trocknen des Klees

zu Heu geschieht in hiesigen Gegenden bald auf die eine, bald auf die andere Art. Mir hat von jeher diejenige Methode die vorzüglichste geschienen, nach welcher man nämlich, nachdem er in den Schwaden

(hier Jünen genannt) ein oder ein Paar Tage gelegen hatte und gewandt war, ihn zu duven, d. h. in kleine Bunde aufzurollen und halb trocken in Haufen von mittler Größe zu bringen, dann aber durch Umhaufen und Vergrößerung derselben ihn völlig zu trocknen pflegt. Hier verliert man nicht die Blätter, welche sonst bei unserm langen Klee verloren gehen würden; man erhält ihn dabei ziemlich schnell trocken und schützt ihn bei veränderlichem Wetter am besten vor dem Regen. Es ist aber die möglichst sorgfältige Anfertigung der Haufen, die nach Art der runden Kornmieten im Fuße schmäler, in der Mitte bauchig und oben recht spitz und gerade aufgesetzt werden müssen, dabei nothwendig. — Ist aber das Wetter beständig, so überlasse man ihn sich selbst, wende allenfalls die Schwade einmal, bringe dieselben trocken, jedoch nicht in der grellsten Sonnenhitze, gleich in große Haufen und fahre ihn den folgenden Tag ein. Das Haufen geschieht darum, damit die Blätter beim Aufladen nicht zu dürr werden und verloren gehen, auch daß der Klee sich mehr sacke und größere Fuder geladen werden können.

Die Methode, den Klee auf die sogenannte Klappmeiersche Art, nämlich durch Erhitzung zu trocknen, wie sie vorzüglich in Schlesien zu Hause ist, habe ich nur einmal versucht — wo dieser Versuch bei einfallendem Regen mißglückte — und kann

daher nicht über diese, mir von mehreren Schlesiern angerühmte Methode entscheiden. Mir scheint dieselbe immer etwas gewagt, da bei dem Auseinanderwerfen des heißen Klees doch leicht Regen einfallen kann und der Klee dann verloren ist. Er wird in diesem Falle wie Mist, seine nahrhaften Theile laugen aus und er trocknet sehr schwer wieder.

Eine andere Methode ist mir noch bei, auf gutem Boden, sehr lang gewachsenen Klee gerühmt worden, die ich nicht unerwähnt lassen will. Einigermaßen abgewelkt, duvet man ihn nämlich, richtet circa 5 Duven gegen einander auf, zieht einige Kleestengel oben heraus und umwindet damit die Spitze der Duve. So aufgehäuft soll er dem anhaltendsten Regen widerstehen und nie verderben. Der obere bleicht zwar ab, aber im Innern der kleinen Haufen erhält er sich völlig grün. — Die nämliche Methode beobachtet man hier mit Vortheil bei der Esparsette.

Ich lasse den Klee übrigens nicht immer völlig austrocknen, besonders bei ungünstiger Witterung, wo man ihn durch langes Warten der Gefahr des Verderbens aussetzt, schichte ihn dann aber auf dem Boden mit Stroh zusammen, streue Salz darunter und lasse ihn möglichst festtreten. Er verdirbt nicht, brennt sich in der Banse (Tasse) mürbe und seine harten Stengel werden für die Schaafe

genießbarer. Auch gehen beim Auf- und Abladen keine Blätter verloren.

Benutzung des grünen und trocknen Klees.

Den grünen Klee füttere ich ungeschnitten den Kühen, jedoch stets jung und zart. Er giebt dann doppelt so viel Milch, als wenn die Blüthe eintritt.

Je schneller und üppiger der Klee bei fruchtbarer Witterung emporwächst, desto behutsamer muß man, besonders zu Anfang der Fütterung, damit sein; den Kühen nur kleine Portionen und von Thau und Regen abgetrocknet, reichen. Nachher aber giebt man ihn stets frisch und verhütet so viel wie möglich das, bei der Stallfütterung der Schaafe so vortheilhafte Welkwerden, weßwegen man für Rindvieh Morgens im Thau mähet und anfährt, für Schaafe aber in der Sonnenhitze.

Für die Schweine gewährt der grüne Klee ein eben so vortheilhaftes Futter. Man schneidet denselben möglichst jung und frisch und vermengt ihn mit Kaff.

Den Pferden wird er nur von der Blüthe an gereicht, in welchem Zeitpunkte er überhaupt bei allem Güstvieh, z. B. auch bei Rindern, auf Fleischansatz am vortheilhaftesten wirkt.

Mit den Schaafen füttere ich ihn bis er sich legt und seine unteren Blätter schwarz werden,

was bei starkem Klee und regnigter Witterung oft schon zu Anfang der Blüthe geschieht.

Vom Kleeheu lasse ich das von den Berglän-dereien gewonnene, feinere in den Schaafstall brin-gen, das sehr lange grobe, so wie nicht ganz gut gewonnene aber wird für Pferde und Rindvieh ge-schnitten, für die ich Kleeheu von der Länge, als man es hier gewöhnlich findet, überhaupt rathsa-mer halte, wogegen ich den Schaafen lieber einen Theil des, an anderen Orten für Pferde bestimm-ten, Korns zukommen lasse.

Unterpflügen des Klees.

Da im Spätherbste nach Abhütung und Um-bruch der Getreidestoppel der Klee eine treffliche und in Ermangelung von Weiden und Wiesen noth-wendige Hude den Schaafen gewährt, so habe ich nie das von einigen landwirthschaftlichen Schrift-stellern angerühmte Unterpflügen des dritten Klee-schnittes versucht. (Auch geschieht es, meines Wis-sens, in diesem Theile von Deutschland wohl nur ausnahms- oder versuchsweise.) Ich kann daher nicht über den Erfolg Auskunft geben. Daß in-dessen grüne Düngung bei unserm feuchten, kalten und nördlichen Clima und Boden den Früchten so wohlthätig nicht zu sein scheint, habe ich, bei-läufig erwähnt, bei untergepflügten Wicken gese-hen. Ich hatte diese wie gewöhnlich in die Rüb-

saatsbraache gesäet, zur Fütterung meines Rindviehes und der Schaafe in den Hürden. Zwischen den abgemäheten ließ ich einen Streif von circa 3 Morgen, durch Dünger und Gips aufs geilste emporgetriebenen, sehr hohen und in der Blüthe stehenden Wicken abmähen, mit Mühe in die Pflugfurche legen und das durch die Wicken ausnehmend gelockerte Land, nachdem es einige Zeit so gelegen, ohne nochmaliges Pflügen, gleich dem übrigen Felde mit Rübsaat zu rechter Zeit besäen. Ich versprach mir bei der großen Masse des Krauts eine um so auffallendere Wirkung, da der Boden eine trockene und warme Lage und steinigen Untergrund hatte, allein ich fand mich sehr getäuscht. Keine Spur zeigte sich von einer lebhaftern Vegetation und einem stärkern Ansatze des Rübsens, und hätte ich mir nicht den Fleck im Herbst gemerkt, so würde ich ihn kaum aufgefunden haben. Beim Umackern der Rübsaatsstoppel zeigte sich noch viel halbvermodertes Wickengemenge, es ist daher möglich, daß es auf den darauf gefolgten Roggen noch einige Wirkung äußern wird.

Wirkung des Gipses.

Das Gipsen des Klees — im nordwestlichen Deutschlande wohl nirgends unterlassen — äußert eine erstaunenswürdige Wirkung auf demselben. Man bemerkt dieß auf allen Bodenarten, am auf-

fallendsten indeß auf denen, die Kalk enthalten, am wenigsten dagegen auf Sandboden. Da wo man beim Ueberstreuen einen Streifen zufällig übergeht, was bei der dürren Aussaat leicht von ungeübten Säern geschieht, ist der Abschlag, besonders auf den trockenen, steinigen Bodenarten, ungeheuer und man glaubt auf diesen Stellen kaum dieselbe Pflanze vor sich zu sehen. Der durch das Gipsen schwarzgrün sich färbende Klee, mit großen üppigen Blättern und dicken, saftigen, ausgewachsen, auf dem besten Boden, $3\frac{1}{2}$ Fuß haltenden Stengeln, bleibt hier gelb, klein und winzig und würde in trockenen Sommern, wo der Gips durch Anziehung der atmosphärischen Feuchtigkeit am stärksten wirkt, kaum den halben Ertrag liefern.

Die Quantität des Gipses — den man aus mehreren Gipsbrüchen und Stampfmühlen, am besten aber zu Hehlen an der Weser c. 3 Meilen oberhalb Hameln, zu weiten Transporten gebrannt, in der Regel aber ungebrannt zu dem Preise von $5\frac{1}{4}$ mgr. den Braunschweiger Himpten kauft — beträgt p. Morgen c. 2 Himpten. — Man säet ihn gewöhnlich im Frühjahre, wenn die Vegetation bei warmer Witterung die Blätter des Klees so weit hervorgetrieben hat, daß sie den Boden zu bedecken anfangen, des Morgens im Thau oder nach einem sanften Regen bei ruhiger Luft. Einige überstreuen den Klee aber auch schon im Herbst

und wollen dann die nämliche Wirkung bemerkt haben. Vielleicht daß er dann schon den Klee kräftiger macht und denselben vor dem Aufziehen durch den Frost schützen hilft.

Man bedient sich statt des Gipses in hiesigen Gegenden auch wohl der Salinenabfälle, die bekanntlich größtentheils aus Gips und Kalk bestehen, jedoch immer seltener, da sie nie so kräftig wirken und überdieß mit erdigen Theilen verfälscht werden.

Daß der Gips als Reizmittel auf den Klee wirkt, zugleich denselben aber auch in Stand setzt, vermittelst seiner großen üppigen Blätter, aus der Luft nicht allein Feuchtigkeit, sondern auch gewiß andere nährende Stoffe anzuziehen (so wie dieß auch wahrscheinlich mit der starken und langen Wurzel aus dem Untergrunde geschieht), ist wohl unbezweifelt; — wie dieß geschieht, wie eine so unbedeutende Masse eine solche enorme Wirkung hervorzubringen vermag, wird wohl dem Forschungsgeiste der Physiker verborgen bleiben. Daß der Gips nicht allein durch die Blätter des Klees eingesogen wird, wie man gewöhnlich glaubt — weshalb das Säen beim Thau, wo er sich mehr an die Blätter hängt — beweiset der Umstand, daß er durch einen starken Regen unmittelbar nach dem Säen rein abgespült werden und dennoch eben so gut wirken kann. Auch zeigt derselbe z. B. bei den Hülsenfrüchten dieselbe Wirkung, wenn man den Saa-

men derselben, wie beim Kälken des Weitzens, damit umgiebt (inkrustirt). Ich stimme übrigens Herrn O. A. Gerike bei, welcher die Hauptwirkung des Gipses in der Anziehung der atmosphärischen Feuchtigkeit gefunden haben will, denn man wird diese bewunderungswürdige Wirkung desselben am größten in Gegenden finden, wo der Niederschlag dieser Feuchtigkeit am stärksten ist, nämlich in waldigen Gebirgsgegenden, auch scheint die Wirkung auf trockenem Boden und wie schon bemerkt, in dürren Sommern, am größten zu seyn. Einem Klee in kräftigem geilen Acker scheint der Gips mehr zu helfen, als z. B. dem magern Braach-Klee.

Von zweimaligem Gipsen habe ich nie mehr Wirkung als von einmaligem gesehen, so wie überhaupt ein spätes Gipsen, z. B. noch Anfangs Mai, dieselbe sehr verringert.

Sein Einfluß dauert übrigens auch auf die folgenden beiden Früchte fort — hier gewöhnlich Weitzen und Hafer — und offenbart sich an den dunkeln Blättern, und den üppigen und langen Halmen dieser Getreidearten. Die nicht gegipsten Streifen stehen sichtbar zurück.

Zweijähriger Klee.

Den Klee 2 Jahre zum Mähen zu benutzen, würde auf irgend gutem Boden, nicht allein un-

vortheilhaft, sondern auch sehr nachtheilig seyn, indem er im zweiten Jahre — falls er sich im Winter gar hält — stets dürr und unrein wird und dann den Acker mehr verschlechtert als verbessert. Auch ist es ja gerade der schnelle Wechsel mit andern Früchten, der ihn dem Landwirth so schätzenswerth macht. Da nun überdies die Aussaat wenig, die Cultur aber gar nichts kostet, so ist gar kein vernünftiger Grund zu einer 2jährigen Benutzung, als allenfalls durch Schaafhude, vorhanden und es würde in hiesigen Gegenden keinem Landwirth einfallen.

Anderweitige Vortheile des Kleebaues.

Noch ein Vortheil, der sehr bedeutend ist, darf in allen Gegenden, wo Weitzen dem Klee folgt — welche Saat wohl in den mehrsten Fällen vortheilhafter als die des Roggens seyn wird — nicht unberücksichtigt bleiben. Gewöhnlich muß der Roggen auf solchem Boden — vorzüglich in Berggegenden — zeitig und in der Regel schon Mitte Septembers gesäet werden, wenn man sein Gerathen irgend sichern will. Dies ist aber unmöglich, wenn man sein Winterfeld — an den mehrsten Gegenden doch $\frac{1}{3}$ der ganzen Oberfläche betragend — ganz oder doch zum größten Theil mit Roggen bestellen will, der gewöhnlich zur Hälfte nach Braache, zur Hälfte aber nach Rauhfutter, Wicken oder Bohnen

— welche letztere besonders oft das Feld bis Oktober einnehmen — gesäet wird. Bringt man aber nun nach der Braache Roggen, baut man statt Rauhfutter Klee und nach diesem Weitzen, so kann man erstern so früh bestellen, daß man nie ein Mißrathen zu besorgen braucht.

Alles Stoppelland kann hierauf zur rechten Zeit und noch bei trockenem Wetter umgemacht werden, was für die folgende Sommerfrucht von großem Nutzen ist und endlich den Umbruch und Bestellung des Kleelandes den Beschluß machen. Ein spätes Säen des Weitzens schadet dnrchaus nicht, sondern verdient meinen Erfahrungen nach den Vorzug, weswegen ich nie vor Ende Oktobers und oft bis Ende Novembers säe. Mehrere Male habe ich sogar im December und Januar bei offenem Wetter gesäet und obgleich der Weitzen erst im Frühjahr aufging, dennoch keinen Rückschlag gegen den früher gesäeten gehabt. Die Kleestoppel, frisch umgebrochen, wird nie zu naß zum Eggen.

In bergigten Gegenden, wo die abhängigen Aecker dem Abfließen so sehr ausgesetzt sind, führt ein starkee Kleebau noch den Vortheil mit sich, daß die durch die starken Kleewurzeln befestigte Ackerkrume länger als 1 Jahr davor geschützt ist. Wer oft Zeuge der großen Zerstörungen war, die wolkenbruchähnliche Gewitter im Sommer in diesen

Gegenden anrichten, wobei bisweilen die halbe Ackerkrume verloren geht, wird gewiß diesen Vortheil für nicht unwichtig halten.

Fürstl. Lipp. Domaine Barntrupp bei Pyrmont, den 12ten März 1822.

E. v. Kapff.

XV.

Woll-Convent in Leipzig.

Der über Erwarten große Beifall, welchen der Vorschlag zu diesem Convent erhalten, läßt einen so zahlreichen Besuch desselben vermuthen, daß es um so nöthiger wird, über die dabei zu beobachtende Ordnung Bestimmungen zu treffen. Unterzeichneter behält sich vor, darüber in einem im Februar 1823 an alle angemeldete Theilnehmer ergehenden gedruckten Promemoria, Vorschläge zu thun, Tag, Stunde und Lokal der ersten Versammlung anzuzeigen, auch das Nöthige wegen Bestellung des Logis u. s. w. zu erinnern. Dieses besondere Promemoria ist um so nöthiger, da vielleicht so früh das nächste Heft der Annalen einigen Theilnehmer nicht zu Händen kommen könnte.

In Ansehung der Anmeldungen bleibt es bei dem, was in diesen Annalen Bd. X. pag. 301 bis

303 darüber gesagt ist. Der letzte Januar 1823 muß als Präklusiv-Termin festgestellt werden, und später hier eingehende Meldungen werden nicht angenommen. Da die zuerst vorgeschlagene Conventional-Strafe des Ausbleibens, jetzt als unnöthig, wegfällt, so kann man um so weniger Bedenken tragen, sich frühzeitig zu melden. Wer durch unabänderliche Hindernisse abgehalten wird zu kommen und durch irgend eine schriftliche Mittheilung Interesse an der Sache gezeigt hat, wird die Resultate der Berathungen, durch Zusendung der gedruckten Abschriften derselben, doch erfahren.

Von Bekannten könnte die Zahlung des zu ½ Frd'or bestimmten Beitrittgeldes wohl bis zur Versammlung verschoben werden. Es verpflichtet sich aber jeder bei der Anmeldung dazu. Sollte nach Deckung der gemeinschaftlichen Kosten ein Ueberschuß bleiben, so ist dessen Bestimmung der anwesenden Majorität vorbehalten und die Abwesenden werden als dieser beitretend betrachtet.

Die Uebersendung des Promemoria dient als Antwort auf die Anmeldung. Im Fall des mitübersandten Beitrittgeldes wird darunter quittirt.

Obwohl in jenem Promemoria die zu verhandelnden Gegenstände, nach Eingang der zu erwartenden Vorschläge, erst vollständig mitgetheilt werden können, so erlaube ich mir doch diejenigen Punkte, welche meiner Ansicht nach zur Verhand-

lung in diesem Convente geeignet sind, in Fragen eingekleidet, vorläufig mitzutheilen, damit jeder ersehe, worauf schon Rücksicht genommen ist. Es hängt nun von Jedem ab, einige dieser Fragen mehr zu zergliedern, neue hinzuzufügen, oder etwas auf jene Bezug habende mitzutheilen. Insbesondere aber bittet man auf diejenigen Punkte, welche nur durch sinnliche Darstellung in gewaschenen und ungewaschenen Vließen oder hinlänglich starken Proben anschaulich gemacht werden können, Rücksicht zu nehmen und solche Exemplare, die zur Erläuterung dienen können, schon vorläufig auszuwählen und zu bemerken, um sie demnächst dem Convente vorzulegen. Ueber die Behandlung solcher Vließe und Proben wird in dem Promemoria einiges angegeben werden.

Fragen.

1) Ist der neuerlich bei der Merino-Wolle gemachte Unterschied, den man mit den Ausdrücken Negretti- und Escurial- oder Electoral-Wolle bezeichnet hat, sowohl in der Natur als in merkantilischer Hinsicht begründet?

2) Hat der größere Theil der aus Spanien kommenden, so wie der im Oesterreichischen und südlichen Deutschlande erzeugten Wolle, den Charakter der ersteren, und der in Sachsen und von

daher abstammenden Heerden gewonnenen, den der letzteren?

3) Hängt der Unrerschied hauptsächlich von der Feinheit (Dünnheit) des Haares ab, oder hat man Negretti-Wolle, die eben so fein als Electoral-Wolle ist, aber doch solche Eigenschaften hat, die sie davon unterscheiden und nicht gestatten, daß sie in dasselbe Sortiment gebracht werde?

4) Oder hängt er ab, von dem klebrigen pechartigen Fette, welches auch die Original spanische Wolle, der warmen Vließ-Wäsche ungeachtet, beibehält? Oder von einer mehreren Sprödigkeit (Hornartigkeit der Substanz) des Wollhaares, so daß der Unterschied auch nach der Fabrik-Wäsche bleibt?

5) Aufmerksame Schaafzüchter haben längst bemerkt, daß aus der nur zu oft versuchten Kreuzung dieser Abarten, theils Thiere mit gleichsam scheckigem Vließe hervorgehen, theils solche, die in ihren Stapeln Haare von verschiedener Form und Stärke haben und daher von verworrenem und irregulairem Wuchse sind. Wenn aber dieser Erfolg in den ersten Generationen anerkannt ist, so frägt es sich, ob in den folgenden eine gleichartigere, durchdrungenere Mischung bewirkt sey, welche die guten Qualitäten der Negrettis, ihre Stärke, Glanz und Vollwolligkeit mit der Sanftheit der Escurials verbindet?

Hier-

Hierüber wünscht man besonders, aufrichtige Bemerkungen erfahrener Schaafzüchter.

6) Ist der erst neuerlich und zwar bei den Electoralschaafen zur Sprache gebrachte Unterschied zwischen den kurz- und gedrängt-gestapelten und den lang- und gedehnt-gestapelten in Hinsicht auf die Manufakturen und den Handel bedeutend?

Der größere Theil der sächsischen und davon abstammenden Merinos steht zwar in der Mitte und man kann nicht entschieden angeben, ob das Vließ mehr zu dieser oder jener Gattung gehöre. Aber man findet nicht nur einzelne Thiere, die sich gleich beim ersten Anblick durch ein geschlossenes, stumpfgestapeltes, bei der Bewegung nur in Schuppen (gleichsam wie Rhinoceros-Haut) sich trennendes Vließ, von anderen mit offenem, spitzgestapeltem, fladdernden Vließe unterscheiden; sondern auch ganze Heerden, worin dieser oder jener Charakter vorherrschend ist, deren Wolle sich dann auch nach der Wäsche, jene durch ihre zusammengedrängtere Kürze, diese durch gedehntere Gestalt unterscheidet. Viele Thiere haben auf der einen Stelle des Körpers diese, auf der andern jene Art von Wolle.

7) Ist für den Bedarf der höhern Fabriken

die Mittelgattung oder aber die sich entschieden hie- oder dorthin neigende — gleiche Feinheit und Sanftheit vorausgesetzt — wünschenswerther?

8) Für welche Fabrikate wird erstere, für welche letztere mehr gesucht?

9) Ist die hochfeine gedehnte Wolle zu Kämmgarn geeignet, und welche Länge muß sie dazu haben?

10) Ist es wahrscheinlich, daß, wenn man diese gedehnte, flach gekräuselte, schlichtere, sehr geschmeidige Wolle in eminenter Feinheit und Sanftheit und dabei in bedeutender Länge lieferte, solche von Fabriken, die hochfeine Kämmwaare, Shawls und dgl. auch Strumpfzeuge machen, in gleichem Verhältnisse wie die, von den Tuchfabriken mehr gesuchte, gedrängte Wolle bezahlt werden würde; daß man also jene zum Theil mehr zu cultiviren und in ihrer Art zu vervollkommnen veranlaßt wäre?

In Frankreich scheint diese Art Wolle am meisten gesucht zu seyn. Strick- und Stick-Garn von hoher Sanftheit und Glanz würde sehr beliebt seyn, vielleicht die Seide mehr verdrängen.

11) Giebt es eine mehr ansprechende in der Natur und in den Gewerbs-Verhältnissen mehr begründete Abtheilung der Merino-Abarten, als jene?

12) Welche Benennung würde den, nach dem Charakter ihrer Wolle und sonstigen Eigenschaften zu unterscheidenden Merino-Arten zu geben seyn, um darin möglichste Uebereinstimmung unter allen Producenten, Fabrikanten und Händlern zu bewirken und Mißverständnisse zu vermeiden? —

13) Steht die Dichtheit der Windungen und Bogen, welche das einzelne Wollhaar macht und die sich auch im Stapel durch die Dichtheit der Wellen (Maschen, Einkerbungen) erkennen lassen, — so daß man deren 12 bis 36 in der Länge eines Zolls zählt — immer im Verhältniß mit der Feinheit, oder giebt es Ausnahmen davon?

14) Ist eine regulaire Bildung dieser Wellen im Stapel — welche wohl von einer gleichartigen Kräuselung der einzelnen Haare herrührt — ein wesentliches Erforderniß preiswürdiger Wolle?

15) Ist es ein Fehler, wenn diese Wellen (Einkerbungen) im Stapel zu scharf erscheinen?

Diese Frage ist besonders durch eine Stelle „Luccock über Wolle Bd. I. pag. 180. §. 68." veranlaßt. Vergl. Mögl. Annalen Bd. X. pag. 296.

16) Da das Zwirnen (wo sich die Wollhaare in Stränge, die schwer zu trennen sind, zusammenlegen, welche sich an der Spitze schraubenförmig winden, weshalb man sie Pfropfenzieher und den Fehler auch das Perlen oder Knötrigseyn

nach der Oberfläche des Pelzes nennt) ein entschiedener Fehler ist, so frägt es sich nur: in welchem Maaße er es sey oder in welchem Verhältnisse er den Werth der gewöhnlich sonst feinen Wolle herunterseße?

17) Ferner: macht dieser Fehler die Wolle zu gewissen Fabrikaten ganz untauglich oder wird nur die Bearbeitung durch ihn sehr erschwert?

18) Wie verhält es sich mit dem entgegengesetzten Fehler, dem Filzigseyn der Wolle, wo die Haare sich nicht parallel an einander reihen und verbinden, sondern durcheinander laufen? Ist dieser Fehler blos eine Folge der in Feinheit und Gestalt ungleichen Haare, oder hat er noch andere Ursachen? In welchen Verhältnissen und zu welchem Gebrauch verschlechtert er die Wolle?

19) Ist das Bodigseyn, wo die Wolle auf dem Grunde stark verfilzt, die Spitzen der Stapel aber regulair gebaut sind, ein gewissen Thieren eigner und fortdaurender Fehler, oder rührt es von einer Kränklichkeit, welche das Thier während des Wollwuchses erlitten, her?

20) Ist Flachhaarigkeit ein Fehler ganzer Bließe, oder findet er sich nur an einzelnen Stellen?

21) Ist Mattheit der Wolle ein Fehler den einzelne Thiere oder ganze Heerden constant an sich haben, oder Folge von Krankheit? Tritt er vielleicht nur bei Sterbefällen ein?

22) Was ist glanzhaarige Wolle und worin besteht eigentlich ihr Tadelhaftes?

23) Ist zopfige Wolle dasselbe was gezwirnte Wolle und wird der Ausdruck vielleicht nur gebraucht, wenn sie gröber ist?

24) Ist das Vließ eines gestorbenen Thiers, auf jeden Fall, auch wenn der Tod plötzlich und ohne vorhergegangene Krankheit erfolgte und gleich darauf abgeschoren wurde, tadelhaft? Läßt es sich erkennen und welche Mängel hat es eigentlich?

In Frankreich hat man bemerkt, daß es, selbst von Schlachtvieh genommen, keine glänzende Farbe annehme und daß die Untermischung solcher Wolle schlechte Fabrikate gebe. Es sollen sich daher Fabrikanten erboten haben, die Sterbe-Wolle eben so hoch wie die übrige zu bezahlen, wenn man sie nur nicht untermenge.

25) Macht ein — durch schnell auf einander folgende sehr schwache und starke Nahrung der Schaafe entstandener — Absatz der Wolle, dieselbe zu manchen Fabrikaten untauglich? Oder ist es nur dann erst ein Fehler, wenn das einzelne Haar unten scharf abgeschnitten merklich dünner ist als oberwärts, wo es gesund und kräftig erscheint?

Man findet ganze Vließe, deren Wollhaare im untern Theil ganz dünn, schwach und ohne

Fett, im oberen aber gesund und mit Schweiß verbunden, erscheinen.

26) In welchem Verhältniß steht wohl der Werth von feiner Wolle mit groben und harten Spitzen — welche manchen Schaafstämmen eigen sind und bei der Fabrikation abgeschnitten werden müssen — gegen den gleichfeiner Wolle ohne diesen Fehler? Und ist es vortheilhafter eine minder feine, von diesen Spitzen freie Wolle zu erzielen?

27) Giebt es noch andere bei feiner Wolle vorkommende Fehler, abgesehen von denen die durch schlechte Haltung, Schur und Wäsche verursacht werden?

28) Welches sind dagegen die Eigenschaften, die man außer der Feinheit und Geschmeidigkeit besonders begehrt?

Hier werden die Herren Wollhändler besonders zu ersuchen seyn, daß sie uns Muster von solchen belobten Eigenschaften vorlegten und erklärten.

29) Sind die Ausdrücke: Kraft, Nerv, Kern gleichbedeutend und versteht man darunter nur die Haltbarkeit im Gegensatz der Brüchigkeit, oder haben sie noch einen andern Sinn?

30) Ist Weichheit von Sanftheit und Geschmeidigkeit zu unterscheiden, und wird es mehr in dem Sinne von schwacher, mürber, unelastischer Wolle genommen?

31) Bedeutet Krimpkraft dasselbe was Walkfähigkeit? Man sagt diese fehle einiger Wolle und andere besitze sie vorzüglich. Hat man ein äußeres Merkmal davon?

32) Was versteht man im Wollgeschäfte unter der Elasticität der Wolle? Ist es etwas anders als die Neigung des Haars seine natürliche Kräuselung beizubehalten und sie wieder anzunehmen?

33) Was heißt Echtheit des Haars? Versteht man Gleichartigkeit der Haare im Stapel oder Abwesenheit gröberer und stärkerer Spitzen darunter?

34) Giebt es besondere Eigenschaften bei den Schaafen die mehr vom Vater, und andere die mehr von der Mutter vererben und welche sind es?

35) Giebt es Schäfereien die notorisch nie echte Merino-Mütter angeschafft, sondern blos durch Böcke es dahin getrieben haben, daß sie den besten echten Merino-Schäfereien gleich gekommen und, ohne in den späteren Generationen fremde Böcke zu gebrauchen, völlig constant geblieben sind? Eine Erfahrung hierüber vergl. Mögl. Annalen Bd. X. pag. 290.

36) Behält die Wolle der Mestizen bei fortgesetztem Gebrauch guter Zuchtthiere doch immer etwas Eigenthümliches? Erhält sie die Sanftheit und Geschmeidigkeit der echten Merinos-Wolle nicht?

37) Giebt es so ausgeglichene Vließe, daß, mit

Ausnahme der Kopf- und Bein-Wolle, das Ganze bei einer genauern Sortirung in ein hohes Sortiment kommen kann, oder muß immer einiges davon abgerissen werden?

38) Hat eine Schur dadurch, daß die Vließe gleichartig sind, einen höhern Werth, als sie haben würde, wenn sie dieselbe Wolle in gleichem Gewicht, aber in ungleichartigen Vließen, die also beim Sortiren mehr zerrissen werden müssen, enthielte?

Es giebt nämlich Thiere und Stämme, die zum Theil sehr feine Wolle, zum Theil aber gröbere haben, durch das stärkere Gewicht der ganzen Schur aber den geringeren Werth der letzteren ersetzen oder noch überwiegen.

39) Wenn man es dahin brächte, solche superfeine Wolle, wie sich jetzt nur selten und an einzelnen Stellen in einigen Vließen findet und als etwas außerordentliches von Sortirern betrachtet wird, in größeren Massen zu erzeugen; ist es dann wahrscheinlich, daß sie einen bedeutend höhern Preis, als den der jetzigen feinsten Schuren erhalten würde; einen Preis, der wenigstens die vermuthliche Abnahme des Gewichts ersetzte? Oder aber giebt es eine schon erreichte Gränze der Feinheit, über welche hinaus keine Vermehrung des Werths statt finden mögte?

40) Verhalten sich die in einem Jahre gezoge-

nen Lämmer, hinsichtlich ihres Vließes, anders, wie die im andern, vorausgesetzt daß keine Abänderung bei den Stammthieren gemacht worden sey?

41) Ist die Abwesenheit der Haare bei neugebornen Lämmern, in einigen Schäfereien ohne Ausnahme, oder fallen doch immer zuweilen behaarte?

42) Hat man häufige Beispiele, daß behaart geborne Thiere den eminenten Electoral-Charakter, möglichst ausgeglichen über den ganzen Körper, dennoch bekommen haben?

Einige Beispiele giebt es gewiß.

43) Hat man über die verschiedene Beschaffenheit dieser Lamm-Haare, ihr Verhalten, ihre Erblichkeit, ihre Verbindung mit einer gewissen körperlichen Constitution, Beoabchtungen gemacht?

Bekanntlich tödten die Spanischen Schäfer die haarlos gebornen Lämmer, weil sie solche für Schwächlinge halten, welche die Wanderungen nicht würden ertragen können.

Hierher gehören auch die in den Annalen Bd. X. pag. 292 u. f. aufgeworfenen Fragen darüber.

44) In welchem Alter der Schaafe hören die Veränderungen auf, denen das Vließ und überhaupt der ganze Wollcharakter in den ersten Jahren unterworfen ist? Oder wann erhält der letztere eine gleichbleibende Bestimmtheit?

Im zweiten Jahr verändert sich die Wolle meist

noch bedeutend, man will es aber auch noch später bemerkt haben.

45) Hat sich das Vließ nach dieser Veränderung öfterer verbessert als verschlechtert?

46) Hat die weiße, oder gelbliche, ins bräunliche fallende Farbe des Fettschweißes vor der Wäsche, einen Einfluß auf die Qualität der Wolle, wenn letztere (die gelbe Farbe) durch die Wäsche völlig vertilgt und eben so weiß wie erstere wird?

47) Ist dieser weiße oder gelbe Fettschweiß beim lebenden Thiere von iegend einer Bedeutung? Ist er bei demselben Thiere und bei demselben Stamme constant oder wechselnd?

Der Fragesteller hat letzteres bemerkt. Dennoch legen einige Schaafzüchter ein großes Gewicht darauf.

48) Kann man vor der Wäsche die Qualitäten der Wolle, welche sie nach derselben haben wird, schon erkennen und daher ein richtiges Urtheil fällen?

49) Sollte die vom Schweiß herrührende Sanftheit und Geschmeidigkeit so wie der Glanz der Wolle das Auge nicht oft betrügen und ein zu gutes Urtheil bewirken?

50) Hat das Clima, insbesondere das der höheren Berggegenden und das der Stromniederungen einen entschiedenen Einfluß auf die Qualität der Wolle und würde es eine vergebliche Bemü-

hung seyn, eben so preiswürdige Wolle, wie in ebenen und hügeligten Gegenden erzeugen zu wollen?

Unter der Voraussetzung immer, daß sich die Schaafe gesund erhalten.

51) Haben die verschiedenen Länder — namentlich Oesterreich, Ungarn, Mähren, Schlesien, Sachsen, die Marken, Pommern, Ostpreußen — seit Einführung der Merino-Zucht noch etwas Ausgezeichnetes in ihrer producirten feinen Wolle?

52) Rührt die besondere Qualität ihrer Wolle, wovon im Wollhandel noch immer gesprochen wird, von ihrer vormaligen Landrace, deren Blut auch in den hochverfeinerten Schäfereien noch eingemischt seyn mag, her; oder davon, daß ein besonderer Stamm von Merinos in diese Länder eingeführt und vorzugsweise cultivirt ist? Oder aber ist in der Eigenthümlichkeit dieser Länder etwas, welches auf die Bildung der Wolle einen besondern Einfluß hat?

In beiden ersteren Fällen würde bei den beständigen Wechselungen, welche die meisten ausgezeichneten Schaafzüchter jetzt vornehmen, die Unterscheidung der feinen Wollarten nach den Ländern bald wegfallen müssen, wenn nicht verwirrende Mißverständnisse daraus hervorgehen sollen.

53) Hat die Weide, nach Verschiedenheit des mehr sandigen, lehmigen oder kalkigen Bodens, einen Einfluß auf die Qualität der Wolle?

Abgesehen von der Farbe und Verunreinigung, welche die Wolle durch den Staub gewisser Gegenden, unvertilgbar durch die gewöhnliche Wäsche, erhält.

54) Welchen Einfluß hat die Art und Stärke der Fütterung auf die Qualität der Wolle? Und giebt es eine Art der Fütterung, die erfahrungsmäßig den Schaafen sonst gut bekommt, welche irgend einen, dem Werthe der Wolle nachtheiligen, Fehler verursachte?

Diese Frage ist besonders streitig aber von großer Wichtigkeit. Man wünscht darüber möglichst viele Bemerkungen, aber in jedem Falle mit besonderer Berücksichtigung aller Nebenumstände, die darauf hätten Einfluß haben könneu.

55) Hat die magere, knappe, jedoch durch ihre Ausdehnung zureichende Weide, oder die fette, reiche, jedoch gesunde Weide, Einfluß auf die Qualitär der Wolle und welchen?

Ueber diese und ähnliche Fragen wünscht man nur Bemerkungen von Solchen zu erhalten, welche Gelegenheit hatten, den Erfolg der Versetzung eines gleichartigen Theils einer Heerde, von einem zum andern Orte zu beobachten; mit der Berücksichtigung ob auch irgend ein anderer Umstand, besonders eine Verschiedenheit in der Auswahl der Zucht-

thiere, Einfluß gehabt haben könne. Daß man die Märze aus einer Heerde genommen und diese sich dann anders als die Stammheerde gestaltet, würde nichts beweisen.

56) Hat man Beobachtungen, daß die Wolle durch besonders magere Haltung der Schaafe, oder durch irgend eine absichtliche oder zufällige Schwächung feiner und zarter geworden sey, oder aber wirklich gröber und spröder durch sehr starke Nahrung?

57) Machen gewisse Kränklichkeiten die Wolle feiner und geschmeidiger?

Man hat nicht selten beobachtet, daß wenn einige Thiere in einer Schäferei sich durch besondere Feinheit und Sanftheit auszeichneten, solche schwächlich und kränklich waren.

58) Wenn letzteres der Fall war, unterscheidet sich dann die feine Wolle solcher kränklicher Thiere, von der feinen Wolle kräftiger und gesunder Thiere? Wird sie zu weich und schlaff, so daß sie größerer Feinheit ungeachtet, im Werthe verliert?

59) Hat man zuverlässige Beobachtungen über die Wirkung ungewöhnlicher Witterung und Temperatur auf die Spitzen der Wolle?

Im Jahre 1819 will man z. B. bemerkt haben, daß sie spröder geworden wären, welches sich aber gegen die Schur wieder verloren habe.

60) Verändert die Sommerstallfütterung die Wolle auf irgend eine bedeutende Weise?

61) Hat das nächtliche Hürden einen bleibenden Einfluß auf die Qualität der Wolle?

62) Hat die verschiedene Jahreswitterung einen bleibenden Einfluß, und welchen? —

63) Hat das Licht, welches eine so bedeutende Wirkung auf die Haut äußert, Einfluß auf die Feinheit und Geschmeidigkeit der Wolle?

Auf diese Frage leitet mich die Bemerkung eines schätzbaren Correspondenten: daß man in Sachsen in den alten finstern Ställen feinere Schaafe als in den neuen hellen antreffe.

64) Kann man bei Beurtheilung der Wolle auf dem Schaaf, kurz nach der Schur (etwa in den ersten 3 Monaten) schon mit Bestimmtheit auch die Feinheit berücksichtigen oder muß man sich nur auf Stapelung und Ausgeglichenheit beschränken?

Das einzelne Haar scheint bei dieser Kürze nicht so zart und fein als später zu seyn.

65) Läßt sich die Feinheit der Wolle im eigentlichen Verstande d. h. Kleinheit des Durchmessers der Wollhaare, nach irgend einem Maaßstabe, durch irgend ein Instrument, so sicher bestimmen, daß kein Zweifel darüber statt findet?

66) Ist unter den zu diesem Zwecke wirklich dargestellten, oder nur in der Idee erfundenen In-

strumenten eins, welches untrüglicher wie der Dollondsche Wollmesser (Eirometer) wäre?

67) Hat sich jemand von der Untrüglichkeit des letzteren Instruments dadurch überzeugt, daß ihm verschiedene Messungen eines und desselben Haars nie ein verschiedenes Maaß ergeben haben?

68) Wenn dies bei vieler Uebung, hinsichtlich der gleichmäßigen Reinigung und Spannung des Haars, der Wahrnehmung des gehörigen Lichtes, Vermeidung einer falschen Strahlenbrechung und großer Subtilität bei Bewegung der Schraube zu erreichen ist, so frägt es sich: ob bei der Ungleichheit der Haare auch im regulairsten Stapel, welche dieses Instrument selbst angiebt, solches jemals praktisch brauchbar sey?

69) Wenn dies aber auch nicht wäre, hat es dann nicht dadurch, daß es unsern Begriff von Feinheit der Wolle fixirt, ihn in Zahlen aussprechen lehrt, unser unbewaffnetes Auge in der Erkennung der höchsten Grade der Feinheit übt und orientirt, seinen großen Nutzen?

70) Was hat man zu beobachten, um sich für Täuschungen beim Gebrauch dieses Instruments zu hüten?

71) Muß man besorgen, sein natürliches Augenmaaß durch den häufigen Gebrauch dieses Instruments zu schwächen, oder schärft man es vielmehr dadurch?

72) Haben andere Instrumente, die man zur Messung der Stärke oder Haltbarkeit und Dehnbarkeit der Wolle erfunden hat, einen Nutzen? —

73) Welche Vortheile hat eine vorsichtige Zusammenhaltung und ordentliche Verpackung der Vließe?

74) Welche Art der Verpackung, in größeren oder in kleineren Bunden, ist die beliebteste?

75) In dem Fall, daß eine, obwohl ächte Schäferei, noch einen auffallenden Unterschied in Ansehung der Feinheit oder der Form der Wolle hätte, ist es dann rathsam sie behufs unseres gewöhnlichen Handels zu trennen, die feinere und gröbere in den Bunden zu sondern, oder aber sie durcheinander zu verpacken?

76) Was wird zu einer untadelhaften Pelz-Wäsche, wie sie bei uns gebräuchlich ist, erfordert?

Man wünscht dies durch Proben, die nach den gewöhnlichen Forderungen im Wollhandel untadelhaft sind, und durch solche, an denen noch etwas auszusetzen ist, erläutert. Den Stapelspitzen ist die Weiße des übrigen Theils zu geben und ihnen den bräunlichen Schein zu nehmen ohne künstliche Mittel nicht möglich. Die Anwendung dieser kann aber zu leicht nachtheilige Einwirkungen auf die Wolle haben.

Es kann von anderen Fragen über Schaafzucht die keinen direkten — obwohl bedeutenden indirekten — Bezug auf die Wolle haben im Woll-Convent wenigstens nicht eher die Rede seyn, als bis das die Wolle unmittelbar Betreffende verhandelt ist. Denn nur für dieses ist das persönliche Beisammenseyn und die anschauliche Darstellung so wichtig, und die Zeit dazu möchte immer zu kurz fallen. Jenes kann leichter schriftlich mitgetheilt werden.

Thaer.

XVI.

Bemerkungen über die Lämmer-Lähme.

Vom

Professor Störig zu Möglin.

Wohl nicht leicht erregte in den neuesten Zeiten ein Gegenstand der Thierheilkunst allgemeiner und stärker die Aufmerksamkeit der Landwirthe und respective derer, die sich mit der Zucht feinwolliger Schaafe befassen, als der, den ich hier zum Vorwurf habe. Wie konnte es auch anders seyn? da die höhere Schaafzucht bei den seit mehreren Jahren so unerhört niedrig stehenden Preisen aller übrigen ländlichen Produkte, fast der allein segenbringende Zweig des landwirhschaftlichen Gewerbes ist, gleichwohl jene Krankheit, als mächtiger Feind, dem Betriebe desselben, durch die oft gänzliche oder zum großen Theil bewirkte Vernichtung der hoffnungsvollsten Sprößlinge, so sehr im

Wege steht und unsere gehoffte Ausbeute bedeutend schmälert.

Manches wurde durch vereintes, von den scharfsinnigsten Beobachtungen begleitetes Streben der achtbarsten Forscher unter den Schaafzüchtern, über diese Krankheit ans Licht gestellt, und obgleich noch Vieles dabei in Dunkel gehüllt blieb, so kann dies doch keineswegs in der dankbarsten Anerkennung des bereits Geleisteten stören oder den Verdiensten jener Männer etwas rauben.

Mit diesen Gesinnungen, die Jeder mit mir theilen wird, fühle ich mich lebhaft aufgefordert, den geneigten Leser an die schätzbare Abhandlung über diesen Gegenstand im ersten Stücke des zweiten Bandes dieser Annalen — vom Herrn Oberamtmann Lüder zu Reiffenstein, mit interessanten Anmerkungen des Herrn Oberamtmann Lezius zu Frankenfelde, — so wie an eine gleiche im ersten Stücke des achten Bandes dieser Zeitschrift — vom Herrn v. Wedemeyer auf Anrode und dem Herrn Dr. Strecker zu Heiligenstadt abgefaßt — zu erinnern; erwähne aber mit eben der Hochachtung und Dankbarkeit noch manche andere, nicht minder zu verehrende Männer, die mir in dieser Beziehung rühmlichst bekannt wurden, nicht namentlich, weil ich nicht berufen bin, ihre Namen zu nennen.

Durch diese insgesammt wurden meine eigenen Ansichten der Sache, sowohl mittelst schriftlicher als mündlicher Mittheilungen und Auswechselungen, vielseitiger, meine eine Reihe von Jahren in verschiedenen Schäfereien fortgesetzten Beobachtungen berichtigt und geläutert, aber freilich — ganz offen gestanden — noch immer nicht zu der Klarheit erhoben, daß sich solche Resultate daraus ziehen ließen, die durchgängig im strengsten Sinne des Wortes: sicher und untrüglich zu nennen wären.

Nichts destoweniger sey es mir — ausgesprochenen Wünschen gemäß — erlaubt, hier zusammenzustellen, was mir bis jetzt in Betreff jenes Uebels aus wiederholten Beobachtungen und Versuchen als wirklich annehmbar bekannt ist, und was ich außerdem für Ansichten davon habe. Giebt dies noch mehreren Anderern, die die Sache zu beleuchten Gelegenheit haben, eine neue Anregung, auch ihre Erfahrungen in diesen Annalen mitzutheilen, die hier aufgestellten Sätze und ihre Folgerungen zu bestätigen, oder deren Abweichungen darzuthun und richtigere Schlußfolgen zu ziehen; so dürften wir der Möglichkeit: endlich das Uebel in seinen, für uns wichtigsten Hauptmomenten vollständig erforscht zu sehen, dadurch vielleicht bedeutend näher gerückt seyn, und mein Wunsch wäre erreicht. —

1) Geschichtliche Uebersicht der Krankheit.

Aus dem Mangel an älteren, über die Lämmer-Lähme durch den Druck bekannt gewordenen Nachrichten, könnte man leicht verleitet werden zu schließen: das Uebel sey neuern Ursprungs, wenn nicht mündliche Traditionen diese Meinung widerlegten, und sich aus diesem ergäbe, daß die Lähme schon seit länger als hundert Jahren mehr oder weniger unter den Lämmern in unseren Schäfereien einheimisch, also keineswegs wie einige glauben, eine Folge der veredelten Schaafzucht und eine ausschließlich den Merinos sowohl, als dessen nächsten oder entferntern Abstammung eigenthümliche Krankheit sey *).

---

*) Es wird sich überdies Niemand, der das Sonst und Jetzt der Schaafzucht kennt und mit einander vergleicht, darüber verwundern, daß er diese Krankheit in keinem landwirthschaftlichen Werke jener Zeit genau erörtert findet. Und eben so wenig darf man sich wundern, wenn man in veterinärischen Schriften eine nähere Auskunft über dieselbe nachsucht, sie aber keineswegs erhält, so wie darüber, daß man überhaupt wenig Krankheiten der Schaafe darin abgehandelt, noch wenigere treffend beschrieben und die allerwenigsten in der Behandlung richtig angegeben findet; weil selbst die berühmtern unter den thierarzneilichen Schriftstellern nicht Gelegenheit genug

Doch ist es, so weit unsere Nachrichten und Erfahrungen über diese Krankheit reichen, als ausgemacht anzunehmen, daß sie häufiger und eher die letzteren, als die Landschaafe befällt, auch in der Regel bösartiger unter jenen sich zeigt. Dies scheint

---

hatten, über Schaafkrankheiten sich zu belehren, folglich die Kur derselben allein Sache der Schäfer blieb, denen, so lange der alte Schlendrian noch an der Tagesordnung war und der Verlust nur in grobwolligem Viehe bestand, auch immer das Heilen gestattet werden konnte und mußte. Jetzt aber, wo die Preise hochfeiner Schaafe eminente Grade erreicht haben, wo eine unter diesen theuren Lieblingen einreißende Seuche viel schmerzlicher empfunden und die Nothwendigkeit eingesehen wird: das thierärztliche Handeln des Schäfers in angemessen engere Gränzen zu verweisen, dagegen den gebildeten, rationellen Thierarzt (in so fern man einen solchen haben kann), in wichtigen Fällen zu Rathe zu ziehen, — jetzt läßt sich auch von dieser, bisher sehr schwachen Seite viel bedeutendere Hülfe erwarten, und zwar um so mehr, wenn, wie es immer allgemeiner wird, junge fähige Landwirthe sich eine Zeit lang selbst dem veterinärischen Studium mit Liebe und regem Eifer widmen; wozu nunmehr sehr weislich, außer den Thierarzneischulen, auch die ökonomischen Lehranstalten hinlängliche, dem wichtigen Zwecke entsprechende Gelegenheit darbieten.

Anm. d. Verf.

mir unstreitig ein Hauptgrund mit zu seyn, warum das Uebel erst neuerdings so ernstlich zur Sprache gekommen ist; denn so lange dasselbe nur einzelne Thiere befiel, oder selbst dann, wenn es mehrere und viele zugleich ergriff, diese leichter hergestellt wurden, so lange konnte es auch weniger die Aufmerksamkeit erregen.

Dies dauerte bis in das erste Decennium des gegenwärtigen Jahrhunderts, von wo an bestimmtere Nachrichten und bessere Beschreibungen mitgetheilt, die Krankheit aber immer noch als ein blos rheumatischer, von Zugluft entstandener Zustand betrachtet wurde. Man sehe z. B. Gericke's praktische Anleitung zur Führung der Wirthschafts-Geschäfte für angehende Landwirthe, Berlin 1808, 1ster Theil, Seite 335—36, wo von der Krankheit, unter dem Namen: das Steifwerden der Lämmer, geredet, dieselbe für eine Folge stattgehabter Erkältung ausgegeben und durch Warmhalten zu heilen angerathen wird.

War gleich diese Ansicht, so wie die darauf basirte Kur, falsch, so bleibt sie doch sehr verzeihlich, da bei der Aehnlichkeit der Symptome mit rheumatischen Beschwerden die Täuschung hier sehr leicht ist. Wir müssen bekennen, daß wir selbst anfänglich derselben Meinung waren und eine aus Dänemark an uns vor einigen Jahren ergangene Anfrage: über die Natur, Entstehung und Heilung

dieses, damals in einer Schäferei bei Koppenhagen stark grassirenden Uebels, demgemäß beantworteten. Beiläufig schlugen wir vor, die Krankheit dadurch zu verhüten, daß man die Lämmer erst im Monat Mai möge kommen lassen. Ein Paar Jahre darauf machte ich des Anfragenden persönliche Bekanntschaft, wo er mich versicherte, daß nach Befolgung dieses Rathes kein Lamm wieder bei ihm erlahmt sey. Ich führe diese Thatsache hier nur — da ich fast zu gleicher Zeit in einer Schäferei hiesiger Gegend und noch ganz kürzlich aus Polen, von den glaubwürdigsten Personen gerade das Gegentheil hören mußte — als einen Beweis an, wie viel Anomalie bei dieser Krankheit vorkomme; wovon jedoch später erst gehandelt werden kann.

Durch Herrn Oberamtmann Lüder's, in diesen Annalen Jahrgang 1818, mitgetheilten, scharfsinnigen Beobachtungen, fand die ältere Meinung über die Entstehung des Uebels ihr Grab, und wurde durch eine andere ersetzt, die aber schon damals Herr Oberamtmann Lezius mit Grund bezweifelte und im Jahre 1819 die Herren v. Wedemeyer und Dr. Strecker, gleichsam auf synthetischem Wege, ebenfalls widerlegten. Man sehe hierüber, so wie über manches noch späterhin Aufgefundene, die Bemerkungen, welche unser gegenwärtige Aufsatz paßlichen Orts enthält.

2) Symptome, Verlauf und Ausgang.

Die ersten Symptome dieser, meistens im März und April, in der Regel nur bei 2 bis 4 Wochen alten Lämmern vorkommende Krankheit und gewissermaaßen die Vorläufer des eigentlichen Ausbruchs derselben, bestehen in einer gewissen Mattigkeit und Trägheit der Thiere in ihren Bewegungen, worauf nach kurzer Zeit — gewöhnlich den folgenden Tag — eine Sperrung in den Gliedmaßen und Gelenken erfolgt, welche schnell in Lähmung derselben übergeht, so daß sie nach und nach ganz steif und unbeweglich werden.

Manchmal entspinnt sich diese Lähme an den Vorderbeinen, manchmal an den hinteren Extremitäten; und mir selbst ist ein Fall bekannt, wo der Hals zuerst ergriffen wurde, was denn ein schnelleres Dahinsterben zur Folge hatte.

Von einer der genannten Stellen aus, verbreitet sich nun die Steifigkeit über den ganzen Körper, die Thiere liegen dann im Stalle wie todt hingestreckt, und thun nur durch einige Aeußerungen des Schmerzes ihr noch fortdauerndes Leben kund. Bis dahin genießen sie meistens noch die Milch, wenn man sie ihnen ins Maul melkt. Später und beim ungünstigen Ausgange des Uebels, erstreckt sich das Unvermögen, die ergriffenen Theile zu bewegen, aber auch auf die Schlingmuskeln, so

daß sie nun nicht mehr schlucken können, und also, auch wenn die Krankheit nicht unmittelbar tödtete, ihre Auflösung schon durch Verhungern erfolgen müßte. Die Zeit, welche hierüber verstreicht, ist nicht immer gleich lang, denn oft sterben die Thiere von dem ersten Anfalle angerechnet, schon beim dritten oder vierten Tage, öfterer dauert es damit 14 Tage, auch noch länger; und eben so verhält es sich auch mit der Genesung.

Häufig entstehen Geschwülste von der Größe einer Wallnuß oder Faust an den Gliedmaßen, z. B. an der Schulter (Schuft) oder am Hinterbacken, auch wohl an dem Knie- und Sprunggelenke. Sie erscheinen im erstern Falle dem Auge gewöhnlich in länglicher Gestalt, um die Gelenke herum sind sie dagegen runder von Form, immer aber mehr weich als hart anzufühlen. Diese Geschwülste sind als eine Neigung der Lebenskraft anzusehen: den Krankheitsstoff auf äußere Theile abzusetzen, obgleich sie nicht immer als wohlthätige Ablagerungen betrachtet werden können, weil sehr oft mehr kranke mit Geschwulsten, als ohne dergleichen zu Grunde gehen. Nur wenn dieselben sich in gute Eiterung versetzen lassen und nicht eine jauchigte, um sich fressende, cadaverös riechende Flüssigkeit aussiekern, fand ich sie heilsam.

In einigen Fällen wurden am und im Maule der Erkrankten entzündliche, räudeartige Zustände

beobachtet, die aber ebenfalls nicht immer zur Heilung mitwirkten, vielmehr meistens indifferent waren.

Daß die Krankheit aber keine bloß äußerliche sey, sondern auf ein Allgemeinleiden des Thieres beruhe, zeigt dessen sonstiger Zustand, der unläugbar als merklich fieberhaft, aber nicht ansteckend, sich darstellt. Dies Fieber ist anfänglich entzündlicher Natur, nimmt aber unter ungünstigen äußeren und inneren Verhältnissen, z. B. wenn sich ein stinkender Durchfall einstellt, sehr leicht den fauligten Charakter an und endet dann um so eher mit dem Tode. Wo diese Neigung vorwaltet, ist die Krankheit bösartig, wo sie weniger hervortritt und die Naturkräfte mehr Thätigkeit äußern, gutartig.

Dies sind Unterschiede, welche Jeder zu machen bestimmt wird, der das Uebel in mehreren Schäfereien und in verschiedenen Jahren zu beobachten Gelegenheit hatte. Und dies ist denn allerdings auch ein Hauptgrund, warum die Ausgänge so verschieden erfolgen, daß häufig eine leichte Hülfe — oft allein nur im öftern Anhalten des Lammes zur Unterstützung des Saugens an dem Euter der Mutter bestehend — zur Herstellung hinlänglich war; wogegen aber eben so häufig jedes diätetische und therapeutische Verfahren ohne die gehoffte Wirkung blieb.

Die Obductionen der von der Krankheit hingerafften oder vorher getödteten Lämmer, ergaben äußerst verschiedene Resultate: denn wenn wir bei einigen nach der Ablederung an den Gelenken eine geringe Verletzung erblickten, welche in einer abgenagten Beschaffenheit des den Knochen überziehenden Gelenk-Knorpels bestand *), so fehlten bei anderen Vergleichen dergleichen Zufälle gänzlich, und alles zeigte sich hier wie an gesunden Thieren. Wenn Geschwülste vorhanden waren, sahen wir unter der Haut an diesen Stellen, im Zellgewebe eine gelbliche Flüssigkeit, welche ein sulziges Fleisch erzeugt hatte. Auch fanden wir in einigen, jedoch sehr seltenen Fällen, eigentliche Abscesse (Eitersäcke) und unter andern einst einen solchen an den Halswirbeln, der mit dem, an dieser Stelle breitartigen Rückenmarke in Verbindung stand.

Im Innern des Körpers war oft nicht die geringste Abnormität zu erblicken. Die im Labmagen in Klumpen sich häufig vorfindende Milch, schmeckte ganz wie Käse, selbst dann, wenn der Magen wohl eine leichte Entzündung zeigte. Jedoch sind uns auch Fälle genug vorgekommen, wo

---

*) Der Thierarzt Herr Feustel, zu Schleißheim im Baierschen, will bei dieser, im Frühjahre 1821 daselbst grassirten Krankheit, die Gelenkenden der Knochen erlahmter Lämmer cariös gefunden haben.

dieser vierte Magen stark entzündet, die Leber und Milz total mürbe und das Blut unnatürlich dunkelroth gefärbt war *).

3) Ursächliche Momente der Erkrankung.

In Beziehung auf die nächste Ursache frägt sich's: welches System des thierischen Organismus bei dieser Krankheit das hauptsächlich leidende sey? oder, in welcher Sphäre des Körpers das Uebel seinen ursprünglichen und eigentlichen Sitz habe?

So ungemein wichtig die Erörterung dieser ersten Frage zur Ergründung des Wesens der Krankheit und des darauf beruhenden Heilverfahrens ist, und so unausgesetzt sie uns bisher beschäftigte, so wenig vermögen wir sie doch mit völliger Bestimmtheit zu beantworten, da die vorangeschickten Erscheinungen, an lebenden wie an todten Thieren, nie gleich blieben und häufig eine schon gefaßte Meinung durch andere Beobachtungen widerlegt wurde. Doch glauben wir aus der Totalsumme der Erscheinungen jetzt mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen zu dürfen, daß die Verdauungswerkzeuge die zunächst leidenden Theile seyen, und daß

---

*) Zerrüttungen, welche der vorhin genannte Thierarzt, in einem Schreiben an uns, durchgängig bemerkt zu haben versichert.

von diesen aus sehr schnell das Nervensystem ergriffen werde, wo sich das Leiden dann in den Bewegungsnerven und denen, von diesen durchzogenen Muskeln, als Starrkrampf, darstellt.

Nach dieser Annahme werden nun auch die sonst unerklärlichen Abweichungen begreiflich; denn je nachdem im Verlaufe der Krankheit der gastrische oder nervöse Zustand der vorwaltende ist, je nachdem müssen auch die Befunde der kranken und todten Lämmer anders und diesem entsprechend ausfallen, nämlich entweder mehrere, oder wenigere, oder gar keine auffallenden Zerrüttungen in den Verdauungsorganen und — da das Uebel im letzten Falle mehr in einem dynamischen Mißverhältnisse der Theile zu einander zu bestehen scheint — auch an dem Rückenmarke, so wie an den von ihm ausgehenden Nerven, keine palpabelen Veränderungen zuzugen seyn.

Hinsichtlich der entfernteren Ursachen sind wir hier genöthigt, näher- und fernerliegende anzunehmen. Wir rechnen zu den ersteren, im Einverständnisse mit Hrn. v. Wedemeyer und Hrn. Dr. Strecker, die Milch der Mutter des erlahmten Lammes; weil auch uns angestellte Versuche über die Wirkung solcher Milch auf gesunde Lämmer, davon Beweise gaben *). Was aber das

*) Dessen ungeachtet werden wir das Experiment: ge-

eigentlich krankmachende hierin sey, mußte uns natürlich gleichfalls unbekannt bleiben, und wir führen hier nur an, daß man vermuthet, es bestehe in einer erhitzten Beschaffenheit.

Worin, frägt es sich weiter, ist nun der fernerliegende Grund, der nämlich: wodurch die Mutter in diesen Zustand von fehlerhafter Beschaffenheit der secernirten Milch geräth, zu suchen? Diese Hauptfrage ist — wenigstens für gewisse Fälle — durch die vorhingenannten beiden Herren Verfasser, vermöge ihrer handgreiflichen Beweise und Thatsachen, ungemein schön beantwortet, und nach ihnen von glaubwürdigen Männern angestellte Versuche haben dargethan, daß man durch multriges Futter jeder Art, wenn man dies den Müttern in der angegebenen Zeit reicht, die Krankheit erzeugen und wiederum durch paßlichen Futterwechsel, ohne Anwendung anderer Mittel, heilen könne.

Aber leider! hielt in vielen andern Fällen diese

---

funde Lämmer an dem Euter der Mutter des erlahmten Lammes zu säugen und sie erlahmen zu lassen, gelegentlich noch öfter und mit möglichster Berücksichtigung der Umstände wiederholen, weil auch hier Einige die berührte Wirkung auf gesunde Lämmer in manchen Fällen nicht verspürt zu haben versichern. Anm. d. Verf.

folgenreiche Erfahrung nicht Stich; da es uns und Anderen nur zu oft vorkam, daß bei exquisit gesundem Futter und bei der größtmöglichsten Sorgfalt nur ein solches für die Mutter auszuwählen, dennoch die Krankheit sich einstellte, heftig wüthete, und auf keine Weise durch Wechselung des Futters zu heben war.

Es muß also nothwendig außer jenem ursächlichen Momente der Lämmer-Lähme noch eine andere Veranlassung zur Erzeugung derselben in der Natur vorhanden seyn. Wir sehen uns gleich Anderen genöthigt, diese Ursache in der Witterungs-Constitution — die vielleicht selbst unmittelbar auf die jungen Lämmer einwirkt und jene Erscheinungen hervorbringt — zu suchen. Freilich wird diese Annahme bei vielen, besonders seuchenhaften Krankheiten, weil sie eine bequeme Krücke für die Schwäche menschlicher Beobachtungskräfte abgiebt, oft mißbraucht; aber da in der Zeit, wo fast ohne Ausnahme die Krankheit sich einstellt, das Wetter durch einen eigenthümlichen Charakter (Frühjahrs-Witterung) sich auszeichnet, da ferner in der Regel nur die jüngsten, am wenigsten gegen die schädlichen Einflüsse der Witterung zu reagiren vermögenden Lämmer, für die krankmachende Potenz besondere Empfänglichkeit äußern, so läßt sich diese Annahme hier rechtfertigen, zumal wenn — wie wir später anmerken werden — sich die Krankheit

auf

auf diesen Grund und die Constitution der Lämmer gestützt, verhüten läßt.

Andere Hypothesen über die Entstehung des Uebels, z. B. die von Herrn Oberamtmann Lüder aufgestellte — die Anlage zur Fäule bei den Müttern betreffend — übergehen wir hier, da sie schon genugsam durch die Erfahrung widerlegt worden sind.

4) Curative Behandlung der Kranken.

Zu sehr beschäftigte uns wie Andere dieses Uebel in mehreren Jahren und Schäfereien, als daß wir nicht gleich jenen mit allen Kräften dahin gestrebt haben sollten, irgend ein Mittel zu entdecken, was dasselbe zu heilen vermögte. Bei den vielfältigen Proben, bald mit diesen, bald mit jenen äußerlichen nnd inneren Medikamenten, mußten wir jedoch nur gar zu oft späterhin das Unwirksame derselben einsehen, wenn wir schon durch hier und dort gelungene Versuche, mit der Sache auf's Reine zu seyn wähnten.

Ohne uns bei der Herzählung dieser und anderer oft sehr gerühmten Mittel aufzuhalten, theilen wir hier nur das Bessere mit, was wir in diesem Frühjahre 1822 angewendet haben, und wünschen, daß es vielfältig geprüft werde, um zu erfahren, ob seine Wirksamkeit sich überall bewähre.

Die Behandlung der Kranken bestand in fol-

gendem: Zuvörderst wirkten wir, sobald sich die ersten Zeichen der Erkennung an den Tag legten, auf die Verdauungswerkzeuge der Patienten und ihrer Mütter dadurch heilsam ein, daß wir ihnen eine gelinde Abführung von Glaubersalz mit einem Zusatze von Schwefel und Rhabarber in Kamillenwasser reichten. Die Dosis für die Mütter betrug 1 Loth Salz, 1 Drachme Schwefel und eben so viel Rhabarber; die Lämmer bekamen hiervon nach Verhältniß ihrer Größe den vierten bis sechsten Theil. Diese Gaben erhielten sie Morgens und Abends, und gewöhnlich nur zwei Tage lang.

Daneben wurden die Lämmer an den erlähmten Gliedmaßen gebrannt, indem wir mit einem pfriemenförmigen, im stärksten Durchmesser nicht über eine Linie haltenden, rothglühenden Eisen, durch die mit den Fingern gefaltete Haut stachen. Zu den Stellen, welche wir hierzu wählten, eigneten sich am besten die mehr cellulösen und fleischigen, z. B. die Schulter oder der Hinterbacken, auch die Seiten des Halses, wogegen das Brennen an den bandigen Theilen, z. B. an dem Knie- oder Sprunggelenke, leicht bleibende Lähmung, auch nach der Heilung des Uebels, zur Folge hatte. Fanden sich Geschwülste an der Schulter oder dem Hinterbacken, so wurden besonders diese gebrannt.

Um den durch's Brennen bewirkten Nervenreiz

zweckmäßig zu verstärken und eine baldige gute Eiterung zu erzeugen, ward unmittelbar nach dem Brennen Terpenthinöl in die Wunde gegossen, oder dieselbe mit einer Salbe aus Terpenthinöl und Eidotter überstrichen und die Anwendung dieser letzten Mittel täglich, bis zur Besserung, wiederholt, die, wenn die Wunde sich bald in gute Eiterung versetzen ließ, jedesmal und zwar binnen 3 oder 4 Wochen erfolgte. Stellte sich aber bloß ein jauchigter Ausfluß an der gebrannten Stelle ein, so ging das Thier oft zu Grunde.

Dies geschah in solchen Fällen, wo der Krankheitszustand schnell den fauligten Charakter annahm und also das Uebel sehr bösartiger Natur war. Denn unter diesen Umständen konnte die schon tiefgesunkene Lebensthätigkeit nicht wieder auf den gehörigen Grad zurückgeführt werden.

So kam es denn, daß bei dieser Behandlung, wo die Krankheit den genannten Charakter zeigte, und wo ohne alle Anwendung von Mitteln im Durchschnitt drei Viertheile der Kranken zu sterben pflegten, wir auch nur 75 p. C. durchbrachten. Bis endlich eiskalte Wasserbäder versucht und hierin die Patienten täglich dreimal, jederzeit 7 bis 10 Minuten lang, bis über den Kopf — jedoch mit der nöthigen Vorsicht, daß sie gehörig Athemholen konnten und kein Wasser in ihre Ohren drang — abwechselnd eingetaucht wurden. Dies leistete, so oft

wir es beim ersten Ausbruche der Krankheit anwendeten, bei jedem erlahmten Lamme, die erwünschtesten Dienste und brwirkte nach einigen Tagen mehrentheils Genesung, weshalb wir auch in der letzten Zeit das, uns nicht ganz befriedigende Brennen, wegen der schon überhand nehmenden Maden, aussetzen, und außer jenen inneren Medikamenten — denen wir für die gefährlichst erkrankten Lämmer künftig noch ein Paar Gran Kampfer zusetzen werden — nur das Bad gebrauchten.

Wir lassen es dahingestellt seyn, ob wir für jeden Fall den richtigen Weg zur Heilung eingeschlagen haben, da hierüber erst noch viel öfters wiederholte Versuche entscheiden können, welche anzustellen wir durch die glücklichen Erfolge um so stärker gereizt werden.

5) Verhütung der Lämmer-Lähme.

Bei jeder Krankheit, also auch hier, ist und bleibt die Ergründung dessen, wodurch das Uebel verhütet wird, das bei weitem Wichtigste von allem. Deshalb fehlte es auch hinsichtlich dieses Punktes nicht an Nachdenken bei den Landwirthen, dessen Resultat mehr oder weniger fruchtbringend war.

Gesundes Futter ist unstreitig die erste Regel zur Verhütung dieses Uebels, wozu insbesondere die oben erwähnte wichtige Entdeckung

führte. Aber weil, wie wir bereits bemerkten, das Uebel sich schon zum öftern eingestellt hat, ohne daß sinnlich wahrnehmbare Futterschädlichkeiten anzuklagen gewesen wären, so reichen wir hiermit nicht allein aus.

Wohl uns daher, daß aus der Beobachtung des häufigen Verschontbleibens der ältern Lämmer, sich eine zweite wichtige Regel zur Verhütung der Krankheit ergab, die nämlich: daß man durch zeitiges Hinzulassen der Stöhre eine frühzeitige Lammung bewirke.

Schon öfterer ist dies in Vorschlag gebracht worden, aber es scheint weniger beachtet zu seyn, als es doch wirklich verdient *). Oder hat man, z. B. wenn — wie es jetzt hier in Möglin geschieht — die Widder schon Anfangs Juli zugelassen wurden, und die Mütter noch vor Weihnachten abgelammt hatten, dessen ungeachtet die Lähme im Februar, März oder April entstehen und stark wüthen sehen? In den Schäfereien, die ich kenne, ist mir kein Fall bekannt; aber streiten will ich nicht dagegen, daß es vorgekommen seyn mag, da ich noch vor einigen Tagen die Versicherung von einem Freunde erhielt, daß seine Lämmer die

*) Konnte hin und wieder auch wohl, bei Berücksichtigung des größern Bedarfs an Winterfutter nicht füglich beachtet werden. Anm. d. Verf.

Lähme erst in einem Alter von 3 Monaten, in den schönsten Maitagen, bei voller Weide, erhalten hätten *). Dies bestätigte das, was ich hierüber schon vor ein Paar Jahren von Jemanden hörte.

Wenn dem also ist — wie ich nicht bezweifeln kann — so läßt sich freilich nicht absehen: warum im December geborne Lämmer nicht auch im März von der Krankheit heimgesucht werden könnten? Immer bleiben jedoch die vorhin genannten Fälle eine seltene Erscheinung, und wir wünschen, hoffen und glauben, ja wir sind durch einige, nun schon mehrere Jahre fortgesetzte Beobachtungen ziemlich überzeugt, daß dem Uebel vermittelst der empfohlenen frühen Lammzeit am sichersten abgeholfen werde.

---

*) In manchen anderen, mir selbst vorgekommenen Fällen, verlor sich dagegen die Lähme plötzlich, wenn die Lämmer nur erst auf die Weide kommen konnten. — Wie man sie auf einem Gute unweit Kopenhagen verhütet hat, habe ich oben (in der geschichtlichen Uebersicht) erwähnt. Anm. d. Vf.

XVII.

Geschichte, Erscheinungen, Verläufe und Heilarten der unter dem Schaafviehe in den Marken sowohl als in Pommern vom Sommer 1821 bis in das Frühjahr 1822 geherrschten Anthrax-Krankheit.

Vom

Professor Störig zu Möglin.

Vorwort.

Von mehreren Seiten aufgefordert, meine Beobachtungen, Erfahrungen und Kuren bei der in oben erwähnten Gegenden unter verschiedenen Merinos-Schaafheerden gewütheten Krankheit zur Publicität zu bringen, und die Ueberzeugung, daß diese Mittheilung dem landwirthschaftlichen und thierärztlichen Publikum in wieder vorkommenden Fällen von Nutzen seyn könne — genüge ich, in Stunden der Muße, diesen Forderungen gern, zu-

mal da mir meine Veterinär-Praxis überhaupt, und insbesondere die vielfältige Beschäftigung mit jenem, den Schäfereien so gefahrvollen Uebel, genugsame Mittel an die Hand gab, den Charakter und das Wesen desselben zu studiren und somit auch naturgetreu zu schildern. Ich werde dies im Nachstehenden durch populäre Darstellungen mannigfaltiger Thatsachen, frei von aller Schminke und Befangenheit, zu thun bemühet seyn, und kann mich in Betreff der Glaubwürdigkeit alles dessen, was ich hier niedergeschrieben, dreist auf das Zeugniß derer berufen, die meine Hülfe in Anspruch nahmen.

Benennung der Krankheit.

Will man die in Rede stehende Krankheit Milzbrand, Milzseuche, Blutschlag, fliegendes oder laufendes Feuer, Schaafpest, Rückenblut, und was man ihr sonst noch für gereimte und ungereimte Namen giebt, nennen? Nun wohl! Ich halte jedoch die Benennung Anthrax-Krankheit *) für pas-

*) Nach dem Griechischen: von Anthrax (ἄνθραξ) (Kohle, charbon) wegen der merkwürdigen schwärzlichen, brandigen Flecken in der Haut entlehnt, welche bei dieser Krankheit, wie wir später zeigen werden, häufig vorkommen.

sender, als alle übrigen; da sie allgemein bezeichnend ist und keine Irrungen veranlaßt, die sonst bei der Verschiedenheit ihrer Symptome sehr leicht entstehen.

Meine, aus vielfältiger älterer und neuerer Beleuchtung geschöpfte

Definition des Uebels

ist folgende:

Der Anthrax ist eine zu allen Jahreszeiten erscheinende, in der Regel schnell verlaufende (hitzige) fieberhafte Krankheit, welche häufig nur sporadisch (einzelne Thiere befallend) vorkommt, aber meistens epizootisch (d. i. viele Schaafe einer oder mehrerer Heerden der Umgegend ergreifend) herrscht, bei den mannigfaltigsten Witterungs-, Lokalitäts- und Wirthschaftsverhältnissen sich einstellen kann, unter besonderen Umständen einen Ansteckungsstoff zu entwickeln vermag, und in dem Pfortadersysteme *) seinen primairen Sitz hat, indem hier durch krankmachende Potenzen (Fieberreize) das Blut in seinen Bewegungen, Bestandtheilen und überhaupt in seinen normalen Beschaffenheiten so abgeändert

---

*) Unter diesen Namen begreift man insgesammt diejenigen Blutadern, welche das Blut, was in die Verdauungsorgane durch die Bauch- und Gekrösschlagadern vertheilt ist, wieder aufnehmen und es in die Leber führen, um daraus die Galle zu bereiten.

wird, daß daraus Anhäufung, Stockung und nachherige Entmischung, ja in vielen Fällen nicht zu verkennende Neigung zur fauligten Zersetzung (Sepsis) erfolgt, welcher Zustand sich von den Verdauungseingeweiden — vorzüglich der Milz und Leber — secundair auf den ganzen Körper erstreckt; woraus dann alle die verschiedenen, aus dem Folgenden zu ersehenden Erscheinungen bei lebenden sowohl, als todten Thieren, die diese malignöse Krankheit befallen hat, erklärbar werden.

Krankheits-Geschichte.

Die getreue Darlegung und Zeichnung mehrerer Krankheitsfälle, im Gefolge deutlicher Beschreibung der wesentlichsten Symptome sowohl, als des verschiedenen Verlaufs und des darnach eingerichteten Heilverfahrens in jeder Schäferei, ist bei einer so veränderlichen Krankheit als diese, von größter Wichtigkeit und führt allein zu richtigen medicinischen Resultaten, die in der Folge eine um so zuversichtlichere Anwendung gestatten, je mehr die hier nach der Natur gezeichneten Bilder dem einen oder dem andern sich wieder ereignenden concreten Falle ähneln; weshalb es mir die hier in Betreff kommenden Schäfereibesitzer gewiß nicht verargen, wenn ich die nachstehenden Thatsachen zur öffentlichen Kenntniß bringe, um so weniger, da ich

in Beziehung Ihrer die Vorsicht der Anonimität dabei beobachte. Also zur Sache. —

Im Sommer 1821 erkrankte in einer, sonst sehr gesunden Heerde, die ich mit A. bezeichnen will, plötzlich ein vierzähniger Bock. Man ersuchte mich um Hülfe; ich eilte hinzu und bemerkte folgende Krankheitssymptome: das Thier stand mit ausgesperrten Füßen, gesenktem Kopfe und niederhängenden Ohren, zitterte am ganzen Körper, schlug stark mit den Flanken und taumelte; die Verbindungshaut der Augen *) war dermaßen geröthet, daß die eindringenden Gefäße von Blut strotzten; die Augen selbst lagen stark hervor und waren trocken; das innere Maul besaß viel Hitze; der Athem war heiß, doch nicht übelriechend; die Respiration sehr beschwerlich und ächzend; die Lippen und Extremitäten ließen sich abwechselnd kalt und warm anfühlen; der Puls schlug hart und so schnell, daß ich an hundert Schläge in einer Minute ausnahm, die Herzschläge waren dagegen weniger deutlich wahrnehmbar; den Mastdarm fand ich beim Hineingreifen von hartgeballtem, mit Schleim überzogenem Miste angefüllt.

Aus diesen Symptomen mußte mir, gestützt auf frühere, ähnliche Erfahrungen und mit Berück-

---

*) D. i. der feinhäutige Ueberzug des ganzen vordern Augapfels.

sichtigung der eingewirkten Schädlichkeiten -- welche im Uebermaaße nahrhaften Futters bei stattfindendem heißen Wetter bestanden — das Uebel als Anthraxfieber unverkennbar seyn.

Ich veranstaltete deshalb augenblicklich am Thiere einen reichlichen Aderlaß, (ein knappes Viertel-Quart, oder 16 Loth Blut betragend) löste 2 Unzen (4 Loth) Salpeter in einem Quart Wasser auf, und gab hiervon dem Patienten alle 2 Stunden den vierten Theil. Zugleich wurde der, sich im Mastdarme angehäufte und dem Thiere Beschwerde verursachende, Mist mit bedlter Hand vorsichtig herausgeholt und hiernach ein Klystier, bestehend aus einer kleinen Handvoll Salz und einem halben Quart Wasser, mit etwas frischem Leinöl, gesetzt.

Nach Anwendug dieser Mittel, und schon unmittelbar nach dem Aderlasse, verminderten sich die Krankheits-Erscheinungen zusehens: das Thier schöpfte ruhiger Athem, es bekam ein munteres Ansehn wieder, die Congestionen des Blutes nach dem Kopfe hörten auf, die Herzschläge wurden freier, die Pulse näherten sich dem Normalzustande, die Fieberhitze und Kälte verschwand, und es stellte sich eine gleichmäßig verbreitete Wärme ein; der Mistabgang erfolgte regelmäßig und weich, es erhielten überhaupt alle natürlichen Vorrichtungen

des Körpers noch am nämlichen Tage ihre gehörige Stimmung wieder und der Kranke genaß vollständig.

Einige Tage darauf wurde in einer Schäferei B. eine Jährlings-Zibbe, welche unter einem Haufen Schaafe auf den Stoppeln des Roggens weidete, plötzlich eine Beute dieser Krankheit. Anderweitige Geschäfte, die meinen Aufenthalt auf dem Gute herbeiführten, waren hinderlich, daß ich zu Hülfe eilen konnte. Ich secirte aber das gefallene Thier und sahe meine, aus dem Examen des Schäfers geschöpfte, Vermuthung, daß es am Anthraxfieber gestorben, bestätigt. Der Leib des Cadavers war nämlich stark aufgetrieben; der After stand offen und zeigte Bluterguß. Im Innern des Thiers erblickte man die dünnen Gedärme ziemlich stark entzündet, die dicken hatten nur einen leichten Anstoß davon, desgleichen der Labmagen; alles Uebrige war, außer der Milz, natürlich. Diese aber besaß ein viel größeres Volumen, als im Normalzustande, hatte eine schwarze Farbe und verhielt sich beim Reiben zwischen den Fingern wie eine weiche, breiartige Masse. Sämmtliches Blut hatte eine unnatürlich schwarze, von der Zurückhaltung des Kohlen- und Wasserstoffs herrührende Farbe — vorzüglich in den zur Verdauung bestimmten Organen — und war dermaaßen zur Zersetzung geneigt, daß binnen wenig Stunden nach dem Tode sich die Fäulniß des ganzen Körpers bemächtigte.

Am folgenden Tage erkrankte in derselben Heerde, bei gleichen veranlassenden Ursachen, abermals ein Stück, welches aber durch schleunig bewirkte, mit der in der Schäferei A. übereinstimmende, Behandlung vollkommen hergestellt ward. — Die nunmehrige genauere Aufsicht auf die Thiere, und besonders die Entfernung derselben von den Stoppeln, — die sich durch starken Körner-Ausfall und üppigen Graswuchs auszeichneten — setzte dem Uebel hiermit Schranken.

Noch in derselben Woche kam mir auf einem andern Gute C., ein der Schäferei A. begegneter Fall vor, nur mit dem Unterschiede, daß das Thier — ein vollsetziger Bock — alle Zufälle in weniger heftigen Grade an sich trug. — Auch hier war ich in der Heilung glücklich, und zwar allein durch Anwendung eines reichhaltigen Aderlasses und einer starken Gabe Glaubersalz.

Im Herbste erkrankten von den Jährlingen der Heerde D. drei auf einmal, und zwar in genere unter den Symptomen, wie ich sie bereits bei A. angegeben habe; in specie war aber hier der Pulsschlag noch mehr beschleunigt, das Athmen beengter, das Zittern heftiger und schnell in convulsivische Bewegungen der Schenkel übergehend; worauf bei zweien vom sichtbaren Anfalle der Krankheit bis zum Uebergange in den Tod, kaum eine Stunde verfloß. Bei solcher Ueberrumpelung blieb na-

türlich jeder Heilversuch ohne Wirkung. Nur bei einem Stücke, wo das Fortschreiten des Uebels nicht so entsetzlich rapide von statten ging, war Hülfe — bestehend in dem bei A. erwähnten antiphlogistischen Verfahren — anzubringen möglich und auch von schnellem Erfolge.

Die sorgfältige Pflege, Wartung und genaue Aufsicht, welche auf diese Schäferei verwandt wird, erlaubte bei der drohenden Gefahr für den ganzen Jährlings-Haufen keine Säumniß, um das fernere Erkranken möglichst zu verhüten. Es wurde deshalb — ungeachtet in der Fütterung und Haltung sich keine veranlassende Ursache deutlich ersichtlich lich auffinden ließ, gleichwohl aber die Thiere sehr gut im Stande waren — dieser Haufen zur Sicherheit auf magere Kost gesetzt und allen denen, deren Wohlbeleibtheit und stärker als gewöhnlich geröthete Augen einen übertrieben großen Lebensthätigkeit andeuteten, eine angemessene Quantität Blut abgezapft. Die Folge hiervon war, daß kein Jährling weiter erkrankte.

Aber ehe man sich's versah, griff das Uebel unter den Müttern ein, die man, wegen der Ernährung ihrer Lämmer im Uterus und der nahen Lammzeit, gegen jedes Uebermaaß von Lebensfülle geschützt hielt, daher von der Prophylaxis (Vorbauungskur) ausgeschlossen hatte. Es starben davon in ein Paar Stunden drei, unter den heftig-

sten Erscheinungen: mit Convulsionen, Auftreiben des Hinterleibes, schäumigen Blutausflüssen, sowohl aus der Nase, als aus Maul und After. — Das nun auch hier unverzüglich, auf eben die Weise wie bei den Jährlingen, eingeleitete prophylactische Verfahren, rettete alle übrigen und so blieb die ganze Heerde durchaus von Anfällen der Art in der Folge verschont.

In einer andern Schäferei E., zu der ich im Januar 1822 gerufen wurde, grassirte das Uebel seit December vorigen Jahres, und viele Thiere waren während der Zeit dem Tode zur Beute geworden. Die Krankheit hatte bei den Hammeln den Anfang gemacht, und sich auf die Jährlinge, als diese den Stall von jenen eingenommen, unverkennbar ansteckend fortgepflanzt; die Mütter aber, welche abgesondert gehalten wurden, blieben frei davon.

In den Symptomen zeigten sich hier in mancher Hinsicht Abweichungen von den unter A. B. C. und D. angeführten, weil das Uebel schnell den fauligten Charakter annahm. Die Krankheit kündigte sich zuerst deutlich durch Hinken der Thiere mit dem einen oder dem andern Fuße an, und war dies nicht der Fall, so hatten die Leidenden wenigstens einen steifen, schleppenden Gang. Hierauf bemerkte man bei den Hinkenden, wenn man sie näher untersuchte, am Kopfe, Halse, den inneren

oder äußeren Seiten der Schenkel ꝛc. einen rothen, wie mit Blut unterlaufenen Fleck in der Haut, der binnen wenig Stunden dunkler, dann blauschwärzlicher wurde und nun eine scharfe, um sich fressende Jauche aussiekerte, also im eigentlichen Sinne den kalten Brand (Sphacelus oder Anthrax) darstellte. Die Wolle löste sich auf den inflammirten Stellen, schon einige Zeit vor dem Hinzutreten des Brandes, bei leisem Zupfen ab, hatte alle Elasticität verloren und war spröde. Die Haut besaß eine feuchte, schleimige und mißfarbige Oberfläche. An den wirklich schon sphacelirten Theilen fielen ganze Stapel der Wolle mitunter von selbst aus und nahmen die Epidermis mit, wornach die Malpighische Schleimhaut *) in übelriechende Jauche aufgelöst, imgleichen die Lederhaut und das darunter befindliche Zellgewebe in faulige Gährung übergegangen erschienen, so daß der, die Kranken in diesem Zustande umgebende, Dunstkreis eine nachtheilige und — wie ich mich überzeugt hatte — ansteckende Beschaffenheit für die zu dieser Krankheit disponirenden, annoch gesund scheinenden Thiere erhielt. Mit unglaublicher Schnelle verbreitete sich der Brand von den äußerlich mehrzunehmenden Stellen weiter und drang in die innern Theile des

*) Das unmittelbar unter der Oberhaut befindliche, gefäßig-schleimige Gewebe.

Körpers, wo denn alsbald der Tod dem Leiden des Thieres, unter wenig schwachen Zuckungen, ein Ende machte. Einige Thiere krepirten aber auch, bei gleich gelinder Auflösung, ohne daß äußerlich jene Exantheme (die Flecken und sphacelirten Stellen) zu bemerken waren. In solchen Fällen entdeckte man dieselben jedoch stets bei der Obduction, indem sie sich um innere muskulöse Theile des Körpers, z. B. an der fleischigten Partie des Zwerchfells, der Bauchhöhlenseite der Lendenmuskeln ꝛc. angesetzt, und von hier weiter ausgesponnen hatten. Solche Patienten hinkten nicht, aber waren doch an dem matten, schlaffen Gange — wenn sie noch gehen konnten — am starken Flankenschlagen ꝛc., als mit der Krankheit behaftet, leicht zu erkennen und starben schneller dahin.

Der Puls, bei allen Erkrankten, ging im Anfange, so lange die Krankheit noch den rein entzündlichen Charakter an sich trug, schnell und hart; die Herzschläge waren dunkel; über dem ganzen Körper, so wie im Innern des Mauls, verspürte man erhöhete Wärme, der Mistabgang war mehr trocken, als feucht. Mit dem Steigen des Uebels nnd dem Herannahen des septisch-fieberhaften Leidens — was sehr bald erfolgte — wurde des Puls bei zunehmender Schnelligkeit klein und unregelmäßig, die Herzschläge ließen sich deutlicher ausnehmen und selbst auf der rechten Seite stark fühlen,

bis sie mit dem Erscheinen des Todes in eine bloß oscillirende, zum Theil aussetzende Bewegung übergingen und allmählig ganz verschwanden.

Die Sections-Data wichen in sofern von dem früher angegebenen Befunde ab, als bei den, unter diesen Umständen krepirten Thieren, sich eine größere Zerrüttung der Organe durch Gangrän (Brand) zu erkennen gab. Am meisten war jedoch auch hier die Milz verändert.

Die Behandlung sämmtlicher Thiere fing mit möglichst Luftigmachen des Stalles an; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß mitten im Laufe der Krankheit, zu einer Zeit, wo die Witterung einen nächtlichen Aufenthalt der Schaafe im Freien gestattete, ein Paar Wochen hindurch kein Stück gefallen war. Zugleich fand eine Separation der Kranken von den Gesunden statt, jedoch nur in soweit, daß erstere in eine von Horden gemachte Abtheilung des Stalles gebracht wurden. Nächstdem änderte ich die bisherige Diät der Thiere dahin um, daß sie, anstatt Körnerfutter und Oelkuchentrank, bloß Stroh und nur wenig Heu erhielten. Hierzu bekamen sie einen dünnen Sauerteigtrank, in welchem eine angemessene Quantität Salpeter (etwa 1 Loth p. Stück) aufgelöst wurde. Ferner erhielten sie gepülverten Schwefel (p. Stück ½ Loth), der ihnen, weil sie ihn nicht anders genießen wollten, auf etwas Hafer gestreut vorgesetzt werden

mußte. Diese diätischen und therapeutischen Maaßregeln bewirkten nun bald eine auffallende Verminderung der Sterblichkeit, aber waren doch nicht hinreichend, das Uebel gänzlich zu heben. Auf mein Anrathen, nun noch die sämmtlichen Thiere zur Ader zu lassen, erwiederte man mir, daß dies platterdings unausführbar sey, indem, nach bereits wiederholt angestellten Versuchen, die durch den Aderlaß gemachte Wunde, selbst bei ganz gesunden Thieren, gleich in Brand geriethe und nach einigen Stunden unfehlbar den Tod herbeiführe. — Daß mir eine solche Behauptung lächerlich und kaum einer Beachtung würdig vorkommen mußte, ist leicht zu erachten. Dennoch that ich ein Uebriges, indem ich vorläufig nur einen Probe-Aderlaß mit acht noch gesund scheinenden Stücken vornahm. Und — wunderbar genug! — ich mußte mich am zweiten Tage in der That zu meinem großen Erstaunen überzeugen, daß von diesen Thieren die Hälfte an den Folgen des zur Entzündung der Aderlaß-Wunde getretenen Brandes, der sich von hier aus weiter verbreitete, starb *).

So unerklärbar mir diese Erscheinung war und

---

*) Sollte sich diese sonderbare Erscheinung nicht daraus erklären lassen, daß das Aderlaß-Instrument vom Anthrax-Gifte inficirt war? Immer wird große Vorsicht in dieser Rücksicht nöthig seyn. Th.

ist — da ein solcher Uebergang der Entzündung, wie man mich versichert, in dieser Schäferei fortwährend durchs ganze Jahr, auch bei der vollkommensten Gesundheit der Thiere und selbst nach leichten Verletzungen der Haut, z. B. bei der Schur, ohne augenblickliches Aufgießen von Terpenthinöl, jederzeit erfolgen soll — so blieb doch unter diesen Umständen, wollte ich den Aderlaß anwenden, nichts weiter übrig, als auf ein Mittel zu sinnen, welches den Brand verhüte, was das Terpenthinöl, welches man in dieser Beziehung schon versucht hatte, nicht mit Sicherheit zu leisten vermogte. Ich fand dies Mittel auch sehr bald in einem concentrirten Absud von Eichenrinde, dem ich scharfen Essig, blauen Vitriol und Alaun zusetzte und mit Wasser etwas verdünnte; denn nachdem ich hiermit unmittelbar nach der Vene-Section die Wunde gewaschen hatte, zertheilte sich die Entzündung und heilte wie gewöhnlich. Sobald nun dies Hinderniß überwunden war, wurde der Aderlaß durchgängig an 600 Stücken ausgeführt, und gewährte mir die große Freude, daß, neben Anwendung des übrigen, namhaft gemachten prophylactischen Verfahrens, die Krankheit wie von einem Zauberschlage getroffen, aufhörte. —

Ende Februars a. c. erhielt ich durch einen eilenden Boten einen Brief fernerer Gegend, worin ich um Hülfs-

leistung bei einer in dortiger Schäferei — wir wollen sie mit F. bezeichnen — grassirenden Seuche dringend ersucht wurde. Man schrieb mir darüber beiläufig Folgendes, was ich hier wörtlich anführe, da ich gerade, bei dem nur einen Tag möglichen Aufenthalte daselbst, kein krankes Thier mit meinen eigenen Sinnen zu beobachten Gelegenheit hatte: „die Schaafe sind alle ganz wohl; aber nach einer Stunde fängt Eins an zu hinken. Ich sehe nach, und bemerke einen rothen Fleck hier oder dort am Fuße, der auch wohl zuerst am Kopfe, oder anderen Theilen des Körpers zum Vorschein kommt; das Schaaf verliert augenblicklich die Lust zum Fressen; der rothe Fleck greift mehr um sich, und es sind nicht zwei Stunden verflossen, so ist das Schaaf, das vor kurzer Zeit dem Ansehen nach ganz gesund war, todt. Nach dem Tode läuft das Thier auf. Ich habe hieran 6 Hammel, 2 Mutterschaafe und 35 Jährlinge verloren; von letzteren in vergangener Nacht noch 19 Stück auf einmal.“ — Das Schreiben war vom 30sten Januar datirt, ward aber erst Ende Februars an mich abgesandt, weil die Krankheit mit dem 1sten Februar einen Stillstand gemacht hatte und binnen drei Wochen kein Stück fiel. Nach Verlauf dieser Zeit aber fing das Sterben unter den Hammeln und Jährlingen aufs neue an, worauf mir das erwähnte Schreiben überbracht wurde.

Ich begab mich gleich nach Empfange desselben auf die Reise, erkundigte mich an Ort und Stelle nach den veranlassenden Ursachen, und fand, daß dem Hüten der Schaafe auf der Roggensaat, welche bei der gelinden Herbst- und Winterwitterung sehr üppig stand, die Schuld — wenigstens zum Theil — beizumessen sey. Es hörte demnach auf mein Anrathen diese Behütung auf, und wurde anstatt dessen eine magere Diät eingeführt. Zugleich verordnete ich Sauerteigtränke und Aderlässe.

Meine sonstigen Kuren und Amtsgeschäfte erlaubten mir nicht dies alles selbst ins Werk zu richten, und dem Verlaufe der Krankheit gemäß die allenfalls noch nöthigen Mittel, z. B. ein Schwemmen der Thiere, in Anwendung zu bringen. Es wurde aber dennoch bei Befolgung meiner Vorschriften dem Uebel in so weit gesteuert, daß nur noch einige wenige Stücke starben, bei denen entweder der Krankheitsstoff schon zu vorwaltend geworden, oder der Aderlaß nicht auf die gehörige Weise ausgeführt war. Letzteres habe ich in sofern wohl Grund zu vermuthen, als es dabei auf einige Genauigkeit ankommt, die von den Schäfern und noch mehr von den bei einer solchen langwierigen Operation — wie das Aderlassen mehrerer hundert Thiere allerdings ist — benöthigten Gehülfen, nicht immer streng im Auge behalten wird. — Da die Schäfer diese Operation in der

Regel über dem Auge, an der Augenbraunen-Vene machen, diese Ader aber in den wenigsten Fällen die nöthige Quantität Blut hergiebt, so glaube ich manchem Leser, dem die bessere Methode unbekannt ist, einen Dienst zu erweisen, wenn ich hier Gelegenheit nehme, dieselbe zu beschreiben.

Es wird nämlich zu diesem Aderlasse die Jugular- oder — wie sie auch heißt — Drosselvene, d. i. diejenige starke, beim Schaafe ungefähr 2½ bis 3 Linien im Durchmesser haltende, Blutader gewählt, welche ihre Lage am Halse, zu beiden Seiten der Luftröhre und oberhalb derselben, in der dort von den Halsmuskeln und der Luftröhre der Länge nach verlaufenden schwachen Vertiefung, hat. Diese Ader schwillt, wie jede andere, wenn man durch einen Druck auf dieselbe die Blutcirkulation hemmt, auf und wird deutlicher ersichtlich. Wenn daher die Operation vorgenommen werden soll, so schlingt man dem Schaafe eine Schnur — am besten mit einem metallenen Ringe versehen — um den Hals und zieht sie an, wornach die Ader hervorquillt. Dann zupft man auf einer Stelle (etwa eine Handbreit von der Hinterkinnlade entfernt) oberhalb der angezogenen Schnur etwas Wolle aus, damit die Ader frei daliege, und öffnet sie hierauf mittelst der Fliete, des Schneppers, oder der Lanzette. Ist nun die erforderliche Quantität Blut abgelassen, so wird die Schnur gelüftet

und ganz entfernt, worauf in der Regel das Bluten von selbst aufhört.

Es bedarf allerdings einiger Uebung um diese Operation gehörig auszuführen, und es sind mir Fälle genug bekannt, wo es den Leuten, denen ich es zeigte, anfänglich gar nicht recht gelingen wollte, so leicht die Sache auch an sich ist. Sie brachten es aber dennoch, wenn sie nur die Handgriffe erst etwas inne hatten, bald zu der Geläufigkeit, daß Jeder von ihnen hundert Stück in einem Tage zur Ader ließ. Da es dem Einen — wie ich zum öftern fand — mit der Fliete, dem Andern mit dem Schnepper, dem Dritten mit der Lanzette am leichtesten zu arbeiten wird, so giebt man jedem Operateur das Instrument, was ihm am meisten convenirt, unter der Voraussetzung — wie sich von selbst versteht — daß die beiden ersteren Werkzeuge für Schaafe eingerichtet sind *). Am

*) Bei dem chirurgischen Instrumentenmacher, Herrn Wallbaum, letzte Straße Nr. 61. in Berlin, kann man die genannten, so wie alle anderen zoochirurgischen Instrumente in vorzüglicher Qualität erhalten. Auch hat derselbe stets vollständige Verbindezeuge für Landwirthe vorräthig, die, nach meiner Angabe angefertigt und ausgewählt, alles das enthalten, was ein Landwirth bei den gewöhnlich vorkommenden Fällen von Messern, Scheeren, Nadeln, Troikare u. s. w. gebraucht, ohne daß es mit dem

wenigsten aber wird man den Schnepper, und am meisten die Lanzette beliebt finden. Anstatt letzterer kann man sich übrigens auch jedes scharfen Federmessers sehr gut bedienen, zumal wenn man den Rücken an der Spitze so dünn schleift, als das Messer an der Schneidenseite ist.

Damit man weiß, wie viel Blut abgelassen, ist es nöthig, daß jeder Operatur ein Geschirr, z. B. einen Teller, bei sich habe, in welchen er das Blut aus der Wunde unmittelbar fließen läßt. Hierbei, so wie bei der Operation überhaupt, muß der das Geschäft Leitende wohl Acht haben, daß das bestimmte Maaß weder überschritten werde, noch unerreicht bleibe. Da nun das jedesmalige Quantum der nöthig erachteten Blutverminderung sich nach den Umständen, als: nach dem Alter, der Stärke, Wohlbeleibtheit, Lebensfülle u. s. w. der Individuen modificirt, so pflege ich die Schaafe, an denen die Ader geöffnet werden soll, in drei Haufen abzutheilen, und zwar so, daß der eine Haufen eine ganze, d. i. 16 Loth wiegende Portion, der andere eine halbe, und der dritte eine Viertel-Portion Blut zu verlieren im Voraus be-

---

beschwert wäre, dessen nur ein eigentlicher Thierarzt benöthigt ist, weshalb es jener geschickte Künstler für den billigen Preis von 2 Friedrichsd'or überläßt.

stimmt wird. Auf diese Weise werden wenigstens grobe Verstöße vermieden, auch wird die Controlle erleichtert.

Noch ist zu bemerken, daß wann etwa das Blut — wie es sich mitunter ereignet — bei einem Thiere nicht alsbald nach dem Lösen der Schnur zu laufen aufhört, man ein Paar Minuten die Wunde mit dem Daumen zudrückt, um das Blut zu stillen. Finden sich aber dessenungeachtet noch blutende Thiere nach der Operation — worauf man wohl Acht zu geben hat, um Verblutungen zu verhüten — so muß die Haut derselben über der Aderlaßwunde mit einer Nadel zugestochen und allenfalls noch mit einem, über die Nadel geschlungenen Pferdehaare fester verschlossen werden. Einige kleine Vortheile in den Handgriffen, welche man sich bei dieser Operation verschaffen kann, übergehe ich hier, da sie mich zu weit führen würden; sie werden sich ohnedies bald von selbst ergeben, wenn man das Werk mit Verstand angreift. —

Es mag genug seyn, zum Beschlusse dieser Kranken-Geschichte nur noch einen Fall, der durch mehrere Anomalie ausgezeichnet ist, anzuführen. Ich wurde nämlich im März d. J. von einem an mich abgesandten Schäfer über eine, auf dem Gute G. schon seit einigen Wochen große Verwüstungen unter den Schaafen anrichtende, Seuche consultirt.

Ich examinirte vor meinem Abgange dorthin den Boten, und schloß aus der Beschreibung der Symptome, daß auch dieses Uebel die Anthraxkrankheit sey. Meine Selbstanschauung und genauere Besichtigung der einzelnen Schaafe, überzeugten mich hierauf bald, daß ich mich nicht geirrt hatte, aber zugleich wurde ich auch gewahr, daß der krankhafte Zustand hier ein mehr bösartiger und complicirter, als der in allen vorhergehenden Fällen sey.

Es herrschte das Uebel unter den Mutterschaafen besonders denen, die eben gelammt hatten, und fing bei den meisten gleich mit einer großen Niedergeschlagenheit und Mattigkeit der Thiere, mit Zähneknirschen und gelbröthlichen feuchten Augen an. Das Zahnfleisch war gelblich gefärbt und das Maul mit einem schmutzigen, übelriechenden Schleime überzogen. Die Wolle, glanzlos und spröde, saß nur lose und ließ eine gelbe, nässende Haut erblicken. Der Puls ging schnell, ohne voll und hart zu seyn, vielmehr ließ er bei den meisten eine gewisse Leere und Weichheit verspüren, die Herzschläge waren selbst auf der rechten Seite auffallend fühlbar und beschleunigt. Die Excremente der Patienten hatten nur wenig Consistenz, und zeigten sich mit Schleim und Blut vermischt. Der Urin war bei einigen Thieren blutig, bei anderen bräunlichschwarz.

Die gefallenen Stücke hatten im Allgemeinen einen aufgetriebenen Leib, aus Maul und After trat aufgelöstes Blut hervor. Von den Baucheingeweiden war die Leber und Milz vorzugsweise desorganisirt. Beide zeigten nämlich einen mehr als ums Doppelte vergrößerten Umfang; die seröse Bekleidungshaut der Leber hatte eine fahle Farbe, oder es waren dergleichen Flecke darauf, das Parenchyma (die innere körnige Substanz) derselben besaß eine sehr dunkelbraune Farbe und ließ ein schwärzliches, aufgelöstes Blut auspressen, auch war dies Eingeweide ganz mürbe und leicht zerreißbar, seine Gallenblase mit einer großen Quantität wässeriger, schwärzlicher Galle angefüllt; die Milz hatte durchgängig eine aufgelöste, brandige Beschaffenheit. Auch die übrigen Verdauungsorgane nahmen an diesem Zustande mehr oder weniger Antheil, und selbst die Urinwerkzeuge, namentlich die Nieren, die Harnleiter und die Blasen, waren entzündet; in letzterer fand sich blutiger Harn. Secundär litten bei diesem Uebel ebenfalls die Brusteingeweide; denn fast durchgängig ließen die Lungen Entzündung und Brand erblicken, wo dann im letztern Falle auch Wasseransammlungen in der Brusthöhle statt fanden und das Herz eine welke Beschaffenheit zeigte.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß hier das Uebel durch eine zu heiße Schlempefütterung zum

Ausbruch kam. Deshalb wurden auch vorzugsweise und fast ausschließlich, diejenigen Mutterschaafe davon ergriffen, welche eben gelammt hatten und folglich sich in einem sehr reizbaren Zustande befanden, der durch jenes Gesöff schnell eine Ueberreizung, Stockung und, beim Mangel nöthiger Reaction der Organe des Kreislaufs, baldige Zersetzung des Blutes zur Folge hatte. Doch war bei sämmtlichen Thieren eine besondere Disposition zu dieser Krankheit unverkennbar, und ließ bei Erwägung ungünstiger Umstände sowohl, als der vorwaltenden Neigung der erschlafften Organismen den septisch-typhösen Charakter anzunehmen, wenig Gutes hoffen. Zugleich war es im höhern Stadio der Krankheit augenscheinlich, daß die Effluvien der Erkrankten einen Ansteckungsstoff enthielten, weshalb die Anordnungen, welche ich zu treffen hatte, in einer Separation der Kranken von den Gesunden bestand.

Der mir in den vorhergehenden Fällen so auffallend gute Dienste geleistete Aderlaß, brachte nur nachtheilige Wirkungen hervor und beschleunigte das Absterben, vorzüglich wenn das ausgelassene Blut eine grünlichschwarze, wäßrige Beschaffenheit besaß und nach dem Erkalten wenig oder gar keinen Blutkuchen bildete. Nur bei einigen Stücken, wo die Krankheit gleich im ersten Entstehen erkannt ward, schaffte er Nutzen, und zwar immer dann,

wenn das abgezapfte Blut sich beim Erkalten umgekehrt als jenes verhielt, d. h. eine zusammenhängende kuchenartige Masse, fast ohne alles Serum (Blutwasser) darstellte. Von den bereits auffallend Erkrankten war kaum ein Paar zu retten, obgleich die Krankheit 3 bis 4 Tage bis zum Uebergange in den Tod gebrauchte und ich mir Mühe gab, durch Eingießen von aromatisch-bittern und flüchtigen Reizmitteln die Wiederherstellung zu bewirken. Da es ohnedies hier, wie durchgängig bei Seuchen, hauptsächlich darauf ankam und ankommt, die noch nicht in die Krankheit Verfallenen zu retten, so suchte ich die schon mehrfach erwähnte prophylactische Kur, mit Ausnahme allgemeinen Aderlasses, einzuführen. Aber die Thiere waren sosehr an die Schlempe gewöhnt, daß sie das ihnen hingestellte gesäuerte und für die Schwächern mit aromantischen Stoffen geschwängerte Getränk, durchaus verschmäheten und lieber hungerten und dursteten, ehe sie etwas Ersprießliches davon genossen, so daß man wieder zur Schlempe, die ihnen nun mehr erkaltet verabreicht wurde, übergehen mußte, um den Sauglämmern an den Müttern einige Nahrung zu verschaffen. Nur nach Salz zeigten einige durch Belecken der Wände eine besondere Begierde, weshalb dies ihnen unverzüglich vorgesetzt und von allen mit Appetit verzehrt wurde. Hierzu kam, daß glücklicherweise zu dem

Gute ein mit Laub- und Nadelholz bestandener Forst gehört, in welchem ich die Schaafe den Tag über zu weiden rieth. Hier benagten sie, theils zum Zeitvertreibe, theils aus Instinkt, das Heidekraut, die Wacholdersprossen und besonders die Kienknospen, wodurch ihre Organismen bald eine so umgeänderte Stimmung erhielt, daß die Seuche binnen wenig Tagen total aufhörte und die Kranken radikal geheilt wurden.

XVIII.

Wichtige Entdeckung der Heilart der Drehkrankheit der Schaafe durch das glühende Eisen.

Vom Herrn Mentzel.

Der Ackerbaurath im Königl. Französischen Ministerium des Innern, erhielt einen Bericht von seinem correspondirenden Mitgliede Herrn v. Reirac für das Departement Aveyron, wohnhaft in Vabres, worin dieser die ferneren Resultate seiner zur Heilung und Vorbauung der Drehkrankheit unternommenen Versuche erzählt, sich auf einen frühern Bericht beziehend. Letzterer aber ist nicht im Büreau des Ministeriums angelangt, welches man deshalb besonders bedauert, weil sich die Publikation der wichtigen Resultate dadurch ver-

zögert hat. Uebrigens enthält dieser zweite Bericht Details genug, um das Wesentliche daraus zu ersehen und das Verfahren selbst daraus abzunehmen.

Wir würden diesen Bericht, seiner Umständlichkeit ungeachtet, ganz mittheilen, weil in dieser eigentlich seine Beglaubigung liegt, wenn es für dieses Stück der Annalen nicht schon zu spät wäre. Wir eilen aber das Wesentliche daraus nebst unseren bereits angestellten Versuchen unsern Lesern bekannt zu machen, damit sogleich mehrere Versuche und wahrscheinlich die Heilung mancher, um diese Zeit sich besonders unter den Jährlingen einfindenden, Dreher dadurch veranlaßt werde.

Dieses Wesentliche besteht darin: daß Herr v. Neirac die Dreher, nach den verschiedenen Graden, worin sich die Krankheit äußerte, und nach der Veraltung derselben, mehr oder minder stark und tief an einer oder mehreren Stellen des Kopfs mit einem glühend gemachten Eisen brannte. Wenn er den Sitz des Uebels, durch eine beim Drücken des Schädels bemerkbare weichere Stelle der Hirnschaale, finden konnte, so begnügte er sich, das Eisen auf dieser einzelnen Stelle anzusetzen. Sonst brannte er an zwei, drei und mehreren Stellen. Nach einem oder zuweilen erst nach einigen Tagen entstand in den Brandstellen ein klarer oder auch mit Blut vermischter lymphatischer Ausfluß. Wäh-

rend desselben sind die auf diese Art gebrannten Kranken auch bald genesen und haben nie mehr Spuren der Drehkrankheit gezeigt.

Herr v. Reirac will ferner das Brennen als Präservativ-Mittel gegen das Drehen angewandt haben, und giebt Schäfereien an, wo er mehr als 300 gesunde Schaafe gebrannt habe, von denen kein einziges drehend geworden; wogegen früher in denselben Heerden und noch jetzt in anderen, beinahe ein Sechstheil der nicht gebrannten Jährlinge an dieser Krankheit verloren gegangen sey.

Wir können dieser Erfahrung, weil sie von Zufälligkeit abhängen kann, unsern unbedingten Glauben noch nicht beimessen, weil es sich nicht wohl annehmen läßt, daß die Wirkung, der durch das Brennen erregten Eiterung, im voraus auf ein in der Folge erst entstehendes Uebel sich erstrecken und von so langer Dauer seyn könne, daß die Thiere noch nach Verlauf von ungefähr einem halben Jahre dadurch vor der Krankheit gesichert seyn sollten. Deshalb müssen wir der Zeit und fortgesetzten noch mehr vervielfältigten Versuchen überlassen, auch dies zu bewähren und begnügen uns vorläufig mit der Möglichkeit der Heilung dieser den Heerden oft so großen Verlust bringenden Krankheit.

Durch die genaue Angabe sowohl der Oerter als der Personen, bei denen Herr v. Reirac Versuche mit seiner Heilart machte, erhält die Sache ein

solches Wahrheits-Gepräge, daß sie unsere größte Aufmerksamkeit erregte und daß Herr Staatsrath Thaer mir, sobald er jenen Bericht gelesen hatte, auftrug, aufs möglich-schleunigste Versuche mit der Heilart anzustellen. Meine erste Sorge war, mir sogleich Dreher zu verschaffen und zufällig waren im Laufe des August ein Paar Thiere von der Drehkrankheit befallen worden, die sich jetzt noch im Stalle befanden und herrlich zu meinem Vorhaben paßten. Ich unterwarf sie der nachstehend beschriebenen Behandlung, die ich mir aus dem Aufsatz des Hrn. v. Neirac, so gut als es sich thun ließ, abstrahirt hatte.

Im Allgemeinen bemerke ich noch zuvor, daß das Instrument, dessen ich mich bei den ersten Operationen bediente, ein gewöhnliches Eisen war, womit man hier den Böcken Nummern in die Hörner brennt; ich verwarf es aber bald als mangelhaft und machte mir ein anderes, welches die Form eines länglichen Knopfs oder abgestumpften Kegels besaß und an der Spitze etwa $1\frac{1}{2}$ Linie im Durchmesser hatte. Dieses Eisen machte ich nur ganz schwach rothglühend.

Den zu behandelnden Thieren ließ ich die Wolle erst vom Kopf scheeren und dann drückte ich das Eisen so lange auf den Kopf des Thiers, den mir ein Mann festhielt, bis ich vermuthete, das es tief genug eingedrungen sey; konnte ich durch Hin- und Herschieben der Haut die Hirnschaale sehen, so war

der Brand hinlänglich, sah ich sie nicht, so brachte ich das Eisen nochmals an.

Ich führe nun kürzlich jedes einzelne von mir behandelte Thier mit seinem Verhalten auf.

a.

Ein sechs Monat altes Zibbenlamm drehte seit 4 bis 5 Wochen und befand sich, da es der Heerde nicht mehr auf die Weide folgen konnte, seit dieser Zeit im Stall. Am 13ten September brannte ich es auf beiden Seiten des Kopfs, nämlich: über das Auge und Ohr jeder Seite hinter den Hornansatzstellen. Den 14ten vertiefte ich diese Stellen mit dem erwähnten zweiten Eisen, so daß man die blanke Hirnschaale auf dem Grunde der Wunde sehen konnte. Am 15ten floß aus beiden Wunden jene klare lymphatische Feuchtigkeit und das Thier fraß mit mehrerem Appetit. Den 16ten konnte es schon wieder auf die Weide gehen, wo es sich bis Heute fortwährend ganz gesund erhalten hat. Die Wunden eiterten noch mehrere Tage lang.

b.

Ein zweites 8 Monat altes Zibbenlamm drehte seit 8 bis 14 Tagen zwar stark, fraß jedoch im Stall immer noch munter. Ich brannte es den 14ten September, wie das vorige, auf zwei Stellen des Kopfes. Den 15ten und 16ten bemerkte man einige Besserung, doch taumelte es noch zu sehr, um auf die Weide gehen zu können. Den

18ten eiterten die Wunden, besonders die auf der rechten Seite, welche am tiefsten gebrannt war, sehr stark und das Lamm war so munter, daß es mit der Heerde ausgetrieben werden konnte. Man hat ihm bis jetzt keine Spur der Krankheit mehr ansehen können.

c.

Ein sehr schwächliches gegen sechs Monat altes Bocklamm schien im Anfang des Septembers drehend werden zu wollen und mußte im Stall behalten werden. Ich brannte es den 14ten September bloß vor die Stirn. Den 16ten entdeckte ich, daß es schon vollkommen drehte und brannte es nun noch oben auf den Kopf hinter das rechte Horn. Es war diesen und den folgenden Tag sehr krank, fraß nicht, lief rückwärts und drehte häufig. Den 18ten besserte es sich so merklich, daß es den 19ten wieder mit der Heerde auf die Weide gehen konnte.

d.

Ein 9 Monat altes Zibbenlamm bekam am 13ten September epileptische Anfälle und lag ohne etwas zu fressen bis den 17ten. Ich gab ihm etwas Zinkblumen in Latvergenform ein. Den 18ten fing es an wieder etwas zu fressen und den 19ten konnte es schon laufen. Erst jetzt bemerkte ich, daß dieses Thier auch drehte und brannte es deshalb gleich vor die Stirn und auf die linke Seite der Hirnschaale. Den 23sten drehte es nicht mehr und

konnte mit auf die Weide gehen, wo es sich bis jetzt immer gut verhalten hat.

e.

Ein 8 Monnt altes Bocklamm hatte am 16ten September der Heerde nicht mehr gefolgt, war stehn geblieben, hatte getaumelt und überhaupt die vollkommenen Zeichen der Drehkrankheit gegeben. Es wurde mir am 17ten gebracht und nachdem ich es als wirklichen Dreher erkannt hatte, brannte ich es mit dem glühenden Eisen recht stark auf die Stirn und auf beide Seiten der Hirnschaale hinter die Hörner. Es konnte am 18ten, wo die Wunden eiterten, schon wieder auf die Weide gehen und hat sich bis jetzt von den gesunden Lämmern nicht mehr unterschieden.

f.

Noch ein 8 Monat altes Zibbenlamm hatte am 14ten September angefangen zu drehen und ich brannte es gleich oben auf die Hirnschaale rechts und links hinter die Hornansatzstellen. Die Wunden eiterten am 16ten stark und das Lamm war wieder so hergestellt, daß es auf die Weide gehen konnte, auf welcher es bis heute munter und gesund geblieben ist.

g.

Den einzigen Fall, wo mir die Operation nicht geglückt ist, habe ich nun nur noch zu erwähnen.

Schon seit 4 Wochen befand sich nämlich ein sonst sehr kräftiges Bocklamm als Dreher im Stall. Ich brannte es den 14ten September, wie das vorige Lamm, auf 2 Stellen des Schädels. Vom 16ten am eiterten die Wunden, das Thier war aber noch nicht besser; den 20sten eiterten sie noch stärker und das Thier ward auch noch kranker, es hing den Kopf so tief auf die Erde, daß es öfterer darüber stürzte. Ich brannte es nun nochmals recht tief auf die Stirn, mitten auf den Schädel und auf das Hinterhauptsbein. Vom 20sten bis 26sten konnte dies Thier nicht mehr stehen und fraß nur die ersten Tage im Liegen etwas Grünfutter. Die Wunden eiterten zwar, aber doch nur schwach und ich konnte den Ausfluß einer klaren oder blutigen lymphatischen Feuchtigkeit bei ihnen nicht bemerken, wie er gleich in den ersten Tagen bei den andern operirten Thieren statt gefunden hatte.

Ich ließ dies Thier endlich tödten, um seinen Kopf zu untersuchen und vorzüglich um zu sehen, in wie fern das Brennen auf den Schädel und das Gehirn einwirken. Zu diesem Behufe trennte ich sehr vorsichtig die Hirnschaale vom Kopfe ab und suchte die Blase, ich konnte sie aber auf der Oberfläche des Gehirns nirgends finden. Ich trennte hierauf die beiden Portionen des großen Gehirns und entdeckte eine sehr ansehnliche Blase zwischen ihnen, sie nahm einen großen Platz ein und hatte

die Gehirnsubstanz an die Wände der Höhle gedrückt. So auf allen Seiten von Gehirn umgeben konnte das Brennen unmöglich auf sie gewirkt haben. Ich untersuchte nun noch die Hirnschaale und fand, daß nur zwei Brandstellen bis auf die Knochensubstanz gedrungen waren und dort einen rothen Fleck erzeugt hatten; die übrigen drei waren nicht ganz durch die dicke Haut, die bei den Böcken auf den Kopf liegt, durchgekommen.

Unter sieben Fällen war also nur einer, bei welchem das Mittel nicht geholfen hatte und dieser war von der Art, daß nicht Unzulänglichkeit des Mittels, sondern die besondere seltene Lage der Blase Ursach davon war.

Sobald ich wieder von der Drehkrankheit befallene Thiere, auf vorbeschriebene Art mit dem glühenden Eisen behandele, werde ich eins nach seiner vollständigen Heilung oder auch schon während derselben tödten und den Kopf genau untersuchen, um den etwanigen Einfluß, welchen das Brennen auf das Gehirn und die Blase gehabt hat, zu entdecken.

Die vollkommne Richtigkeit der von Herrn Menzel (welcher neben anderen Geschäften die specielle Aufsicht über die Schäferei hier führt) vorstehend mitgetheilten Resultate seiner mit dieser für

die Schaafzucht hochwichtigen Entdeckung angestellten Versuche, bezeuge ich hierdurch. Wir haben unsre Herren Nachbarn gebeten, uns alle ihnen vorkommenden Dreher zur Fortsetzung des Versuchs und zur Vervielfältigung der Erfahrung zu übersenden und haben dadurch schon in diesen letzten Tagen Gelegenheit gehabt, die Operation bei 4 andern anzuwenden, von deren Erfolg wir aber am Schlusse dieses nur sagen können, daß erwünschter Anschein da sey. Wir dürfen auch, glaub ich, wegen der schnellen Mittheilung der Erfindung und unserer Versuche Anspruch darauf machen, daß diejenigen unserer Leser, welche die Operation zu versuchen sich veranlaßt finden, uns von dem Erfolge baldmöglichst Nachricht zu geben die Gefälligkeit haben und bitten inständigst darum; und zwar nicht blos um gelungene, sondern auch um fehlgeschlagene Versuche. Jedoch bitten wir zu bemerken, ob es auch entschieden die reine Drehkrankheit gewesen sey, indem diese mit anderen — z. B. mit den von der Bremsen-Larve entstehenden Zufällen, mit der Traberkrankheit und den epileptischen Anfällen — nicht selten verwechselt wird. Es ist von zu großer Wichtigkeit für die Schaafzucht und für das Allgemeine Beste, daß über die Zuverlässigkeit dieses Mittels bald entschieden würde, als daß wir eine Fehlbitte zu thun besorgen dürften.

Freilich müssen wir dann noch von der längeren Zeit die Entscheidung erwarten, ob die Heilung radikal und das Uebel nicht wiederkehrend sey, wie letzteres auch bei der gelungensten Ausziehung der Blase mehrentheils der Fall gewesen ist. Nach der längern Erfahrung des Hrn v. Neirac ist aber ersteres zu hoffen.

Möglin, den 1sten October 1822.

Thaer.

XIX.

Ueber den Zustand der Landwirthschaft in Frankreich.

Schreiben an den Herrn Carl Pictet von Herrn Lullin de Chateauvieux.

Grenoble, den 2ten Juli 1818.

Jede Regierung muß erkennen, daß sie, um machtvoll zu seyn, die einzige ausdauernde Basis der Macht, den Landbau befördern müsse.

Arthur Young reiste vor dreißig Jahren durch Frankreich und von diesem Zeitpunkte datirt sich die Erhebung des Landbaues zur Wissenschaft; denn seit der Erscheinung seiner Reisen haben wir unsere Beobachtungen über den Landbau so zu ordnen gelernt, daß allgemeine Resultate daraus hervorgehen können. Diese Methode hat uns nicht nur mit den mannigfaltigen Verrichtungen, welche

der Landbau anwendet, bekannt gemacht, sondern auch gezeigt, daß es eine regulaire Verbindung zwischen der Art der Verrichtungen, die in jedem Lande gebräuchlich sind, gebe, und daß sie, in dieser Verbindung zusammengenommen, ein besonderes System bilden.

Seitdem hat die Wissenschaft des Landbaues sich in mehrere Zweige getheilt: zu dem einen gehört der Abschnitt der ökonomischen Politik, der die Erforschung der Landbau-Systeme zum Gegenstande hat, indem sich ein anderer auf die Beschreibung der Verrichtungen beschränkt, wodurch diese Systeme ausgeführt werden.

Der größere Theil der Schriftsteller hat nur den letztern Zweig der Landbau-Wissenschaft im Auge gehabt, ohne das Verhältniß wahrzunehmen, welche die verschiedenen von ihnen beschriebenen Verrichtungen zu dem ganzen Systeme haben, wovon sie einen Theil ausmachen. Jetzt aber, wo der Geist des Zeitalters immer mehr dahin strebt, die Verbindung der Wirkungen mit ihren Ursachen zu erforschen und daraus Folgerungen zu ziehen, können isolirte Thatsachen kaum weiter mit Nutzen beschrieben werden. Um brauchbar zu seyn, müssen sie in ihrem ganzen Zusammenhange und Verbindung mit andern dargestellt werden.

Es muß eine Analogie vorhanden seyn unter den verschiedenen Umständen, die sich verbunden haben

das System einer durch ein ganzes Land eingeführten Wirthschaftsart zu bilden, und dies System muß, wenn es ein gutes ist, dem Boden, dem Clima, dem Kapital und den Bedürfnissen des Landes angemessen seyn, in welchem es vorherrscht. Wenn daher eine Revolution, wie in Frankreich, einen großen Theil der Grundeigenthümer in eine andere Lage versetzt hat, wenn sie mit den Eigenthümern den Zustand des Landes veränderte, wenn sie dem Volke andere Sitten und andere Gesetze gab, wenn sie folglich das Interesse und die Bedürfnisse des Volks abänderte; müssen sie auch die Einrichtungen des Landbaues umwandeln, um sich in die neue Ordnung der Dinge zu fügen.

Deshalb wäre es der französischen Regierung würdig, einen genauen Beobachter Arthur Young's Spuren nachreisen zu lassen, um zu erforschen, welche Veränderungen diese dreißig Jahre in der Cultur von Frankreich bewirkt haben. Eine solche Reise würde von großem Interesse seyn und von höchst wohlthätiger Wirkung. Sie würde uns belehren, nicht nur in welcher Ausdehnung, sondern auch nach welchen Grundsätzen der Ackerbau vervollkommnet sey; denn daß er dies sey, ist außer allem Zweifel, indem er eine viel größere Bevölkerung wie vormals ernährt.

Die letzte Zählung hat erwiesen, daß unsere Bevölkerung sich in diesen dreißig Jahren um drei

Millionen vermehrt hat, oder um den dreihundertsten Theil jährlich. Die Population von Frankreich ist also um den neunten Theil größer, als sie es 1788 war, und wenigstens ist die Production in demselben Verhältnisse vermehrt. Doch diese Vermehrung muß auch größer seyn, denn die Consumption der Individuen richtet sich nicht allein nach ihrer Zahl, sondern auch nach ihren Umständen. Und die mittlere Consumption eines jeden Einzelnen ist jetzt gewiß größer wie 1788, denn der größte Theil ist augenscheinlich besser genährt und besser gekleidet wie damals.

Es würde in der That von großer Wichtigkeit seyn, den Zustand des Landbaues in Frankreich genau zu bestimmen und besonders in Hinsicht der doppelten Weise, wodurch er vervollkommoet ist: nämlich eines Theils durch Beibehaltung der alten Weise und andern Theils durch die Abänderung des ganzen Cultur-Systems. Im erstern Falle beschränkt sie sich auf eine Verbesserung in der Ausführung der alten Methoden. Im andern Falle ist die Grundlage des Systems verändert, die Art und Ordnung der Produkte sowohl, als der Verfahrungsart. England hat die letztere Weise angenommen, Frankreich hat sich wohl mehrentheils bis jetzt nur auf die erstere beschränkt.

Beide Nationen haben ihre besondern Gründe dazu. Diese Gründe sind freilich wohl nicht die

Resultate einer vollständigen Ueberlegung, sondern mehr eine Art von allgemeinen Instinkt, der den Landbauern ein gewisses Gefühl giebt, welche Art von Verbesserungen sie unternehmen müssen, um ein gerechtes Verhältniß zwischen dem Landbaue und dem Zustande der bürgerlichen Gesellschaft zu erhalten. England mußte sein ganzes System abändern, weil daselbst ein schleunige Veränderung in der Quantität sowohl als in der Qualität der Bedürfnisse vorging, welche die Consumenten von den Producenten forderten. Da die Quellen des Wohlstandes sich in England auf einmal öffneten und die Consumption einen weit größeren Schlund öffnete als die Production, konnten die englischen Landbauer einen größern Gewinn mit ihren Auslagen machen. Dies war nicht so der Fall in Frankreich. Die politischen Umwelzungen auf dem Schauplatze dieses Reichs, haben bis jetzt die Landbewohner mehr als die der Städte begünstigt, indem die Unterdrückung aller Feudal-Lasten und die Theilung der großen Herrschaft jenen höchst vortheilhaft war, aber wenig Veränderung in dem Zustande der städtischen Einwohner hervorgebracht haben. In England ist es anders gewesen: die kleinen Landbauer sind durch große Eigenthümer verdrängt, großes Vermögen ist durch Manufacturen und Handel erworben, und so sind die Städte emporgekommen, während sie in Frankreich fast mehr in Fall gerathen

sind.

sind. Aus diesen entgegengesetzten Verhältnissen ist ein großer Unterschied in der Anhäufung des persönlichen Vermögens in beiden Ländern hervorgegangen. In England sind auf die Liste der Einkommen-Taxe 650,000 Capitalisten verzeichnet, während sich in Frankreich nur 100,000 Wahlmänner gefunden haben, welche die Taxe von 300 Francs bezahlen. Die kleinen Vermögen sind in beiden Ländern fast dieselben. Die 650,000 Contribuenten in England sind aus einer Bevölkerung von 16 Millionen genommen, die 100,000 Wahlmänner in Frankreich aus einer Bevölkerung von 28 Millionen. Hieraus sollte man schließen, daß in England nach Verhältniß $12\frac{1}{2}$ Mal so viel Reichthum wäre als in Frankreich. Dieses ungeheuere Uebergewicht rührt nicht vom Territorial-Werth her, denn Acker für Acker, ist der Grund und Boden von England nicht mehr merth, als der von Frankreich; der größere Reichthum besteht also im Capital-Eigenthum. Zugleich geht hervor, daß die Hälfte der Bevölkerung von England von dem Einkommen aus diesem ungeheuern beweglichen Capital lebe, während in Frankreich nicht der fünfte Theil davon unterhalten wird. Dies Mißverhältniß erklärt wiederum die verschiedenen Systeme des Landbaues, welche diese beiden Nationen angenommen haben.

In England hatte der Landbau die Forderungen einer höchst luxuriösen Consumption zu befrie-

digen, er mußte seine Produkte in Fleisch, Molkenwerk, Wolle, Pferde u. s. w. verwandeln, ehe er sie zu Markte brachte. Die Consumenten waren reich genug, ihm alle Kosten dieser Umwandlung zu bezahlen, so groß sie auch seyn mochten. Hierdurch hat der Boden von England so sehr gewonnen, indem die Mittel dieser Umwandlung ihn vor allem bereichern, und hierdurch ward wiederum der englische Landbauer in den Stand gesetzt, reichere Kornernten unter vortheilhaften Umständen hervorzubringen. Hätten die französischen Landbauer dieses Beispiel geradezu nachahmen wollen, so würden sie sich in ihrer Unternehmung sehr betrogen haben; denn sie würden nicht die Gelegenheit zum Absatze solcher Produkte gefunden haben, weil eine unvermögendere Bevölkerung sie ihnen nicht hätte bezahlen können. Die Masse des Volks in Frankreich verlangt nur das unmittelbare Produkt des Bodens, nur die verschiedenen Arten des Korns und nur diese finden allenthalben ihren Markt. Wie eine größere Menge von der vermehrten Bevölkerung erfordert wurde, bearbeitete der Landbauer seinen alten Acker besser und nahm noch mehreren unter den Pflug. Wenn man durch Frankreich reist, ist es klar, daß dies in der That der Punkt sey, womit die landwirthschaftliche Verbesserung aufhört. Die Saaten sind noch immer dieselben nnd so auch die Ordnung, in welcher sie

auf einander folgen, aber jede einzelne Verrichtung wird besser ausgeführt. Das letztere ist die Folge der größern Kraft und Intelligenz des Landbauers, der nun eine größere Anhänglichkeit für sein freies Eigenthum hat weil er der einzige Nutznießer seiner Aecker ist, seitdem er solche mit dem Zehntherrn nicht weiter zu theilen braucht.

Der Gewinn ist es allein, der die Landbauer reizt mehrere Kräfte anzuwenden, und sie nahmen nie ein neues Verfahren an, bevor sie sich durch den Augenschein nicht von den Vorzügen desselben auf's evidenteste überzeugt haben. Bevor also das gewöhnliche System des Landbaues abgeändert werden kann, müssen die Umstände eine Veränderung in den Verhältnissen zwischen Consumption und Produktion hervorgebracht haben, daher werden Veränderungen nur allmählig bewirkt. Landleute von festem Charakter gehen am schwierigsten von eingeführten Methoden ab, sie zweifeln am längsten an den Vortheilen eines bessern Systems. Sie haben oft recht; denn es ist bloß ein Zufall, wenn Neuerer den richtigen Punkt treffen, wo nach dem allgemeiner Zustande des Ganzen eine solche Veränderung von glücklichem Erfolge seyn kann. Sind diese Neuerer glücklich und finden sie Abnehmer für die Produkte ihrer neuen Cultur, dann nehmen gescheute Leute ihre Methode nach und nach an, bis dann endlich das neue System sich über das Ganze

verbreitet. Voltaire war bekanntlich sehr emsig, den Kleebau rundum Fernai einzuführen. Wir unterstanden uns zwar damals nicht, über ihn zu lachen, aber wir hatten wenig Glauben an sein landwirthschaftliches Experiment. Doch es glückte und heute sieht der kleinste Bauer seine Felder von Kleeblüthe geröthet. Ich sahe aus dem Fenster meines Landsitzes die Gegend um Fernai. Sie war vormals nackt und der Anblick verbreitete sich ununterbrochen über eine sandige Strecke, die nichts als kümmerlichen Roggen und Buchweitzen trug; kleine Haufen von elendem Vieh konnten sich kümmerlich auf den Stoppeln ernähren. Diese Fläche war das Eigenthum armer Landleute, deren Hütten man aus einer weiten Entfernung sehen konnte, weil sie mit keinen Fruchtbäumen umgeben waren; jetzt kann ich die größern Häuser in denselben Dörfern nicht mehr sehen, weil sie unter hohen Fruchtbäumen versteckt liegen. Die Ländereien, die eine Folge von Ernten, wechselnd Gras und Korn, tragen, sind größtentheils mit Weißdorn-Hecken umgeben. Großes Vieh, aus dem Schweitzer-Gebirge, weidet nun in diesen Koppeln und ihre Milch wird, in Käse verwandelt, bis nach Marseille geführt, um zu Schiffe zu gehen. Auf die Weise ist eine dürre Wüste unter unsern Augen in ein reizendes und fruchtbares Land verwandelt. Eine Verbesserung hat zur andern geführt, aber die ganze

Verbesserung nahm ihren Ursprung aus einer einzigen Neuerung in der Folge der Saaten.

Dies Beispiel beweist die Nützlichkeit des Studiums solcher Schriftsteller über den Ackerbau, welche eigene Erfahrung mit der Kenntniß der besten Systeme anderer Länder verbinden. Diese Systeme können zwar nicht allenthalben angewandt, noch plötzlich eingeführt werden, nothwendig muß man mit Vorsicht und Auswahl verfahren; aber es ist von unendlichen Nutzen für den Landbau in wenigen Bänden eine richtige Beschreibung aller der Systeme und Verrichtungen zu ertheilen, die hier und da glückliche Erfolge gehabt haben. Aus ihnen kann ganz Europa zugleich die sämmtlichen Verfahrungsarten, die Instrumente und die Fruchtfolgen kennen lernen, die in jedem Welttheile im Gebrauch sind. Von ihnen kann der Landbauer ohne Zeitverlust das auswählen, was für seinen Boden, sein Clima und seinen Absatz am besten paßt, wogegen sonst der Austausch landwirthschaftlicher Kenntnisse nur durch Auswanderungen, Revolutionen und Kriege bewirkt werden konnte.

Dieses Schreiben enthält so treffende und klare Bemerkungen, daß wir es für unsre Leser übersetzen. Jeder wird das darin gesagte auf die Verhältnisse seines Landes travestiren können, denn

diese sind in Deutschland mannigfaltiger und verwickelter als in Frankreich und England. Im diesseitigen preußischen Staate sind seit den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts wohl mehr Abänderungen im Systeme als in der Manipulation des Landbaues vorgegangen. Jene kann der Staat und schriftliche Belehrung bewirken, diese nur das in die Augen fallende Beispiel. Letzteres verbreitet sich von einem Punkte aus nur langsam.

Thaer.

XX.

Quartals-Bericht

vom 1sten October 1822.

Schon in den letzten Tagen des Juni erhielten einige Gegenden, in den ersten des Juli aber wohl die meisten mehr oder minder starke, zum Theil mit Sturm begleitete Regenschauer, welche zwar die Pflanzen erfrischten aber den sonderbar ausgedörreten Boden anzufeuchten selten zureichend waren. Ich erinnere mich einer öfteren sechswöchentlichen Dürre, aber ich weiß nie, daß sie so austrocknend und so erstarrend auf Boden und Pflanzen gewirkt habe, zumal wenn jener durch frühere Feuchtigkeit so durchdrungen war, wie diesmal. Die Luft hatte eine besonders ausziehende Eigenschaft, weshalb auch Topfpflanzen, die oft genug begossen wurden, der ihnen zusagenden Temperatur ungeachtet, durchaus zu keiner üppigen Vegetation

kamen und alles Holzwerk so austrocknete, daß die Fugen spalteten. Erst vom 10ten Juli an bekamen wir Regen der durchdrang und von nun an selbigen im großen Uebermaaß zur lästigen Störung der häufig in den ersten Tagen dieses Monats schon begonnenen Ernte.

Höchst erfreulich wirkte nun dieser mit ziemlich hoher Temperatur verbundene Regen auf alle noch nicht ganz abgestorbene Pflanzen und es entstand ein neuer Trieb in ihnen. Besonders wohlthätig war er den Wiesen und Weiden, auf welchen das Gras völlig vergangen schien und deren Boden gespalten war. Sie begrünten schnell und gaben, wieder alle Erwartung, bald die Hoffnung zu einer reichen Nachmaht. Nicht minder erholten sich die Kleefelder, die man nach dem ersten Schnitt mehrentheils aufgegeben hatte. Der frühen Gerste und dem frühen Hafer konnte der Regen zu Anfange des Juli wenig helfen, da ihre Körner fast reif waren. Aber der späten kleinen Gerste, die in der dürren Periode des Juni gesäet war, erwies er sich noch sehr wohlthätig; sie war, je nachdem die Körner eine mehr oder minder feuchte Lage bekamen, zum größeren oder geringeren Theil gelaufen und nun fing ein Theil an zu schoßen und schon in Aehren zu treten, während ein anderer hervorkeimte. In der Mehrheit der Fälle war des ersteren noch genug, um eine loh-

nende Ernte an Körnern zu geben und das nachgelaufene dient zur Vermehrung des Futters; aber in einigen ward man auch die einzelnen vorgekommenen Halme aufzugeben und den späteren Wuchs erst zu nehmen genöthiget, weshalb man jetzt zu Ende Septembers noch Gerste auf den Feldern findet, die glücklicher Weise noch von keinem Nachtfroste gelitten hat. Der junge Klee, der unter frühe Gerste gesäet, schon gelaufen war, schien nachmals abgesprungen und völlig verloren zu seyn; aber er hat sich über Erwarten wieder hervorgemacht und verspricht für das künftige Jahr ein geschlossenes Kleefeld.

Der Roggen war reif auf allem nicht kaltgründigem Boden, bevor durchdringender Regen einfiel; dieser konnte ihm also nicht helfen, sondern nur seine Einscheurung verzögern. Seine glückliche Blüthezeit hatte einen sehr vollständigen Ansatz bewirkt und wenn seine Körner gleich klein geblieben, so ist der Abdrusch doch ziemlich ergiebig und besonders sind die Körner mehlreich. Nur auf schrindigen Stellen ist er verschienen und wird das Abdreschen nicht verlohnen. Aber einen bedeutenden Vorzug hat der in Dreisch gesäete und dieser wird zur Zufriedenheit lohnen, wenn der in beständigem Pfluglande mit starker Düngung erbaute zurückschlägt.

Weitzen ist sehr ungleich. Auf mäßig feuchten

aber warmen Boden findet man ihn sehr gut, aber auf niedrigen kalten Boden ist er früh mit Rost befallen und davon verdorben; auf trockenen ist er vor der Ausbildung der Körner verdorret.

Die Hülsenfrüchte sind mit sehr wenigen Ausnahmen ganz schlecht zu nennen; überdies war ihre Ernte und Einbringung schwierig der häufigen Schauerregen wegen. Wenn nicht vom vorigen, darin so besonders gesegneten, Jahre noch ein grosser Ueberschuß vorhanden ist, so werden sich Erbsen sehr selten machen.

Der frühe Buchweitzen ist ganz mißrathen, der späte aber, welcher im Juni gesäet, nur einzeln an feuchteren Stellen keimte aber im Ganzen erst im Juli hervorkam, ist außerordentlich stark und ergiebig geworden.

Die Kartoffeln haben auf dürrem Boden, besonders, wenn sie früh gelegt waren, sehr gelitten, indem die jungen Knollen Austriebe gemacht und eine zweite Brut angesetzt haben, die immer unvollkommen bleibt und den ersten Ansatz auszehrt. Auf lockerem Boden aber, der die Feuchtigkeit in der Tiefe noch ziemlich anhielt, sind sie noch vorzüglich gerathen.

Im Allgemeinen steht die Ernte, so weit unsre Nachrichten reichen, bedeutend unter mittelmäßig und es hat wohl keinen Zweifel, daß ohne die großen Vorräthe von 2 bis 3 Jahren und ohne

den Drang nach Gelde die Preise merklicher gestiegen seyn müßten, als bisher geschehen ist. Im Juli ward die Besorgniß eines völligen Mißwachses aller Orten so groß, daß ein sehr schnelles nnd bedeutendes Steigen erfolgte, indem Spekulationen auf jenen Anschein begründet wurden. Da sich aber die vormals für den Seehandel angelegten und überfüllten Magazine eröffneten und das Getreide in das Land hinauf ging, so stockte der Verkehr wieder und als sich nun auch der beschleunigte Abdrusch der frühen Ernte zu den Märkten drängte, der Bedarf also überflüssig vorhanden schien, so fielen die Preise — mit Ausnahme des Hafers und der Erbsen — fast auf den Standpunkt herunter, worauf sie vor Johannis gestanden hatten. Erst seit der Mitte Septembers schienen sie sich, aber sehr langsam, wieder zu heben und es ist wahrscheinlich, daß sie zwar nicht in ein richtiges, dem diesjährigen Ernteertrage angemessenes, aber doch in ein mehr annäherndes Verhältniß kommen werden. Jenes ist deshalb nicht zu erwarten, weil zu einem Absatz nach England gar keine Aussicht, die aber, welche sich nach dem südlichen Europa aufs neue eröffnet haben soll, sehr ungewiß, auf allen Fall minder lucrativ ist.

Um den Stand der Getreidepreise, ihr Steigen und Fallen, unsern Lesern zur Uebersicht und Vergleichung darzustellen, entlehnen wir aus der

allgemeinen Preuß. Staatszeitung den monatlichen Durchschnitt derselben aus allen Preußischen Provinzen, welche diese Zeitung nach officiellen Berichten von allen größeren Städten der Monarchie zu geben pflegt. Er ist für den Berliner Scheffel nach Silbergroschen (30 = 1 Thaler) berechnet.

	Weitzen.	Roggen.	Gerste.	Hafer.
Preußen.				
Mai	51 1/6	29 1/6	16 1/12	11 5/12
Juni	51 7/12	31 1/2	18 7/12	12 11/12
Juli	55 3/4	36 1/6	25 1/2	18 2/3
August	51 1/6	28 11/12	21 11/12	15 5/12
Posen.				
Mai	54 1/3	26 1/4	17 3/4	12 1/4
Juni	54 1/3	31 5/12	20 1/2	15 1/4
Juli	60 1/4	39 1/6	30 7/12	26 1/12
August	49 7/12	34 1/2	27 5/12	24 1/6
Pommern und Brandenburg.				
Mai	49 7/12	24 1/12	17 1/3	13 1/2
Juni	51 5/12	27 3/4	19 1/4	16 3/4
Juli	56 1/3	36 1/4	25 1/4	23
August	50 3/4	32 1/4	23 11/12	20 1/3
Berlin insbesondere.				
Mai	49 5/6	25 3/4	19 5/12	16 1/4
Juni	57 2/3	33 1/3	26 1/3	21 1/3
Juli	59 1/12	37 7/12	33 1/2	27 1/6
August	55 5/6	34 1/4	26 5/12	23 1/3

	Weitzen.	Roggen.	Gerste.	Hafer.
Schlesien.				
Mai =	$63\frac{1}{4}$	$35\frac{11}{12}$	$27\frac{1}{12}$	$18\frac{7}{12}$
Juni =	65	$41\frac{1}{2}$	$31\frac{5}{6}$	$21\frac{11}{12}$
Juli =	$66\frac{1}{12}$	$47\frac{2}{3}$	$37\frac{1}{12}$	$28\frac{3}{4}$
August =	$63\frac{1}{3}$	$47\frac{5}{12}$	$36\frac{2}{3}$	$30\frac{1}{4}$
Sachsen.				
Mai =	49	$28\frac{7}{12}$	$22\frac{1}{2}$	$16\frac{1}{2}$
Juni =	$49\frac{7}{12}$	$31\frac{1}{6}$	$23\frac{7}{12}$	$18\frac{1}{12}$
Juli =	$57\frac{1}{2}$	$39\frac{1}{2}$	$33\frac{1}{3}$	$27\frac{3}{4}$
August =	$51\frac{7}{12}$	$36\frac{1}{3}$	$31\frac{5}{6}$	$25\frac{3}{4}$
Westphalen.				
Mai =	$64\frac{1}{2}$	40	$27\frac{2}{3}$	$17\frac{1}{12}$
Juni =	$63\frac{5}{12}$	$38\frac{1}{2}$	$26\frac{11}{12}$	$18\frac{1}{6}$
Juli =	$65\frac{5}{12}$	$43\frac{7}{12}$	$31\frac{1}{2}$	$22\frac{1}{6}$
August =	$57\frac{5}{6}$	$38\frac{11}{12}$	$29\frac{1}{6}$	$25\frac{1}{2}$
Rhein-Provinzen.				
Mai =	$52\frac{1}{12}$	$30\frac{1}{2}$	$23\frac{1}{2}$	$14\frac{5}{12}$
Juni =	$53\frac{1}{4}$	33	$25\frac{2}{3}$	$17\frac{1}{2}$
Juli =	$60\frac{1}{2}$	$43\frac{3}{4}$	$32\frac{7}{12}$	$25\frac{7}{12}$
August =	$60\frac{1}{4}$	$46\frac{5}{12}$	$38\frac{5}{11}$	$25\frac{1}{3}$

Es ergiebt sich hieraus, welchen Einfluß die Meinung über den Ausfall der Ernte auf die Marktpreise gehabt hat. In der Periode von Johannis bis Mitte Juli war das Steigen am schleunigsten und stärksten; nach dem letzteren Termin, als eingetretener Regen wieder Hoffnung für die Feld-

früchte erweckte, erfolgte neues Sinken und im August, wo mehrentheils Verschleuderung der Vorräthe eintritt, war der Weitzen fast ganz auf den Standpunkt des Mai, der Roggen in vielen Gegenden beinahe herabgefallen, und nur Gerste und Hafer blieben auf einen höheren. Seit der Mitte Septembers, wo man mehr Uebersicht vom Ausfall der Ernte gewonnen, fangen die Preise sich langsam zu heben an und am Schlusse des Monats steht in Berlin das gute Korn von

Weitzen	55 Silbgr.	Gerste	32½ Silbgr.
Roggen	41¼ =	Hafer	31¼ =

Im Wollhandel ist seit der Marktzeit ein Stillstand gewesen und wer sich zum Verkaufe drängte, hat niedrige Preise erhalten. Dem Vernehmen nach hat sich unter den englischen Fabrikanten die nicht ganz unbegründete Idee verbreitet, daß die Wolle im Verhältniß mit dem Getreide im Preise fallen müsse; sie zögern also mit ihrem Einkauf. Daher warten auch die Wollhändler den ferneren Gang des Handels ab, indem sie mit Vorräthen vorerst versehen sind und Angebote genug erhalten. Diese sind nun allerdings, der, durch die niedrigen Preise anderer Produkte, ausgeleerten Cassen wegen, sehr andringend und so wird das, was verkauft werden muß, wohlfeil losgeschlagen und auf diese Weise haben allerdings die Getreidepreise ei-

nen Einfluß auf die Wollpreise. Aber diese richten sich dann noch auf die Dauer nach dem Bedarf und der Nachfrage und diese werden im Ganzen des Jahrs von feiner Wolle nicht geringer als im vorigen seyn, zumal da sich für die superfeine ein neuer Weg nach Frankreich geöffnet hat, wohin, der starken Inpostirung ungeachtet, weit mehr wie vormals geht. Ich bin daher ziemlich überzeugt, daß ich schon im nächsten Quartals-Bericht einen lebhafteren Wollverkehr werde anzeigen können.

Die Preise anderer thierischen Produkte sind freilich noch geringe, scheinen sich aber doch etwas zu heben. Butter findet wenigstens Absatz, nach fettem Rindvieh ist mehr Nachfrage, nach Hammeln aber sehr wenig. Nutz- und Arbeitsvieh ist sehr wohlfeil, besonders aber sind es Pferde.

Mit dem Absatze der Oelsaat scheint es etwas günstiger zu werden, da sie in England gestiegen und der Wallfischfang keineswegs, wie es früher hieß, ergiebig gewesen ist.

Der Herbstbestellung ist der September sehr günstig gewesen, da er mehr trocken als naß, aber doch feucht genug war, um den Boden mürbe zu erhalten und das Keimen der Saat zu bewirken. Nach der frühen Ernte ist vermuthlich diese Bestellung jetzt vollendet, mit Ausnahme der Gegenden, wo man auf einem reichen und thätigen Bo-

den das Ueberwachsen der Saat vor Winter noch scheuet.

In vielen westlichen Gegenden, schon jenseits der Elbe, und noch mehr zwischen der Weser und dem Rhein, wird man in diesem Herbste um so mehr zur Verspätung der Aussaat veranlaßt, da sich die Mäuse in ganz unheheurer Menge eingefunden, dem verspäteten Sommergetreide, Kartoffeln und Rüben, schon sehr großen Schaden gethan haben und nun auf die Saat fallen mögten. Ja man versichert, daß Landwirthe und Gemeinden in bedeutenden Distrikten entschlossen wären, die Winterungssaat ganz zu unterlassen. In unsern östlichen Gegenden finden sich zwar auch viele Mäuse, doch kaum so viele, wie im vorigen Herbst, wo sie doch nicht bedeutenden Schaden angerichtet haben. Ein alter Spruch sagt: eine Maus im Frühjahr ist schlimmer wie tausend im Herbst.

Sehr verschieden lauten die Nachrichten über den Futtergewinn. In manchen Gegenden äußert man große Besorgnisse darüber, in andern glaubt man ungewöhnlichen Ueberfluß daran zu haben. Nach der Grunderde und Lage der Wiesen müssen allerdings die trockenen und nassen Perioden dieses Jahrs eine sehr verschiedene Einwirkung gehabt haben und der im Juli erfolgte Regen ist den schwammigen beim zweiten Graswuchse mehr zu statten gekommen, als den thonigen, die große

Spal-

Spalten während der Dürre bekommen hatten. Vom Klee war aber doch der erste Wuchs schon gut, wie die Dürre eintrat und der zweite ward es — so ausgebrannt er auch aussah — als Regen einfiel. Ueber Mißrathen der Kartoffeln klagt man in vielen Gegenden, wogegen sie in andern, namentlich der unsrigen, sehr gut ausfallen und uns aller Besorgniß für Futtermangel überheben. Der Ausfall des Sommer- und Erbs-Strohs ist freilich bedeutend, wo nicht das reichliche und schön eingekommene Buchweitzen-Stroh es ersetzt. Die treffliche Begrünung der Aenger und der Stoppel, die bei der Ernte so kahl war, wird den Schaafen sehr zu statten kommen, wenn der Herbst einigermaßen günstig ist.

Thaer.

Verbesserungen.

In der XI. Abhandlung des X. Bandes „die gegenwärtige Zeit und ihre Erwartungen" haben sich folgende zum Theil den Sinn entstellende Druckfehler eingeschlichen, welche man zu verbessern bittet.

Seite 307 Zeile 2 von unten statt Capitale umgeschaffen lies Capitale neu geschaffen
" 313 " 8 von oben st. feine Arbeit l. feine Arbeit
" — " 9 von unten muß nach dem Worte: höher, ein Punkt stehn und das folgende Wort kommen mit einem großen Buchstaben anfangen
" 328 " 8 von oben st. Anwendung l. Aenderung
" 329 " 10 " " st. und was doch l. wo es doch
" 329 " 5 " unten st. zu treffenben l. zutreffenden
" 341 " 6 " " st. bis l. bis
" 344 " 8 " oben st. urterlegen l. unterlegen
" — " 10 " " st. bestimmen l. bestimme
" 345 " 6 " " st. garade zu l. gerade zu

Gedruckt bei Friedrich Späthen.

Litterarischer Anzeiger.

Vorläufige Anzeige.

In meinem Verlag erscheint binnen etwa 9 Monat:

Reise

zum Tempel des Jupiter Ammon in der Lybischen Wüste

und nach

Oberägypten

nebst

Aufgrabung der großen Pyramide bei Sakkara

von

Heinrich v. Minutoli,

Königl. Preuß. General-Major, Ritter des St. Johanniter- und des Rothen Adler-Ordens zweiter Klasse mit Eichenlaub, auch Ehrenmitgliede der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Nach den Tagebüchern desselben herausgegeben und mit Beilagen begleitet

von

Dr. E. H. Toelken,

Professor an der Universität zu Berlin.

Mit einer Karte des Karavanen-Zuges durch die Wüste und 30 Tafeln in Steindruck.

Da Seine Majestät der König geruhet haben, mir einen bedeutenden Beitrag zu den großen Kosten dieses Unternehmens allergnädigst zu bewilligen, so kann ich — abgesehn von dem hohen Interesse, den diese Reise überhaupt erregt — ein Werk versprechen, welches auch in typographischer und lithographischer Hinsicht ausgezeichnet seyn wird. Der Text wird in groß Quart gedruckt, die

Tafeln in Imperial-Folio lithographirt, die nähere Uebersicht des Werks und eine Einladung zur Subscription aber binnen vier Wochen ausgegeben werden.

Berlin, den 18ten October 1822.

August Rücker.

Ankündigung für Gebildete.

Das allgemein bekannte, in allen Literatur-Zeitungen und kritischen Blättern als: „für den Handgebrauch durch Richtigkeit und Vollständigkeit ohne Weitläufigkeit, so wie durch Bestimmtheit im Ausdrucke, alle ähnliche Schriften übertreffende Deutschung-Wörterbuch" von Fr. E. Petri, wird, mit mehr als 4000 Wörtern vermehrt, in der mit richtiger Betonung und Aussprache der fremden Ausdrücke versehenen, vierten Auflage, unter dem Titel:

Gedrängtes

Handbuch der Fremdwörter,

in

deutscher Schrift- und Umgangssprache;

zum

Verstehen und Vermeiden jener, mehr oder weniger, entbehrlichen Einmischungen,

herausgegeben

von

Dr. Fr. Erdm. Petri,

Kurheß. Kirchenrathe, Professor ꝛc. in Fulda.

zu Anfange des künftigen Jahres wiederum erscheinen.

Bis dahin wollen wir 2 Thlr. Convent. Geld oder 3 Fl. 36 Xer Rhein. Vorausbezahlung auf

das ganze Werk (wenigstens 50 Bogen stark, auf gutes Papier mit aller Raum-Ersparniß gedruckt) so annehmen, daß 1 Thlr. bei der Unterzeichnung und 1 Thlr. bei Ablieferung der ersten Hälfte des Drucks im Jan. 1823 bezahlt werden. Die zweite Hälfte des Buchs wird zu Ostern 1823 unentgeldlich nachgeliefert.

Man kann bei uns und in jeder deutschen Buchhandlung darauf Bestellung machen.

Auf 6 Exemplare wird das 7te frei gegeben und jeder Sammler darf darauf auch in allen andern Buchhandlungen, ohne Preißerhöhung oder Porto-Ersatz, Anspruch machen.

Im Weigerungfalle oder an Orte, wo keine Buchhandlungen in der Nähe sind, werden wir die Exemplare portofrei liefern.

Nach dem Erscheinen der ersten Hälfte des Werks tritt der künftige Ladenpreis von 3 Thl. Convent. Geld odee 5 Fl. 12 Xr. Rh. ein. Die Erfüllung der obigen Versprechungen aber wird hoffentlich in unsrer Unterschrift begründet seyn.

Dresden, im September 1822.

Arnoldische Buchhandlung.

Unter den obigen Bedingungen bin ich erbötig, mit Ertheilnng des 7ten Freiexemplars, Subscribtion anzunehmen.

August Rücker.

Literarische Anzeige.

So eben ist in unserm Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

v. Gasparin's Abhandlung von den ansteckenden Krankheiten der Schaafe. Gekrönte Preisschrift. Aus dem Franz. mit Anmerkungen von Dr. J. F. Riemann, Königl. Preuß. Regierungs- und Medizinalrath. Mit einem illuminirten Kupfer. 8. geh. 21 gr.

Zu einer Zeit, wo man auch bei uns den

Werth der Schaafzucht immer mehr schätzen lernt und sie mit unendlich mehr Aufmerksamkeit, als bisher, betreibt, bekommt auch die Schaafarzneiwissenschaft einen andern Standpunkt. Ihre Bedeutung in praktischer Beziehung steigt mit dem Preise des Thiers, und unsere Schaafzüchter dürfen daher gegen ihre Erweiterung nicht gleichgültig seyn.

Der Werth der vorliegenden Schrift wird hinlänglich beurkundet durch den Namen des Herrn Uebersetzers, der seine Zeit nur würdigen Gegenständen widmen kann. Die Anmerkungen, mit welchen er die Uebersetzung ausgestattet hat, werden ihm den Dank eines jeden Landwirths nnd Thierarztes verdienen, und sie sowohl als das gut und sauber ausgeführte Kupfer einen bedeutenden Vorzug vor dem Original gewähren.

Halle, im Julius 1822.

Hemmerde und Schwetschke.

Im Industrie-Comptoir in Leipzig sind so eben folgende interessante Schriften erschienen.

Das beste Mittel gegen zu niedrige Getreidepreise, in einer Darstellung an die Societät der Aufmunterung; nebst den Protokollen, über die zu Saint-Ouen, bei Paris, angestellten Versuche zur Aufbewahrung des Getreides in einem Silo, oder in einer unterirdischen Grube; vom Baron Ternaux. Mit einem Kupfer. Aus dem Französischen. gr. 8. 12 Gr.

Das Original dieser kleinen Schrift wurde des allgemeinen Interesses wegen, auf Befehl der franz. Regierung zum Druck befördert. Der rühmlichst bekannte Verfasser derselben zeigt darin: wie der Capitalist seine, jetzt der Circulation im Staate entzogenen, Capitalien vortheilhaft anlegen kann; der Landwirth wird in ihr ein Mittel finden die Getreidepreise, den Cultur-Kosten des Getreides

entsprechend, zu leiten; und jedem Staatsbürger muß sie willkommen seyn, weil in ihr der Weg zur Ausgleichung der Geld-Circulation, mithin zur Belebung des Handels und der Gewerbe gezeigt wird.

Die wohlfeilste und bequemste Branntweinbrennerei, wie sie in jedem beliebigen Theile der Wohn- und Wirthschaftsgebäude ohne alle Feuers-Gefahr beerieben werden kann, mit besonderer Rücksicht auf Kartoffelbrennerei. Mit Kupfern. Zweite Auflage in 8. 12 Gr.

Die erste Auflage dieser kleinen, auf Kosten des Verfassers erschienenen, Schrift vergriff sich sehr bald, weil sie sich durch ihren einfachen und deutlichen Vortrag, so wie durch Neuheit und Zweckmäßigkeit der darin ausgesprochenen Ideen besonders empfiehlt.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anweisung

allerlei Flächen

auf eine leichte und sichere Art auszumessen und zu berechnen.

Mit 3 Kupf. gr. 8. broch. 10 Gr.

Oekonomen und Besitzer von Grundstücken finden hier eine faßliche Anweisung, wie ohne weitere geometrische Kenntnisse, Felder, Wiesen, Gärten, Teiche u. d. gl. zu vermessen und ihr Inhalt zu berechnen ist.

Nachricht für Gutsbesitzer und Oekonomen.

Zur Beantwortung mehrerer deshalb gethaner Anfragen wird hierdurch bekannt gemacht, daß folgende nützliche Werke von den rühmlichst bekannten Verfassern für die dabei bemerkte sehr ermäßigte Preise durch alle Buchhandlungen bezogen werden können:

Beiträge zur Kenntniß der Bienen und ihrer Zucht, für Naturforscher und Bienenfreunde von Matuschka. 2 Theile. 8. Züllichau, bei Darnmann. statt 3 thl. 6 gr. für 2 thl.

Sicheres aber auch einziges Mittel, Länder zu bevölkern, die Gutsbesitzer zu bereichern und die Unterthanen wohlhabend und glücklich zu machen, von eben denselben Verfasser. 8. ebendaselbst. statt 10 gr. für 6 gr.

Systematisches Handbuch der deutschen Landwirthschaft, zum Unterricht für gebildete Leser von Dr. F, B. Weber. 1r 2r Th. gr. 8. ebendaselbst statt 1 thl. 14 gr. für 1 thl. 2 gr.

Folgendes neue sehr interessante Werk des Königl. Oberforstrathes und Professors Dr. W. Pfeil hat so eben die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen für 3 thlr. zu haben:

Grundsätze der Forstwirthschaft in Bezug auf die Nationalökonomie nnd die Staatsfinanzwissenschaft. 1r Bd. oder staatswirthschaftliche Forstkunde. gr. 8. Züllichau, bei Darnmann.

Die Bierbrauerei in ihrem ganzen Umfange, durchaus praktisch bearbeitet von C. W. Schmidt, Verfasser der Gewerksschule, der mechanischen Technologie, des verbesserten Brenn- und Destil-

lirapparats u. a. m. gr. 8. Züllichau, bei Darnmann. 1 thl. 8 gr.

Hat auch den Titel:

Lehrbuch der speciellen Bierbrauerei von C. W. Schmidt. gr. 8. Züllichau, bei Darnmann.

So eben ist erschienen und alle Buchhandlungen versandt worden:

Neuer Albertus Magnus, oder auserlesene erprobte ökonomisch-technologische Kunststücke. Von J. C. Bekker. 1r Th. gr. 8. Züllichau, bei Darnmann. broch. 8 gGr.

Hat auch den Titel:

Neue Sammlung erprobter Rathschläge, Rezepte und Mittel zur eigenen Berathschlagung und Selbsthülfe, für Hausväter und Hausmütter, aber auch für Künstler, Fabrikanten, Oekonomen u. s. w. herausgegeben von J. C. Bekker. Erstes Dreihundert. gr. 8. Züllichau, bei Darnmann.

Bei mir sind erschienen:

Abriß
der
Ständischen Verfassung
der
Preußischen Monarchie
von
E. F. d. V.
(8. Preis 8 Gr.)

Anweisung
zur
orthographischen
Horizontal-Projection
der
Unebenheiten der Erdoberfläche
oder zum
Bergzeichnen.
Nach
einer neu entwickelten Theorie
von
F. A. Netto,

der W. W. Doctor und Lehrer an der Königl. Allgemeinen Kriegesschule zu Berlin.

Mit drei zur Theorie gehörigen Kupfertafeln und einer systematisch geordneten Reihe von sieben Musterblättern für den Ausdruck aller geometrisch und physisch-möglichen Bergformen.

gr. 8. die Kupfer Queerfolio. 2 thl. 16 gr.

Vorstehendes Werk eines in diesem Fache der gelehrten Welt hinlänglich bekannten Verf. enthält eine vollständige Theorie der Bergzeichenkunst neu aus der orthographischen Projection entwickelt. Es finden sich in demselben alle Aufgaben dieser Wissenschaft auf dem Wege der Zeichnung und der Rechnung gelöset, ferner eine vollständige Anweisung zum Projiciren der Oberfläche eines Modellberges, endlich, die Lehmann'sche und die v. Müffling'sche Gradations-Leiter für die Erdabhänge von 5 bis 45°, so wie die meisten frühern Gradationsleiter.

Ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, kann behauptet werden: daß in diesem Werke zum erstenmale die Theorie — mehrentheils nach neuen Ansichten des Verf. — so vollständig und deutlich abgehandelt worden sey.

Die dem Werke beigefügten ganz vorzüglich zum praktischen Studium geeigneten, sehr schön und richtig gestochenen 7 Musterblätter enthalten eine ebenfalls neue Analyse aller physisch und mathematisch möglichen Bergoberflächen, nebst der

Anwendung der Bergzeichenkunst auf militairische und ökonomische Gegenstände. Außerdem sind 3 Kupfertafeln zur Erläuterung der Theorie beigegeben.

Es empfiehlt sich dadurch dieses Werk als ein ganz besonderes brauchbares Lehrbuch zum Unterricht in dieser Wissenschaft für Militairschulen, Forst- und Bergakademien, so wie zum Selbststudium.

Unentbehrliches
Taschenbuch
für
Frauen;
oder
Anleitung
die weibliche Gesundheit und Schönheit
zu
erhalten und zu erhöhen.
Von
einem praktischen Arzte.
Mit einer Kupferbeilage.
8. sauber cartonirt Preis 20 Gr.

Gesundheit und Schönheit sind die unentbehrlichsten Bedingungen zur Wohlfahrt der Frauen. Eine Anleitung, welche lehrt, wie diese unschätzbaren Güter erlangt und erhalten werden können, bedarf daher — besonders wenn solche, wie die vorliegende, von einem praktischen Arzte anziehend ertheilt wird — keiner weitern Anpreisung. Es wird genügen zu bemerken: daß diese Anleitung in Eilf Abschnitten nebst den speciellen diätetischen Vorschriften, geprüfte Anweisungen zur Pflege der Haut, der Haare, der Nägel, der Augen, der Zähne, der Brust und der Füße mittheilt, und ihrem Zwecke: weibliche Gesundheit und Schönheit zu erhalten und zu erhöhen gewiß entsprechen wird.

Der

vollkommene Conditor

oder

Anweisung

alle Arten Zuckerwerk, Macaronen, Dragees, Pastillen, Marzipan, Conserven, Marmeladen, Compots, Gelees, Marsellen, Fruchtsäfte, Gefrornes, desgleichen feines Backwerk und Pasteten

zu verfertigen;

Früchte in Zucker oder Brauntwein

einzumachen;

Liqueurs, Cremes, Huiles und Ratafia's

zu destilliren;

auch

Chocolate, Kaffee, Thee, Bavaroise, Limonade, Orgeade, Citronelle, Sorbets, Punsch, Cardinal und Bischof

zu bereiten.

Von

Franz Seebach,

Hof-Conditor.

Mit drei lithographirten Zeichnungen.

Nach der sechsten Auflage des Werks:

Le Confiseur Royal per Madame Utrecht-Friedel.

Preis: 16 Gr.

Dieses nützliche Werk, welches in der Ursprache bereits 6 Auflagen erlebt hat, zeichnet sich besonders dadurch aus: daß die mitgetheilten Recepte deutlich vorgetragen und leicht zu bereiten sind. Da der Nachtisch zu den vorzüglichsten Freuden der Tafel gehört, so wird diese Anweisung, welche ihn in angenehmen Formen schmackhaft zu bereiten lehrt, gewiß allen Frauen höchst willkommen und selbst für Männer vom Fach, lehrreich seyn.

Auf vorstehend benannte beide Werke ersuche ich die geehrten Leser der Annalen ihre Gattinnen und Töchter aufmerksam zu machen.

August Rücker.




Mögliche
Annalen der
Landwirthschaft
10 Band






Inches
1
2
3
4
5
6
7
8
Centimetres
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
Farbkarte #13
B.I.G.
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black